

Biographien : B

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **68-69 (1958)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

im Volke leben sie immer noch weiter und werden stets wieder gesungen.

Das Leben Karl Attenhofers war ein Schreiten von Erfolg zu Erfolg, und in ihm ist wohl die höchste Blüte des schweizerischen Männerchorgesanges verkörpert. Seine großen Erfolge in Schulen, Vereinen, an Konzerten, Gesangfesten und Sängereisen beruhen auf den vorzüglichen Eigenschaften, die den Musiker durchs ganze Leben begleiteten: feuriges Temperament, große stimmliche Begabung, feinsinniges Erfassen der Kompositionen, Anpassungsfähigkeit an das technische Können der Sänger, Ausdauer und Geduld beim Einüben von Gesangswerken. Seine charakterlichen Tugenden, Offenheit, Geradheit, Beständigkeit, Konsequenz im Urteil, seinen Sinn für Lob und Tadel zur richtigen Zeit, sein Humor und seine natürliche Autorität halfen dabei wesentlich mit.

Die gesamte Sängervelt der Schweiz betrauerte 1914 den Tod des populären Musikers. Der Stadtrat von Zürich stiftete dem großen Sänger ein Ehrengrab auf dem Enzenbühl.

LITERATUR: AUG. GLÜCK, *Karl Attenhofer*, Hug & Cie. – ERNST ISLER, *Karl Attenhofer*, in *Neujahrsblatt der Allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich auf das Jahr 1915*. – C. SCH., *Karl Attenhofer*, in *Am häuslichen Herd*, 1919, Hefte 9 und 10. – *Musikerlexikon*, S. 13. – *Zürcher Freitagszeitung*, 1914, Nr. 22. – *Vereinsblatt des Männerchors*, Zürich 1914.

Walter Fischer 27

Attenhofer, Peter Karl, Regierungsrat, von Zurzach, * 17. Juni 1765, † 28. Januar 1844 in Zurzach. Nachdem der letzte Landvogt von Baden, Hans von Reinhard, von seinem Amte zurückgetreten war, wurde am 22. März 1798 Attenhofer als Mitglied in die provisorische Regierung der Stadt und Landschaft Baden gewählt, am 19. April als Senatsmitglied des Kantons Baden. Im Gegensatz zur Mehrheit der Bevölkerung seiner Heimat protestierte er 1802 gegen eine Vereinigung von Aargau und Baden. Im neugegründeten Kanton

Aargau machte der tüchtige Verwaltungsmann und Politiker einen schnellen Aufstieg, indem er am 26. April 1803 in den Kleinen Rat gewählt wurde. Er betreute das Departement der Abgaben. Von 1806 bis 1808 gehörte er dem Appellationsgericht an und übernahm das Amt eines Bezirksamtmanns von Zurzach. Er zeichnete sich aus durch eine gewissenhafte Amtsführung und war deshalb in seiner Heimat eine geschätzte, markante Persönlichkeit. 1831 resignierte er, übte aber sein Großratsmandat noch aus bis zum Jahre 1834. Seinen Wohnsitz hatte er im «Großen Hirschen».

LITERATUR: NOLD HALDER, *Geschichte des Kantons Aargau*, 1. – 150 Jahre Kanton Aargau im Lichte der Zahlen, Aarau 1954.

Walter Fischer 28

Bäbler, Johann Jakob, * 3. Mai 1836 in Schwanden (Glarus), † 14. Juli 1900 in Baden (im Hause seines Schwiegersohnes, Fürsprech Lehner). Maturität am Gymnasium Aarau. Studium der alten Sprachen, der Philosophie, Germanistik und Geschichte an den Universitäten Basel und Bonn, Doktorpromotion in Basel über das Thema *De C. Musonio Rufophilosopho Stoico* (1859). Bezirkslehrer in Brugg (1859–1866), Gymnasiallehrer in Bern für Latein, Deutsch und Geschichte (1866 bis 1876) und Privatdozent für Geschichte und Pädagogik. 1876 bis 1900 Lehrer an der Kantonsschule Aarau für Deutsch und Geschichte. Neben der gewissenhaften Führung des Unterrichts fand Dr. Bäbler Zeit, durch Vorträge, zahlreiche historische Abhandlungen in Zeitschriften und in anderer Weise auf weite Kreise zu wirken. Er begründete die *Brugger Neujahrsblätter* und hatte hervorragenden Anteil an der Gründung der Stadtbibliothek Brugg. 1881 bis 1887, also in der bewegten Zeit der Verfassungsrevision, leitete er die Kantonale Lehrerkonferenz und setzte sich für die Interessen der Schule ein. Er erwarb sich das Zutrauen der Lehrerschaft aller Stufen, und insbesondere gab

er für die Weiterbildung der Bezirkslehrer sprachlich-historischer Richtung in Sonderkonferenzen unermüdlich Anregungen, um den Zusammenhang der Bezirksschulen mit der Kantonsschule zu festigen. Die letzte große Arbeit, der er jahrelang nachging, war die Aufnahme der Flurnamen unseres Kantons. Mit philologischer Gründlichkeit hielt er von Gemeinde zu Gemeinde die Aussprache der Namen phonetisch fest und hinterließ so dem Staatsarchiv eine Sammlung von hoher wissenschaftlicher Bedeutung. Um die Mitte des 20. Jahrhunderts konnte die kantonale Flurnamenkommission auf der von Professor Bähler gelegten Grundlage ihre Tätigkeit beginnen und fortführen. Er selbst kam nur noch dazu, die Flurnamen des Amtes Schenkenberg zu veröffentlichen, eine Publikation, die heute noch vorbildlich ist.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Mitteilungen über die ältere Geschichte der Stadt Brugg*, Brugg 1863. – *Thomas von Falkenstein und der Überfall von Brugg*, Aarau 1867. – *Die Errichtung pädagogischer Seminare an den Universitäten*, Zürich 1873. – *Samuel Henzi's Leben und Schriften*, Aarau 1879. – *Reorganisation der aargauischen Mittelschulen*, Aarau 1882. – *Heinrich Zschokke, ein Lebensbild*, Aarau 1884. – Beiträge zu einer Geschichte der lateinischen Grammatik im Mittelalter, Halle 1885. – *Flurnamen aus dem Schenkenbergeramte*, Aarau 1889. – *Abriß der deutschen Grammatik*, zusammen mit S. HEUBERGER, Aarau 1891. – *Beiträge zur Bau- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Brugg*, im *Taschenbuch der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau*, 1896. – *Führer durch Aarau und seine Umgebung*, Aarau 1898. – Ferner zahlreiche Aufsätze, deren Titel im Programm der Aargauischen Kantonsschule 1900/01 verzeichnet sind (S. 16 ff.): *Argovia* III, IV. *Anzeiger für Schweizer Geschichte*, 1865, 1866. *Neues Schweizer Museum* IV. *Zeitschrift für Schweizerische Statistik* IX, 36. *Berner Bund* 1883, 1884. *Zeitschrift zur Geschichte des Oberrheins* XXXVII. *Euphorion* VII, 1. *Neue Zürcher Zeitung* 1899, 17. April bis 30. Juli.

NACHRUFE: *Programm der Aargauischen Kantonsschule 1900/1901*, S. 12–9. – *Badener Tagblatt* 1900, 165. – *Aargauer Tagblatt* 1900, 194. – *Aargauer Schulblatt* 1900, Nr. 15.

Karl Speidel 29

Bachmann, Jakob, von Bottenwil und Staffelbach, * 2. Februar 1874, † 24. April 1942. Notar und Gemeindeschreiber. Jakob Bachmann kam in Bottenwil als Sohn eines Landwirts zur Welt. Nach dem Besuch der dortigen Gemeindeschule machte der aufgeweckte Jüngling eine Lehrzeit in der heimatlichen Gemeindeganzlei und bildete sich hierauf in einem Notariatsbüro in Bümpliz bei Bern weiter, um sich für den Dienst in der öffentlichen Verwaltung vorzubereiten. Nach Erwerb des aargauischen Gemeindeschreiberpatents arbeitete er zunächst auf der Gemeindeganzlei in Oftringen, wurde im Jahre 1898 zum Gemeindeschreiber von Wittwil und 1900 von Staffelbach gewählt und besorgte nach der bald darauf erfolgten Verschmelzung von Wittwil mit Staffelbach während 44 Jahren die gesamte Verwaltung der beiden vereinigten Gemeinden. Während 24 Jahren war er gleichzeitig Gemeindeschreiber des benachbarten Wiliberg (1916–1940). Um das aargauische Notariatspatent zu erwerben, besuchte Jakob Bachmann einige private Notariatskurse und verlegte sich trotz der zunehmenden beruflichen Arbeitslast auf ein intensives Selbststudium, das im Jahre 1912 mit seiner Patentierung belohnt wurde.

Außerberuflich galt seine besondere Liebe der heranwachsenden Jugend in Familie und Dorf. Im Jahre 1901 hatte er sich mit Pauline Dätwyler von Wittwil verheiratet und wurde Vater von zwei Söhnen und einer Tochter. Während 28 Jahren leitete er das Schulwesen von Staffelbach als Präsident der Schulpflege, der er seit 1899 angehörte, und verstand es vortrefflich, jeweilen den ein- und austretenden Schülern mit einem herzlichen, aufmunternden Wort die Bedeutung des neuen Lebensabschnittes vor Augen zu führen. Den Erwachsenen, die den erfahrenen und kenntnisreichen Gemeindeschreiber oft in persönlichen Angelegenheiten aufsuchten, stand er stets uneigennützig mit Rat und Tat zur Verfügung. Mit dem kirchlichen Leben war Jakob Bachmann aus innerer religiöser Einstel-

lung eng verbunden. Während mehreren Amtsperioden gehörte er der Kirchenpflege von Schöffland an, in deren Sprengel die politische Gemeinde Staffelbach liegt; bis kurz vor seinem Tode amtierte er als Vizepräsident.

Daß eine so tatkräftige Persönlichkeit den Wirkungsbereich auch über den engern Gemeindebezirk hinaus zu erweitern suchte, ist selbstverständlich. Das Suhrental verdankt Jakob Bachmann das wohlgelungene Werk der Suhrenkorrektur verbunden mit der Güterzusammenlegung und der Katastervermessung sowie die Ansiedelung neuer Industrien. Sein Hauptziel, nämlich die Schließung der Bahnücke zwischen Schöffland und Triengen, scheiterte zu seinem Leidwesen an der Ungunst der Zeit, die für dieses Projekt noch nicht reif war. Dafür setzte er sich für die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse durch Vermehrung der Postautokurse ein. Für die Talschaft machte er sich ferner verdient als sachkundiger und loyaler Flurrichter. Dem Bezirk Zofingen diente er als Mitglied der Steuerkommission, und von der Aargauischen Finanzdirektion wurde er mit verschiedenen Sonderaufgaben auf dem Gebiete des Verwaltungs- und Steuerwesens betraut. Während 20 Jahren vertrat er ferner seine Kirchgenossen in der Synode der reformierten Kirche und hatte maßgebenden Einfluß auf die neue Kirchenorganisation.

Die starke Volksverbundenheit Jakob Bachmanns äußerte sich auch in seiner politischen Tätigkeit. Schon in Oftringen schloß er sich der freisinnig-demokratischen Partei an, die damals unter der überragenden Führung von Oberst Arnold Künzli stand. Erst 27jährig, wurde Jakob Bachmann als jüngstes Mitglied in den Aargauischen Großen Rat gewählt. Während 36 Jahren genoß er das Vertrauen der Wählerschaft, die ihn für neun aufeinanderfolgende Legislaturperioden stets mit hoher Stimmenzahl ins kantonale Parlament abordnete, das er 1937 als amtsältestes Mitglied verließ. Sechs

Jahre lang war er Mitglied der Begnadigungskommission, die er von 1929 bis 1933 präsierte. Der Armee diente er als pflichtgetreuer und geschätzter Fourier und Quartiermeister. Zahlreich waren die Ehrenämter, die er verwaltete; Ideale, die er des persönlichen Einsatzes für würdig fand, machte er sich zur Herzens- und Gewissenssache. An seiner Bestattung nahm eine überaus große Zahl von Personen aller Volkskreise aus dem Suhrental und dem Bezirk Zofingen teil und zeugte so für sein Ansehen und seine Wertschätzung. Zum Jubiläum seiner 20jährigen Amtstätigkeit ernannte die Gemeinde Staffelbach ihren um den kommunalen Fortschritt verdienten Gemeindegemeinschafter am 5. Juli 1918 zum Ehrenbürger.

QUELLEN: Nekrolog im *Zofinger Tagblatt*, Nr. 95, vom 25. April 1942. – *Abschied von Notar Jakob Bachmann* im *Zofinger Tagblatt*, Nr. 97, vom 28. April 1942. – *Gedenkschrift* (Grabrede von Pfarrer MARTI und Ansprache von Großrat J. FREY) 1942. – Persönliche Mitteilungen.

Nold Halder 30

Baldinger, Castor Joseph Dominik, von Baden, getauft 20. März 1760, † 8. Dezember 1810. Vertreter der Badener Familie Baldinger, die 1668 eine sehr leistungsfähige Druckerei gründete und in der Folge der Stadt eine Reihe von Geistlichen, Beamten und Schultheißen stellte. C. D. Baldinger wird als Sohn des Arztes und Schultheißen Dr. Johann Ludwig Baldinger und der Maria Dorothea Egloff früh Mitglied des Stadtrates, Stiftamtmann des Chorherrenstifts und amtierte von 1788 bis zur helvetischen Revolution als Schultheiß. Nach der Abdankung Hans Reinhards, des letzten Landvogts, tritt Baldinger im März 1798 an die Spitze der neungliedrigen provisorischen Regierung des Kantons Baden, wird hernach Mitglied des Kantonsgerichts und Präsident der Verwaltungskammer des aus den Vogteien erstandenen Kantons, dessen trostlose Lage zumal der Verwaltungskammer eine Sisyphusarbeit einträgt. Als deren Präsident wendet sich Baldinger im

Herbst 1800 persönlich an den helvetischen Vollziehungsrat in Bern und schildert dort in beweglichen Worten das Elend und die Hilflosigkeit des von allen Seiten bedrängten, von den fränkischen Truppen schamlos ausgeplünderten Kantons, worüber er nachher ein ausführliches Exposé in Bern einreicht.

Während der Verfassungswirren der folgenden zwei Jahre steht Baldinger auf der Seite der Föderalisten, wirkt in der Kantonstagsatzung, dann in der Verfassungskommission mit und bekämpft die Vereinigung Badens mit dem Aargau. Dies hindert ihn aber nicht, seit 1803 an den Geschicken des Großkantons tätigen Anteil zu nehmen. Von 1803 bis 1810 ist er Mitglied, 1808 Präsident des Großen Rates, 1803 bis 1806 Appellationsrichter, nach 1803 wiederholt Tagsatzungsgesandter und von 1806 bis zu seinem Tod Mitglied des Kleinen Rates, dazu 1807 Nachfolger des Landammanns Dolder im Finanzrat.

1808 beteiligte sich Regierungsrat Baldinger an den lange und zähe geführten Verhandlungen über die Schuldanforderungen schweizerischer Stände, Städte und öffentlicher Institutionen gegenüber dem Großherzog von Baden, der als Rechtsnachfolger der sogenannten vorderösterreichischen Ritter- und Prälatenstände auch der Bäderstadt im Aargau eine seit dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts anstehende Schuld von 11000 Gulden zahlen sollte. In Baden war man froh, endlich nach dem Verlust großer Zinsguthaben wenigstens drei Viertel des Kapitals retten zu können. Der Stadtrat verehrte Baldinger zum Dank ein schönes Fayence-Service im Werte von sieben Louisdor.

Sein Kollege im Kleinen Rat, Johann Heinrich Rothpletz, schildert Baldinger in einem Briefe an Stapfer als sehr fähige Persönlichkeit. Als Badener habe er wohl den Fortbestand des Kantons Baden gewünscht. Aber die Einsicht in dessen Lebensunfähigkeit und das Verhalten seiner Verwandten, des Veters Johann Lud-

wig Baldinger und des Exsenators Karl von Reding, hätten ihn zur Mitarbeit im Aargau bestimmt, wobei er sich auch als trefflicher Redner auszeichnete. Der jüngere Reding, ebenfalls Mitglied des Kleinen Rates, rühmt ihm eine schwer ersetzbare Gewandtheit in der Geschäftsführung nach. Baldinger hätte nach ihm ein Segen für den Kanton werden können, wenn ihn sein Egoismus nicht von edleren Zielen abgehalten hätte.

QUELLEN UND LITERATUR: Stadtarchiv Baden, Ratsprotokolle. – STRICKLER, *Akten-sammlung aus der Zeit der Helvetischen Republik*. – E. JÖRIN, *Der Kanton Aargau 1803–1813/15*. – R. LEUTHOLD, *Der Kanton Baden 1798–1803*. – W. MERZ, *Wappenbuch der Stadt Baden*.

Otto Mittler 31

Baldinger, Emil Albert, * 26. Juni 1838 in Baden, † 5. Januar 1907 daselbst. Kantonaler Oberförster und Nationalrat, Sohn des Posthalters Castor Dominik Baldinger und der Maria Elisabeth Dorer. Er genoß eine sorgfältige Ausbildung, besuchte nach der Kantonsschule Aarau die Ingenieurschule des Eidgenössischen Polytechnikums Zürich, wandte sich aber bald dem Forstwesen zu. Zur Vertiefung der Berufskenntnisse begab er sich hernach an die Forstschule Eisenach im thüringischen Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach und zum Studium der französischen Sprache nach Lausanne.

Schon im Herbst 1860 wird er Kreisförster des III. Kreises in Baden, wirkt hier 27 Jahre lang, bis er 1887 an Stelle des in den Regierungsrat gewählten Riniker zum Oberförster des Kantons ernannt wird. In beiden Stellungen, besonders aber in der Leitung des aargauischen Forstwesens, das unter ihm zu vorbildlicher Blüte gelangte, hat sich Baldinger bleibende Verdienste errungen. Im ganzen war er ein konservativer Forstmann. Er verstand insbesondere den Holzvorrat zu äufnen und die ausgedehnten Mittelwaldungen in Hochwald überzuführen. Als Mitglied des Nationalrates förderte er

auch das gesamtschweizerische Forstwesen, war von 1887 weg Redaktor der Fachschrift *Der praktische Forstwirt für die Schweiz* und hatte großen Anteil an der Gründung des Verbandes Schweizerischer Unterförster im Jahre 1899. Im Militär bekleidete er den Rang eines Obersten der Infanterie.

Politisch war Emil Baldinger seit Beginn der siebziger Jahre tätig. Er stand im Lager der gemäßigten Liberalen, bemühte sich um die Bundesrevision von 1874, war aber Gegner des Kulturkampfes. 1875 ließ er sich als Nationalratskandidat im Rheinkreis gegen den konservativen Salinendirektor Münch aufstellen, erfuhr aber eine scharfe Opposition und unterlag. Schon im folgenden Jahr kandidierte er wieder bei der Ersatzwahl für den in den Bundesrat berufenen Emil Welti, diesmal mit Erfolg gegen den Staatsanwalt Dr. Fahrländer, wodurch er es gründlich mit der freisinnigen Partei verdarb. Er trat im Nationalrat keiner Fraktion bei, wurde aber im Rheinkreis zu den Konservativen gezählt, denen auch die beiden andern Rheinkreisvertreter, Schmid und Münch, angehörten. Im eidgenössischen Parlament befaßte er sich rege mit volkswirtschaftlichen Fragen. Er wirkte besonders mit bei den Beratungen über Fabrikgesetz, Banknotenmonopol, Haftpflicht und Krankenkassenwesen und verfaßte 1888 im Auftrag des Industrie- und Landwirtschaftsdepartementes die Schrift über die Förderung der Hagelversicherung. Als Präsident der nationalrätlichen Kommission für das eidgenössische Forstgesetz trat er für die Erhaltung und Pflege des Schweizer Waldes wie für die Interessen des Verbandes der Unterförster ein. Den schweizerischen Holzhandel gegen die ausländische Konkurrenz zu schützen war ihm stets ein dringendes Anliegen bei der Beratung des Zolltarifs. Die Korrektur der Aare in ihrem Unterlauf von Brugg bis Koblenz ist hauptsächlich sein Werk.

Im Aargau gehörte er 1883 bis 1885 dem Verfassungsrat an, in dem er mit

aller Kraft für die Erweiterung der Volksrechte sich einsetzte. Für soziale Fragen hatte er einen aufgeschlossenen Sinn. Er gründete in seiner Heimat die Bezirkskrankenkassen und bemühte sich als Vorläufer von Nationalrat Eggspühler um eine Surbtalbahn. Das Ziel der beiden Initianten wurde nicht erreicht. Ihre Arbeiten aber waren doch entscheidend für die heutige großzügige Regelung des Postautoverkehrs im Surbtal.

Im Nationalrat ein «Wilder», gehörte Baldinger auch im Aargau keiner Partei an. Er pflegte sich selber zu bezeichnen als katholisch, wirtschaftlich-fortschrittlich und politisch unabhängig. In Baden war er langjähriger Präsident der katholischen Kirchenpflege, als solcher Mitglied der Synode und des Synodalrates.

VERÖFFENTLICHUNG: *Die Förderung der Hagelversicherung durch den Bund (und die Kantone)*. Im Auftrag des Schweizerischen Industrie- und Landwirtschaftsdepartementes (Mai 1888).

NACHRUFE: C. WANGER, *Nationalrat Emil Baldinger, Oberförster des Kantons Aargau, in der Schweizerischen Zeitschrift für Forstwesen 1907*. – *Badener Tagblatt* vom 7. Januar 1907.

Otto Mittler 32

Baldinger, Franz Heinrich, von Zurzach, Architekt und Zeichner. * 19. September 1827 in Zurzach, † 7. August 1887 in Stuttgart. Sohn des Franz Karl Baldinger, Spengler, und der Margaretha Henrika geb. Hirt. 1838 übergaben ihn die Eltern einem Onkel in Wien, der ihm eine gründliche Ausbildung ermöglichte. Nach der Realschule besuchte er das Polytechnikum, die Akademie der Wissenschaften. Er wollte Maler werden, wandte sich dann aber der Architektur zu. Er arbeitete zuerst im Atelier des Dombau-meisters Ernst, von dem er den Auftrag erhielt, den Turm des Stephansdomes aufzunehmen. 1849 verehelichte er sich mit Amalia Wilhelmine Ottilia geb. Albrecht und kehrte zehn Jahre später nach Zurzach zurück. Zunächst beteiligte er sich bei dem Wettbewerb um das Sankt-Jakob-

Denkmal und errang dabei den zweiten Preis. Er übersiedelte nach Zürich und lernte dort den Kunstprofessor Wilhelm Lübke kennen, für den er in der Folge bedeutende Arbeiten ausführte. Mit dem Architekten Wilhelm Boglei aus Wiesbaden übertrug er die zierlichen Zeichnungen Nohls für das Tagebuch seiner Italienreise auf den Holzstock. 1866 folgte er Lübke nach Stuttgart. Für dessen Geschichte der Architektur (Leipzig 1870) verfertigte er zahlreiche Illustrationen. Von 1869 bis zu seinem Tode wirkte Baldinger als Lehrer für das Bauzeichnen an der Baugewerbeschule Stuttgart. Lübke bezeichnet ihn als einen Mann von unbedingter Zuverlässigkeit, von schärfster Bestimmtheit und feinem Geschmack in allem, was er arbeitete. Als Architekturzeichner genoß er über die Landesgrenzen hinaus einen ausgezeichneten Ruf. Sein Sohn Karl Arnold Baldinger, geboren am 10. April 1850, Kunstmaler, starb am 17. Dezember 1911 in Petersburg, wo er längere Zeit gelebt hatte.

LITERATUR: BRUN, *Schweizerisches Künstler-Lexikon I*, Frauenfeld 1905, S. 74. – *Württembergische Landeszeitung*, Nr. 185 vom 11. August 1887. – WILHELM LÜBKE, *Lebenserinnerungen*, Berlin 1891, S. 376. – Mitteilungen der Familie BALDINGER-HÖCHLE, Zurzach.

Walter Fischer 33

Baldinger, Jakob Joseph, getauft 1. Dezember 1794 in Baden, † 2. Februar 1861 daselbst. Geometer und Forstinspektor. Nach dem Willen seiner Eltern, des Metzgers Joseph Ulrich und der Maria Anna Gsell, sollte er Theologie studieren. Er entschloß sich aber für Forstwirtschaft und Feldvermessung. Da hierfür sein Vater ihm nichts geben wollte, ersuchte er 1816 den Stadtrat um einen Vorschuß von 20 Louisdor, was ihm bewilligt wurde. So zog er nach Aarau, wo der erstaunlich vielseitige, seit 1804 als kantonaler Oberforst- und Bergrat wirkende Heinrich Zschokke ihm während zwei Jahren unentgeltlich Unterricht erteilte. Schon 1817 legte Baldinger dem Stadtrat Baden einen

von ihm aufgenommenen Plan des Waldes an der Sommerhalde vor, fand damit Anerkennung und erhielt zum Abschluß seiner Studien ein weiteres Darlehen von der Stadt im Betrage von 150 Gulden, diesmal gegen Bürgschaftsverpflichtung seines Vaters. 1818 empfahl Heinrich Zschokke Baldinger zur Ausmessung des ganzen Badener Waldes. Der junge Geometer erledigte seine Aufgabe einwandfrei, so daß er schon 1820 zum Forstinspektor, dem heutigen Stadtförster, gewählt wurde. Die damals von ihm angefertigten Waldpläne befinden sich heute noch auf der Badener Forstverwaltung. Die aargauische Forstwirtschaft ist durch Heinrich Zschokke vorbildlich organisiert worden. Im Zuge dieser Ordnung sind wohl an vielen Orten die Waldvermessungen erfolgt und Waldreglemente aufgestellt worden, das letztere unter Mitwirkung Baldingers zu Baden im Jahre 1827. Er blieb im Amte bis 1842, trat dann zurück, worauf sein Sohn Josef, ebenfalls Geometer, als provisorischer Forstinspektor in Pflicht genommen wurde, indessen 1847 aus dem Baldingerschen Stiftungsfonds ein Stipendium zu Studien an der Universität Bologna bezog und zugleich bei der *Batteria esterra* des Heiligen Stuhls in päpstlichen Solddiensten stand.

Vater Baldinger hatte sich inzwischen ins Bezirksgericht Baden wählen lassen und betrieb daneben noch eine Pinten- und Kaffeewirtschaft. Um 1840 erhielt er vom Stadtrat den Auftrag zur Ausmessung des ganzen Stadtbannes und zur Anlage eines großen Stadtplans. Die Arbeit zog sich jahrelang hin. Auf wiederholte Mahnung kam er 1847 endlich zu deren Vollendung. Zwei Zürcher Ingenieure, Leemann und Wimmersberger, hatten hierauf den Plan zu begutachten. Auf deren Anregung nahm er 1849 noch Einzelzeichnungen vor, die die Verschiedenheiten der Bodennutzung besser kenntlich machten. Im weitern hatte er noch sieben Spezialpläne einzelner Partien des Gemeindebannes anzulegen und schließlich das Gstühl zu vermarchen, was zur Ab-

klärung der mit der Nordostbahn und mit Privaten schwebenden Streitfragen nötig war. Erst 1859 wurden diese Arbeiten vollendet. Zwei Jahre später starb Baldinger, der nicht nur als Forstverwalter und Bezirksrichter, sondern zeitweise auch als Gemeinderat und Vizeammann, 1840 bis 1852 als Mitglied des Großen Rates und 1849/51 des Verfassungsrates im öffentlichen Leben eine vielseitige Tätigkeit entfaltet hatte.

QUELLEN: Protokolle des Gemeinderates und der Verwaltungskammer im Stadtarchiv Baden. – W. MERZ, *Wappenbuch der Stadt Baden*. – *150 Jahre Aargau im Lichte der Zahlen*, S. 110.

Otto Mittler 34

Baldinger, Johann Ludwig Aloys, von Baden, getauft 23. Januar 1769, † 25. August 1860. Sohn des Untervogts Kaspar Joseph Baldinger und der Maria Magdalena Weißenbach von Bremgarten, vor 1798 selber Untervogt und damit Inhaber des wichtigsten Grafschaftsamtes nach dem Landvogt und Landschreiber, 1792 Mitglied des Badener Rates. In der politischen Umwälzung von 1798 wird er zum Unterstatthalter des Distrikts und zugleich zum Stellvertreter des Regierungstatthalters des Kantons Baden ernannt. Von 1799 an amtiert er auch als Präsident der städtischen Gemeindekammer. Als solcher erreicht er 1800 in Verhandlungen zu Bern die Rückgabe des vom Direktorium sequestrierten Vermögens des Chorherrenstifts Baden. Zur Verwaltung dieses Vermögens wird er von Stadtrat und Chorherren 1825 einhellig zum Stiftamtmannt gewählt. In den Verfassungskämpfen der Helvetik steht Baldinger durchaus im Lager der Föderalisten, wird 1802 im Stecklikrieg Mitglied des Kriegsrates und kämpft wieder in vorderster Reihe um die Erhaltung des Kantons Baden. Weder er noch sein Schwiegervater, alt Landammann Karl von Reding – er war verheiratet mit dessen Tochter Maria Carolina Vincentia –, vermochten aber den Anschluß an den Aargau zu verhindern. Er gesteht schließlich selber, die Badener

müßten die Patrioten in Aarau ertragen lernen. Tatsächlich wendet er dem neuen Kanton nicht den Rücken und spielt, vorerst als Ober- oder Bezirksamtmannt von Baden und gleich darauf in einer Reihe kantonaler Funktionen, eine ansehnliche Rolle. Als Mitglied des Großen Rates nimmt er an dessen Arbeiten im Plenum und in vielen Kommissionen regen Anteil, wird 1807 Mitglied des Appellationsgerichts, des späteren Obergerichts, und des kantonalen Schulrates. Hier befürwortet er die Umwandlung des Aarauer Gymnasiums in die Kantonsschule und die Schaffung eines zweiten Gymnasiums im katholischen Kantonssteil zur theologischen Vorbereitung. Im ganzen steht er während der folgenden Jahrzehnte in den Reihen der gemäßigten Katholiken, bemüht sich um den Ausgleich konfessioneller Gegensätze, so als Berichterstatter im Großen Rat über die Frage der Abschaffung des Novizenverbotes in den aargauischen Klöstern. Ähnlich sucht er in den Beratungen der Kantonsverfassung von 1814 zu wirken, und nach dem Klostersturm von 1841 hilft er im Großen Rat die Sanktionen mildern, die gegen die Aufständischen ergriffen worden waren und im eingeleiteten Begnadigungsverfahren speziell für den Hauptmann Joseph von Schmid in Böttstein und andere gemildert wurden. – Ein Kompetenzstreit mit dem Stadtrat Baden in Fragen der Verwaltung des Chorherrenstiftsvermögens veranlaßte 1844 Ludwig Baldinger, der 1818 auch Tagsatzungsgesandter gewesen und 1831 als Appellationsrichter zurückgetreten war, jede öffentliche Betätigung aufzugeben, auf die Würde des Stiftamtmannts zu verzichten und bis ins patriarchalische Alter der Ruhe zu pflegen.

QUELLEN UND LITERATUR: Protokolle des Stadtarchivs Baden. – Verhandlungen des Großen Rates. – STRICKLER, *Aktensammlung aus der Zeit der Helvetischen Republik*. – R. LEUTHOLD, *Der Kanton Baden 1798–1803*. – E. JÖRIN, *Der Kanton Aargau 1803–1813/15*, in *Argovia* 50–53, und separat.

Otto Mittler 35

Baldinger, Joseph Dominik, getauft 19. Februar 1804 in Baden, † 1. August 1881 daselbst, Postverwalter, Amtsstatthalter, Verwalter des kantonalen Zuchthauses in Baden. Als Sohn des Stadtammanns Castor Dominik und der Francisca Attenhofer von Zurzach besuchte er anscheinend nur die Schulen der Vaterstadt, war 1828 einer der Begründer des Männerchors Baden, Wirt und Geschäftsmann, bald auch Postverwalter, um 1838 Zuchthausverwalter und Mitglied der Bezirksschulpflege, später deren Präsident, betätigte sich neben seinen Berufsgeschäften mannigfach mit Häuserkauf, erwarb 1832 von seinem Vater, dem Stadtammann von 1811 bis 1823, das «Haus zum Rößli» in der Weiten Gasse, 1835 das «Gasthaus zum Löwen», das er 1841 seinem Pächter Andreas Stäger von Villmergen um 35 200 Franken weitergab. Dafür kaufte er zusammen mit seinem Vetter, dem Oberrichter Karl Baldinger, 1842 das Schlößli in Ennetbaden aus der Erbschaft des alt Regierungsrates Fidel Dorer. Ein Teil dieses Gutes war ihm schon durch seine erste Frau, die 1841 verstorbene Maria Elisabeth Dorer, zugefallen. Ihrer Ehe entstammte Emil Baldinger, der spätere kantonale Oberförster und Nationalrat. In zweiter Ehe war er mit Maria Anna Geißmann geborene Kottmann verheiratet.

Der älteste Bruder des Postverwalters Dominik, ebenfalls aus des Vaters dritter Ehe mit Francisca Attenhofer, war Joseph Ludwig, 1838 bis 1842 Stadtammann, der trotz behördlichem Verbot zum Empfang der von den Konservativen am 29. November 1840 in Baden veranstalteten Volksversammlung schießen ließ und darum vom Regierungsrat in seinem Amt als Stadtvorsteher suspendiert wurde. Erst einige Monate später, nach Bezahlung der vom Bezirksgericht verhängten Buße, durfte er den Vorsitz im Gemeinderat wieder einnehmen. Bei der Erneuerungswahl von 1842 unterlag er dem radikalen Kandidaten J. U. Hanauer, der ein Jahrzehnt lang als Stadtammann wirkte und her-

nach in die aargauische Regierung berufen wurde.

QUELLEN: Ratsprotokolle und Akten des Stadtarchivs Baden. – W. MERZ, *Wappenbuch der Stadt Baden*.

Otto Mittler 36

Baldinger, Karl Ludwig, * 29. November 1800 in Baden, † 26. Januar 1881. Oberrichter, Sohn des Appellationsrichters Johann Ludwig Baldinger und der Vinzenzia von Reding. Nach den Schulen der Vaterstadt besuchte er Gymnasium und Lyzeum in Luzern, während zwei Jahren die Akademie Lausanne, wo er den Grund legte zu seiner ungewöhnlichen Kenntnis und Beherrschung moderner Sprachen, widmete er doch seine Mußstunden noch im hohen Alter dem Studium französischer und englischer Geschichtschreiber wie auch der Lektüre Molières, Calderons und anderer Dichter. Von 1820 an studierte er die Rechtswissenschaft zu Freiburg im Breisgau und trat nach längerem Aufenthalt in Paris in den Staatsdienst seines Heimatkantons, 1824 bis 1828 als Regierungsssekretär, 1828 bis 1831 als Ratschreiber des Aargaus. Während der ersten beiden Jahre seines Aarauer Wirkens beherbergte er in seinem Heim den jungen Badener Edward Dorer, der damals die unter Leitung Troxlers stehenden Kurse des «Lehrvereins» besuchte. Baldinger und Dorer gingen später politisch ihre eigenen Wege, dieser im Lager der Radikalen, jener als Vertreter der gemäßigten Katholiken. 1831 wird Karl Baldinger ins Obergericht gewählt, dem er volle fünfzig Jahre angehört. Daneben ist er 1834/1852 Mitglied des Großen Rates, 1849/1851 des Verfassungsrates, 1851/1852 auch des Nationalrates.

In den schweren Kämpfen um die Verfassungsrevision von 1840/1841, um die Aufhebung der Klöster und deren Folgen steht Baldinger in den Reihen jener katholischen Opposition, die eine vermittelnde Lösung anstrebt. Er betrachtet die mit dem Freiämtersturm einsetzende Entwicklung als ein Unglück für den Kanton.

Am 13. Januar 1841 stimmt er gegen die Klösteraufhebung. In den Verfassungskämpfen von 1840, besonders in der am 16. Februar zu Baden abgehaltenen Versammlung der katholischen Großräte, Friedensrichter und Abgeordneten der Gemeinderäte, hatte er mit seinem Bruder Wilhelm das besonders vom Freiamt verfochtene Postulat der «konfessionellen Trennung» bekämpft, aber auch die Abkehr von der bisherigen radikalen Kirchenpolitik des Staates und dazu schützende Garantien für die römische Kirche gefordert. Nach der Aufhebung der Klöster trat er im Großen Rat für eine milde Behandlung der Teilnehmer an den Januarunruhen von 1841 ein. Mit dem Regierungsrat Edward Dorer suchte er als Referent der Kommission für das Begnadigungsgesuch des zu Zuchthausstrafe und harter Geldbuße verurteilten Hauptmanns Joseph von Schmid in Böttstein den Rat zur Mäßigung zu bewegen.

Während jener Jahre stand er in regem Gedankenaustausch mit gleichgesinnten Männern des reformierten Bekenntnisses, mit Rudolf Rauchenstein, dem Rektor der Kantonsschule Aarau, und mit Andreas Heusler, dem Staatsrechtslehrer und Redaktor der *Basler Zeitung*. Seine Haltung umschreibt er später in einem Brief vom 13. September 1851 an Heusler: «Meine Ansichten sind die eines Conservativen, der seit 16 Jahren mit einer bald kleineren, bald größeren Schaar im aargauischen Großen Rathe jenem System und seinen Trägern entgegengetreten ist, dessen Fall so verschiedenartige Empfindungen weckt.» Er erwartete 1851, die damals das aargauische Volk in Spannung haltende Verfassungskrise könnte den Radikalismus zu Fall bringen, eine Hoffnung, die noch reichlich verfrüht war. Wenn er indessen seit 1840 eine Lösung anstrebte, die die Mitte halten sollte zwischen dem nach seinen Worten «unfruchtbaren Festhalten an dem bisher befolgten System» und der konfessionellen Trennung, d. h. der Behandlung aller konfessionellen Fragen in Gesetzgebung und Verwaltung

durch konfessionell zusammengesetzte Gremien, so eilte er seiner Zeit voraus und einem Zustand entgegen, wie er durch die Kantonsverfassung von 1885 angebahnt wurde.

Gerechtigkeitssinn und ungewöhnliche Arbeitskraft zeichneten Karl Baldinger aus. Richterehre und Richterfreiheit gingen ihm über alles. Wie sehr er mit seinem Amte verbunden war, erhellt daraus, daß er mit 80 Jahren nochmals die ehrenvolle Wahl ins Obergericht annahm. Verheiratet war er mit Elisabeth Dorer, die ihm drei Söhne und vier Töchter schenkte. Diese Verbindung war wohl der Anlaß zum Kauf des Schlöblis in Ennetbaden, das er zusammen mit Postverwalter Dominik Baldinger 1842 aus der Erbschaft von alt Regierungsrat Fidel Dorer erwarb. Oberrichter Baldinger wurde nach seinem Tode auch in der gegnerischen Presse uneingeschränktes Lob zuteil: Mit ihm steige einer jener glücklichen Menschen ins Grab, von denen man zu sagen pflege, daß sie keine Feinde hätten. Er sei von eminenter Begabung, von vielseitigem, gründlichem Wissen, von seltener Berufstreue und edelstem Charakter gewesen.

QUELLEN: Ratsprotokolle und Akten des Stadtarchivs Baden. – Verhandlungen des Großen Rates. – *Badener Tagblatt* vom 27. Januar und 1. Februar 1881. – E. VISCHER, *Rudolf Rauchenstein und Andreas Heusler*, Aarau 1951.

Otto Mittler 37

Baldinger, Wilhelm Karl, * 30. November 1810 in Baden, † 13. Juli 1881; Fürsprech und Nationalrat, Sohn des Appellationsrichters Johann Ludwig Baldinger und der Vinzenzia von Reding, Bruder des um zehn Jahre älteren Oberrichters Karl. In der Sekundarschule Baden, der mit ihrem sechsjährigen Latein- und vierjährigen Griechischkurs nur die Abschlußklassen des vollen Gymnasiums fehlten, genoß der junge Baldinger den Unterricht des hervorragenden Pädagogen Joseph Anton Federer. Schon 1826 zog er nach Aarau, wohl zu seinem als Regierungsekretär tätigen Bruder Karl, und be-

suchte die Kantonsschule, über deren Verhältnisse er in einem Briefe an Federer interessante Aufschlüsse gab und bedauerte, daß eine Spannung zwischen den Lehrkörpern der Kantonsschule und des «Lehrvereins», insbesondere dem Professor Troxler, bestehe. Drei Monate später war Baldinger Schüler des Lehrvereins und berichtete nun Federer vom Plan der Gründung einer Gewerbeschule, der Vorläuferin der heutigen kantonalen Oberrealschule. Den Abschluß der Mittelschulbildung holte er an Gymnasium und Lyzeum Luzern und studierte hernach Rechtswissenschaft in Heidelberg und München. Die Ereignisse von 1830 scheinen ihn im konservativen Lager getroffen zu haben. Schon 1832 ist er Mitglied des Bezirksschulrates und schreibt nunmehr einen scharfen Artikel gegen Federer, der als Geistlicher der Wessenbergschen Richtung in der Regenerationszeit und bald auch als Rektor der Kantonsschule Sankt Gallen der radikalen Bewegung sich anschließt.

1837 wird Wilhelm Baldinger Mitglied des Großen Rates, in dem er in der Gruppe der gemäßigten Opposition bald eine bedeutende Rolle spielt und den er während der 31 Jahre seiner Zugehörigkeit drei Male präsidiert. In seiner Vaterstadt führt er ein Anwaltsbureau, dessen Ruf über die Kantonsgrenzen hinausreicht. 1852 bis 1868 ist er Mitglied des Nationalrates, jahrzehntelang bis gegen sein Lebensende auch Präsident der katholischen Kirchenpflege in Baden.

Während der Kämpfe um die Verfassung von 1841 und um die Klösteraufhebung stand Baldinger mit seinem Bruder Karl in den Reihen der gemäßigten Katholiken, die zusammen mit den liberalen Kreisen um Rudolf Rauchenstein den drohenden Sturm zu beschwören und nach der Katastrophe das Strafverfahren gegen die Klöster und die Teilnahme am Freiämter Aufstand zu mildern suchten. Gegen Abt und Konvent von Muri war nach einem allgemeinen Verhör Ausweisung und Pensionierung, aber kein Straf-

antrag gestellt worden. Erst 1843 verfügte das Obergericht eine «Spezialinquisition» gegen den Abt. Dieser leistete der Vorladung keine Folge und verteidigte sich schriftlich. Als gerichtlich bestellter Verteidiger reichte auch Wilhelm Baldinger im Oktober eine umfängliche Verteidigungsschrift ein. Das Kloster Muri, wird u. a. ausgeführt, sei im großrätlichen Aufhebungsbeschlusse der Hauptanstiftung und Förderung des verbrecherischen Attentates auf die verfassungsmäßige Ordnung beschuldigt worden, ohne daß eine gerichtliche Untersuchung angeordnet worden wäre. Erst zweieinhalb Jahre später müsse nun der Richter dem Großen Rate zu Hilfe kommen, die Schuld gerichtlich statuieren und damit offenbar die von der Tagsatzung zu treffende Bundesentscheidung in der Klösterfrage im Sinne der aargauischen Regierung beeinflussen. Baldinger erklärte unter Berufung auf die Verteidigungsschrift des Abtes, dieser und die Konventualen hätten sich in jeder Beziehung unsträflich verhalten. Der Abt sei von jeder Schuld freizusprechen, dem Fiskus seien sämtliche Kosten der Untersuchung, Anklage und Verteidigung aufzuerlegen. Das Obergericht wurde indessen eines richterlichen Entschoides enthoben, weil am 28. April 1845 der Große Rat die allgemeine Amnestie verfügte.

Im Großen Rat und in seiner Vaterstadt beteiligte sich Baldinger an den langwierigen Vorarbeiten für den Bau der Spanischbrötlibahn von Zürich nach Baden. 1846 war er Mitglied der lokalen Eisenbahnkommission. Es mag heute von Interesse sein, daß er, ein eifriger Befürworter der Bahn, mit 20 andern Bürgern Protest einlegte gegen die Bahnschranken an der Bruggerstraße, durch die die Leute mehrmals des Tags gezwungen seien, bis zu zehn Minuten zu warten, sooft es der Willkür des Bahnpersonals gefalle. Die Petenten verlangten einen Bürgersteig vom Augarten ins Gstühl. In Baden nimmt sich Baldinger der Erhaltung des Stadtbildes an, trägt jedenfalls 1850 mit

dazu bei, daß der Abbruch des 1874 dann eingerissenen Mellingersturms verschoben wird. 1846 schon hat er als Kommissionspräsident für die Erweiterung des heutigen Stadtturms in seinem Bericht gegen jene Leute sich gewandt, die auch hier den Abbruch verlangten. Der Turm sei ein in architektonischer und malerischer Beziehung gleich schönes Denkmal der Vergangenheit. Man müsse jener Aufklärungsbarbarei, deren Ziel die ausschließliche Herrschaft des Mittelmäßigen sei, entgegenreten. Die beantragte Torerweiterung sei zweckmäßig und schön.

Seinen Wohnsitz hatte er im Baldingerhaus, das ans alte Rathaus mit dem Tagsetzungssaal angebaut ist und heute neben der Gemeindeverwaltung das Bezirksamt und das Bezirksgericht beherbergt. Daneben besaß er noch als Sommersitz das sogenannte Bauerngut an der Rütistraße, wo er am 13. Juli 1881 verschied. Scharfes Denken, Beredsamkeit und Sinn für Gerechtigkeit werden ihm nachgerühmt. Er erfreute sich hohen Ansehens auch bei politischen Gegnern, die seine Noblesse anerkannten. Verheiratet war er in erster Ehe mit Maria Elisa Hermil von Turin, in zweiter mit Maria Louise Bühler vom luzernischen Büron. Beide Verbindungen blieben kinderlos. Vor seinem Tode machte er bedeutende Vergabungen zugunsten des Armenbades und der Taubstummenanstalt im Liebenfels an der Zürcherstraße. Vier Jahre später übermittelte seine Witwe dem Gemeinderat eine weitere Spende von 15000 Franken mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie zum Bau einer Turnhalle zu verwenden sei. Diese, die erste der Stadt Baden, ist bald darauf im Kostenbetrag von 35000 Franken errichtet und 1889 eingeweiht worden.

QUELLEN UND LITERATUR: Staatsarchiv Aarau, Akten IV, 2. Zweiter Nachtrag zur Aufruhrprozedur von Muri; S. 1774–1803: *Öffentliche Vertheidigung für titl. Herrn Adalbert Regli, Abt des Klosters Muri*. – Stadtarchiv Baden, Ratsprotokolle und Akten. – Verhandlungen des Großen Rates. – *Badener Tagblatt*

vom 14. Juli 1881. – ED. VISCHER, *Rudolf Rauchenstein und Andreas Heusler*, Aarau 1951. – R. LEUTHOLD, *Aus der Entstehungsgeschichte der ersten schweizerischen Eisenbahn von Zürich nach Baden*, in *Argovia* 59. – W. MERZ, *Wappenbuch der Stadt Baden*.

Otto Mittler 38

Balmer, Alois, * 28. November 1866 in Luzern, † 23. Dezember 1933 daselbst, Kunstmaler. Einziger Sohn des Kunstmalers Josef Balmer (1828–1918), Bürger von Abtwil AG, verlebte seine Jugendzeit in Luzern und absolvierte das dortige Gymnasium. Vom Vater übernahm er den Sinn für das Schöne und eine subtile Zeichenkunst, so daß er schon als Kantonschüler mit heraldischen Entwürfen und archäologischen Stilkompositionen beschäftigt war. Seine künstlerische Fachausbildung erhielt er in München und Paris, wo Meister Bougereaue ihn inspirierte. 1893/94 weilte er in Florenz, dann zeitweise in Luzern, seit 1895 fast zwei Jahrzehnte lang in München, bis er 1914 bei Kriegsausbruch wieder nach Luzern zurückkehrte und dort seine letzten Jahre verbrachte.

Seine Hauptstärke lag in der monumentalen Wanddekoration und im Entwurf von Glasgemälden; hervorragend war er als heraldischer Künstler und als Schöpfer von Exlibris.

Das *Schweizerische Künstlerlexikon* nennt folgende seiner bedeutenderen Arbeiten: Konkurrenz-Entwürfe für die Ausschmückung des Treppenhauses im Bundesgerichtsgebäude in Lausanne; Dekoration der Fassade des Hotels Union in Luzern; Entwürfe für die gotischen Chorfenster in der Franziskanerkirche in Luzern, mit Bilderfolgen aus dem Leben der Muttergottes und des hl. Franz von Assisi; Entwürfe für zwei gotische Fenster in der Kirche in Rorschach; Cartons der Standesscheiben in der Waffenhalle des Landesmuseums in Zürich; Entwürfe für mehrere Fenster in der Kirche zu Asch im Allgäu.

Von weiteren Werken Balmers sind zu erwähnen: vier Scheiben in der Schlacht-

kapelle Morgarten; Wandmalereien und Entwürfe zu Glasgemälden in der neugotischen Kirche von Hildisrieden (1901/03); Figürliche Dekorationsmalerei in der Chorapside der Dreifaltigkeitskirche in Bern (1896/98); Glasmalereien in der Kirche Münsingen; Fenster mit vier männlichen und vier weiblichen Heiligen für die Kirche zu Aindling bei Augsburg (1912). – Zu seinen letzten Arbeiten gehören das Gemälde für einen Seitenaltar und Stationen in der Pauluskirche in Luzern, Freskobilder im Friedhof in Hochdorf und eines im Privatauftrag für das Friedental in Luzern.

Alois Balmer war Junggeselle. Mit seiner Freiamter Heimat blieb er zeitlebens eng verbunden und kam immer wieder nach Abtwil zu seinen Verwandten auf Besuch. Aus erblicher Veranlagung neigte er zu Pessimismus, und Verkennung und Widerwärtigkeiten, die er erfahren mußte, machten ihn im Alter einsam und verbittert, was sich auch nachteilig auf seine Produktivität auswirkte. Diese depressive Stimmung kommt auch zum Ausdruck im Gedächtnisartikel, den er zum 100. Geburtstag seines Vaters, Josef Balmer, schrieb, und der in der Jahresschrift der Historischen Gesellschaft Freiamt 1929 veröffentlicht wurde.

In seiner letzten Krankheit wurde er von den Franziskaner-Brüdern im Steinhof in Luzern gepflegt, bis er am 23. Dezember 1933 das Zeitliche segnete und im Friedental in Luzern sein Grab fand.

Wir schließen mit dem Urteil, das ein deutscher Sachverständiger, Baron Lasser, über unsern Künstler gefällt hat: «Das haben überhaupt die Arbeiten Balmers an sich: sie lärmten nicht, sie geben sich nicht auffallend, sie werben um keine Gunst, eher ein bißchen schroff, ein bißchen trocken, verleugnen sie ihren Urheber, den Schweizer, nicht ... es steckt Tüchtigkeit in ihnen und Männlichkeit, und sie tragen ein durchaus künstlerisch ernstzunehmendes Gepräge.»

LITERATUR: *Schweizerisches Künstler-Lexikon* I 76, II 704, IV 19. – THIEME UND BEK-

KER, *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler* II 421. – *Fünfter Jahresbericht (1896) des Schweizerischen Landesmuseums*, S. 112 ff. (*Die Standesscheiben in der Waffenhalle*). – *Kunst und Handwerk*, Zeitschrift des bayerischen Kunstgewerbevereins, 54. Jahrgang, 1903/1904, S. 241 ff. (Ausführlicher Aufsatz von LASSER mit Bildbeigaben). – *Schweizerische Blätter für Exlibris-Sammler*, II. Jahrgang, S. 108–10 (*Balmer Aloys* von P. GANZ). – *Kunstchronik*, Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe, Neue Folge, XXIII. Jahrgang, Nr. 39, 20. September 1912. – *Neue Zürcher Zeitung*, 6. September 1912, Nr. 248, 3. Morgenblatt, Nr. 1246. – *Vaterland*, Luzern, 10. November 1927 (Heraldische Ausstellung in Zürich, Oktober 1927). – HBL I 551. – *Kunstdenkmäler des Kantons Luzern* II 251. – H. JENNY, *Schweizerischer Kunstführer*. – J. MÜHLE, *Zu Franziskanern in Luzern*, S. 92 ff. – *Vaterland*, Luzern, 26. Dezember 1933 (Nekrolog). – *Luzerner Neueste Nachrichten*, Dezember 1933 (Nekrolog). – *Vaterland*, Luzern, 19. Januar 1942, Nr. 15, 2. Blatt (Glasmalereien in der Barfüßerkirche Luzern). – Schriftlicher Nachlaß in der Bürgerbibliothek Luzern.

Franz Rohner † 39

Balmer, Josef, * 27. November 1828 in Abtwil, † 21. Januar 1918 in Luzern, Kunstmaler. Er war der Sohn des Bauers und Metzgermeisters Alois Balmer in Abtwil AG. Nach Absolvierung der Dorfschule und der Bezirksschule Sins trat er ans Gymnasium in Luzern über, gab wegen Kränklichkeit das Studium rasch wieder auf, half dann zu Hause und zeichnete und malte daneben zu seinem Vergnügen.

Erst mit 20 Jahren trat er, trotz Widerstandes des Vaters, bei Kunstmaler Josef Bucher in Sins in die Lehre und arbeitete nachher zwei Jahre lang im Atelier von Kunstmaler Anton Bütler von Auw in Luzern. Mit selbstverdientem Geld begann er im September 1852 das Kunststudium in Düsseldorf unter Schadow und beendete es nach Unterbrechungen 1865 in Karlsruhe, wo Des Coudres und Hans Canon seine besten Lehrer waren. Augustin Keller, der bekannte aargauische Staatsmann, hatte ihm mit einem Stipendium den Weiterbesuch der Akademie erleichtert. Zwischen die Lernzeiten in

Deutschland fielen Aufenthalte in Stans, wo er erwerbshalber bei Paul von Deschwanden arbeitete und zu den besten Schülern dieses weitbekannten Meisters zählte. Von seinen deutschen Fachlehrern hochgeschätzt, durfte er 1865, wohl durch Canons Vermittlung, vier Altarbilder in die Kirche von Oos bei Baden-Baden malen. *Josefs Tod* und *Emaus* wurden 1859 und 1860 von deutschen Kunstvereinen angekauft.

Fortan pflegte Balmer, der seit 1865 in Luzern wohnte, nicht nur das Gebiet der kirchlichen Historie, sondern auch die Bildnis- und Genre-Kunst und die profane Historienmalerei; er malte auch Landschaftsstudien, schuf kunstgewerbliche Entwürfe und betätigte sich als Illustrator, Graphiker und politischer Karikaturist.

Eine schwere Enttäuschung war es für ihn, als er 1878 beim Wettbewerb für die Ausschmückung der neuerbauten Telskapelle nur den zweiten Preis erhielt, während E. Stüchelberg als Sieger hervorging. Albert Welti hatte Balmers Entwürfe als weit besser bezeichnet und soll sich geäußert haben: «Man hat es ihm hunds-gemein gemacht.»

J. Balmer gab in der Folge die profane Historienmalerei auf und widmete sich mehr der schlechtbezahlten Kirchenkunst, wurde aber auch hier mit seinen ernsten und gehaltvollen Arbeiten durch die blühende Gemäldefabrikation Paul von Deschwandens in den Hintergrund gedrängt und hatte mit schweren Existenzsorgen zu kämpfen.

Auf kunstgewerblichem Gebiete schuf Balmer Entwürfe für Kirchenfenster in Rokoko, Louis XVI und Empire, die er der künstlerischen Gesamtwirkung des Standortes rücksichtsvoll anzupassen wußte. Zu erwähnen sind auch seine Beiträge zur Buchillustration und seine Holzschnitte zur *Schweizergeschichte in Bildern* 1873.

Eine ansehnliche Zahl seiner Bilder findet sich im Freiamt, in den Pfarrkirchen von Wohlen, Merenschwand, Mühlau,

Oberrüti, Dietwil, Abtwil und in den Kapellen von Holderstock (Sins) und Büelisacker. Im Jahre 1858 restaurierte J. Balmer die Altargemälde in der Klosterkirche Muri, die dann 1889 durch den Brand zerstört wurden. Das *Schweizerische Künstler-Lexikon* enthält ein ausführliches Verzeichnis seiner Werke.

Balmer war Mitglied der eidgenössischen Kunstkommission und angesehen bei den Fachgenossen. An Kunstkontroversen beteiligte er sich lebhaft und trat, als entschiedener Gegner moderner Richtungen, energisch gegen Hodler auf, dessen Fresken im Landesmuseum er ablehnte.

Als Liebhaber trieb unser Künstler auch historische Studien und war seit 1883 Mitglied des Historischen Vereins der V Orte. Anklang fanden besonders seine Abhandlungen über kirchliche Bauten in Luzern und Umgebung, welche er gelegentlich mit Zeichenstift und Tuschkopel illustrierte. Von seinen heimatkundlichen Arbeiten, die das Freiamt betreffen, seien erwähnt: *Die ortsüblichen Geschlechter der Gemeinde Abtwil*. – *Johann Wäber Textorius von Merenschwand, ein Freiamter Reformator*. – *Meienberg im Freiamt* (mit Illustrationen). – *Was die Brandruine des Klosters Muri erzählt*.

Im Jahre 1914 verlieh die Stadt Luzern dem verdienten Manne das Ehrenbürgerrecht; am 21. Januar 1918 starb er als Senior der Schweizer Maler im hohen Alter von 90 Jahren und fand in seiner Wahlheimat Luzern die letzte Ruhestatt.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Aphorismen über moderne Glasmalerei und Kirchenrestauration*, S. A. aus *Katholische Schweizerblätter* 1885. – *Die Kunstpflege in der Schweiz und deren Unterstützung durch den Bund*, S. A. aus dem *Vaterland*, Luzern, Jahrgang 1902.

LITERATUR: *Vaterland*, Luzern, 22. Januar 1918 (Nekrolog). – *Luzerner Tagblatt*, 24. Januar 1918, Nr. 20 (Nekrolog). – *Sonntagsblatt* Nr. 6 des *Vaterland*, 1918. – HBL I, 551. – *Schweizerisches Künstler-Lexikon* I 76. – THIEME und BECKER, *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler* II, 422. – *Unsere Heimat*, Jahresschrift der Historischen Gesellschaft Freiamt, 3. Jahrgang, S. 87 ff., Wohlen 1929:

Zum 100. Geburtstag des Freiämter Kunstmalers J. Balmer von Abtwil von AL. BALMER. – *Geschichtsfreund*, Band 73, S. XI f., Jahrgang 1918 (Nekrolog und Verzeichnis historischer Arbeiten). – J. STAMMLER, *Die Pflege der Kunst im Kanton Aargau*, S. 195. – H. JENNY, *Kunsthändler der Schweiz*. – F. ROHNER, *Literatur zur Geschichte des Kantons Aargau, des Freiämtes und speziell des Bezirks Muri*, Muri 1953, S. 3. – *Kunstdenkmäler des Kantons Luzern I*, 314, 327, 487, 489; II, 251. Franz Rohner † 40

Baltenschwiler, Blasius, * 14. Dezember 1751 in Gurtweil bei Waldshut, † 21. März 1832 in Rheinsulz, bedeutender Baumeister und Brückenbauer. Manches aus dem Leben und Werk dieses Mannes, der einmal eine quellenmäßig fundierte Darstellung verdiente, ist noch nicht bekannt. Er ließ sich bald nach 1782 in Laufenburg nieder und erwarb hier das Bürgerrecht. 1791 schloß der Bürger und Zimmermeister Blasius Baltenschwiler mit dem Rat von Laufenburg einen Lehenkontrakt, nach welchem ihm und seinen männlichen Nachkommen die der Stadt gehörende Säge zu Rheinsulz nebst Wohnhaus, Umgelände und Ackerland als Mannlehen übertragen wurde unter der Bedingung, daß er auf eigene Kosten, aber mit Lieferung des Bauholzes durch die Stadt, die Säge neu erstelle, der Stadt und den Laufenburgern zu Vorzugspreisen das Bretterholz säge und einen jährlichen Pachtschilling von 50 rheinischen Gulden entrichte. Der Übergang des Fricktals an den Aargau und damit die Trennung der badischen Stadthälfte von Großlaufenburg führte zu langwierigen Verhandlungen auch über die Säge und den einem Melchior Schmid gehörenden Lehenhof zu Rheinsulz. Erst 1827 erfolgte die Einigung, wobei Kleinlaufenburg den bei der Güterausscheidung vereinbarten Drittel des Schatzungs- oder Kaufswertes mit 3725 Gulden 20 Kreuzern erhielt. Baltenschwiler hatte inzwischen die Säge käuflich erworben.

Berühmt wurde er, als es darum ging, die vielen beim Einfall der Franzosen in Süddeutschland im Jahre 1796 und in der

Schweiz 1799 zerstörten Brücken wiederherzustellen. 1803 baute er die heute noch bestehende Brücke über die Aare bei Olten. Sie wurde im folgenden Jahre dem Verkehr übergeben und erhielt eine Gesamtlänge von 77,26 m mit drei Jochen, die wegen ihrer eigenartigen Bogenkonstruktion, neben dem üblichen Hängewerk kleine Sprengwerke für die Fahrbahnlängsträger, Anerkennung fand. Für Plan und Ausführung des Werkes erhielt Baltenschwiler von der Stadt Olten und dem Kanton Solothurn den Betrag von 15000 Gulden. Die Arbeit erntete allenthalben Lob, derart, daß Olten 1805 «dem Baumeister hiesiger Aarenbrugg», der das volle Zutrauen der Gemeinde erworben habe, den Bau der neuen Stadtkirche, jenes stattlichen Gotteshauses, eines späten Nachfahren des Vorarlberger Raumschemas, übertrug.

1796 hatten die Franzosen, als sie vor den Österreichern aus dem Fricktal sich zurückziehen mußten, rachsüchtig die Rheinbrücken zu Rheinfeldern und Laufenburg zerstört. An beiden Orten hatte Baltenschwiler vorerst Notbrücken zu erstellen. Diese wurden 1808 in Rheinfeldern, 1810 in Laufenburg durch dauerhafte Konstruktionen ersetzt. Die Laufenburg Brücke mit dem dreijochigen offenen Trakt auf der Schweizer Seite und dem gedeckten Bogen der badischen Hälfte gab dem Stadtbild einen eigenen Reiz.

Die hervorragende Stellung Baltenschwilers innerhalb der schweizerischen Brückenbauer gelangt besonders auch in den Verhandlungen über die Erneuerung der 1799 zu Baden zerstörten Holzbrücke zum Ausdruck. 1807 hatte der Stadtrat durch den Zürcher Bauinspektor Konrad Stadler die Frage abklären lassen, ob eine steinerne oder hölzerne Brücke zu bauen sei. Das Gutachten lautete zugunsten der letzteren, da eine steinerne in bezug auf die Widerlager große Schwierigkeiten verursachen würde. Er selbst anerbote sich zu deren Bau und reichte Pläne mit Kostenberechnungen ein. Die im folgenden Jahre ernannte Brückenbaukommission aber

verlangte einen eigentlichen Wettbewerb, zu dem neben Stadler, Johann Grubemann jun. und Baumeister Lang in Baden vor allen dem «berühmten Baumeister Baltenschwiler Vater in Laufenburg» Gelegenheit zur Beteiligung zu geben sei. Als Experten zur Begutachtung der Pläne schlug sie den Schaffhauser Stadtbaumeister Andreas Widmer, den Luzerner Johann Ritter, den Erbauer des Flußübergangs zu Emmenbrücke, und Baumeister Haltiner von Altstätten im Rheintal vor. Die Gutachten der Experten gaben dem Projekt Baltenschwiler den Vorzug. Es wurde ihm nachgerühmt, es werde fast unmöglich sein, daß die Brücke mit der Zeit sich senke. Sie verdiene gerade wegen ihrer Einfachheit und der daraus resultierenden Dauerhaftigkeit den Vorrang. Auch die Brückenbaukommission kam zum gleichen Entscheid, da Baltenschwiler als erfahrener und sehr geschickter Brücken- und Baumeister über die Kantonsgrenzen hinaus anerkannt sei und selbst die aargauische Regierung ihm in diesem Fache das unbedingte Zutrauen schenke. Er vereinige die Kunst des Brückenbaues mit jener andern, zu «ökonomisieren», ohne dem Ganzen zu schaden. Im Mai 1810 ist die Badener Brücke fertig. Baltenschwiler erhält als Diskretion wegen «sehr fleißiger und guter Ausführung des Brückenbaues» 30 Louisdors, sein Polier Schalch deren fünf. Gemäß Abrechnung von 1812 betragen die Gesamtkosten 16284 Gulden, 12 Schilling und 1 Angster.

Eine der letzten Bauten Baltenschwilers ist 1823 die neue Brücke von Kaiserstuhl mit 96 m Länge, vier hölzernen und zwei steinernen Jochen. Sie kostete 28000 Franken alte Währung. Bei diesen Bauten war dem Vater Blasius vielfach der Sohn Blasius Matthias (1789–1872) behilflich, der sich durch Wasser- und Industriebauten, unter anderem für Escher Wyß in Zürich, einen Namen gemacht hat und auch einen Entwurf für das Bundeshaus in Bern verfertigte, der freilich nicht zur Ausführung gelangte.

QUELLEN UND LITERATUR: Stadtarchiv Baden, Protokolle des Verwaltungsrates und Rapport der Brückenbaukommission. – Mitteilungen der Gemeindeganzleien Laufenburg und Sulz, sowie von Herrn DOM. KAUFMANN in Laufenburg. – ED. FISCHER, *Oltnen Brückenbuch* 1952. – A. GULDIMANN, *Katholische Kirchen des Bistums Basel II*, Solothurn, S. 121. – JOS. BRUNNER, *Beiträge zur geschichtlichen Entwicklung des Brückenbaus*, Diss. ETH Zürich 1924. – E. VON RODT, *Die alten Schweizer Brücken*, Bern 1915. – SEBASTIAN BURKART, *Geschichte der Stadt Rheinfelden*, S. 318ff. – FRITZ WERNLI, Artikelserie im *Aargauer Tagblatt* 1910, vom 10., 17. und 25. September. Nachtrag eines Korrespondenten vom 20. Oktober (mitgeteilt von Herrn Dr. ROLF ZSCHOKKE). – K. SCHIB, *Geschichte der Stadt Laufenburg*, S. 236. – H. JENNY, *Kunstführer der Schweiz*, worin die Pläne zur Badener Brücke irrtümlich dem Zürcher KONRAD STADLER zugeschrieben werden.

Otto Mittler 41

Baltischwiler, Anna, von Sulz (bei Laufenburg), * 11. März 1876 in Rheinsulz, † 23. Februar 1952 in Zürich. Chefärztin an der Schweizerischen Pflegerinnenschule in Zürich. Die Tochter des Sägereibesitzers und Landwirts Adolf Baltischwiler durchlief die Gemeinde- und Bezirksschulen in Laufenburg, nahm nebenbei privaten Griechischunterricht. 1891 bis 1895 absolvierte sie in der Maturandinnen-gruppe das Lehrerinnenseminar der höhern Töchterschule in Zürich. Nach der Maturitätsprüfung ergriff sie das damals für Frauen noch recht seltene Medizinstudium und schloß es 1900 mit einem sehr guten Staatsexamen ab. Gleich darauf kam sie als Assistentin (und erste Frau) an die Tübinger Universitäts-Frauenklinik zu Professor Döderlein, der ihre hohe Begabung erkannte und sie in jeder Weise förderte. Dort holte sie die Grundlagen zu ihrem spätem Wirken als Frauenärztin. 1901 Promotion in Zürich auf Grund der bei Döderlein verfaßten Dissertation *Myome und deren Komplikationen*.

Dr. Baltischwiler kam 1901 als Assistentin- und später Hausärztin an die vom Schweizerischen Gemeinnützigen Frauen-

verein gegründete und neueröffnete Pflegerinnenschule in Zürich. Sie übernahm dort nach Studienaufenthalt in Münsterlingen bei dem Chirurgen Schuler 1906 die chirurgische Abteilung, gründete 1910 die Röntgenabteilung, der sie vorstand. Sie trieb rege Privatstudien, verbrachte auch wiederholte Studienaufenthalte in Berlin. 1919 wurde sie nach dem Tode der Chefärztin Dr. Heer als Leiterin des Pflegerinnenschule-Spitals berufen, lehnte aber wegen organisatorischen Mängeln ab und gründete mit Kolleginnen und Freunden eine sich rasch großer Beliebtheit erfreuende Privatklinik in Zürich. 1923 nahm sie eine erneute Berufung als Chefärztin der Pflegerinnenschule an und wendete von nun an alle ihre Kraft und Hingabe an dieses große Werk.

Dem Wirken von Anna Baltischwiler von 1923 bis 1945 verdankt die Pflegerinnenschule ihren großen Aufschwung. Ihr großes Fachwissen und ihre hohen menschlichen Qualitäten erwarben ihr das Vertrauen von Bevölkerung und Behörden. Auf ihre Initiative und kluge Voraussicht hin wurden Spital und Schule vergrößert und 1936 unter dem neuen Namen «Schweizerische Pflegerinnenschule mit Krankenhaus» dem Betrieb übergeben. Das Spital umfaßt heute je eine chirurgische, medizinische, geburtshilffliche, gynäkologische und Röntgen-Abteilung, dazu eine Kinderabteilung in einem separaten Gebäude. Dr. Baltischwiler berief zur Leitung dieser verschiedenen Abteilungen beste Kräfte als Mitarbeiter. Neben dieser vielseitigen Tätigkeit bildete sie junge Ärztinnen aus, denen sie durch ihr großes Wissen und Können, ihre unbeirrbar Beobachtungsgabe und hohe Selbstkritik, gepaart mit schonendstem Eingehen auf die Kranken, zum leuchtenden Vorbild wurde. Sie vereinte auf seltene Weise Klugheit, Willensstärke, Impulsivität, Güte, Verständnis und persönliche Bescheidenheit.

LITERATUR: *Neue Zürcher Zeitung* vom 25. und 27. Februar 1952. Anna Suter-Ernst 42

Bär, Theodor, von Aarau, Kunstmaler, * 9. Mai 1844, † 29. Januar 1895. Theodor Bär stammt aus der bekannten Aarauer Glockengießerfamilie. Er besuchte von 1861 bis 1864 die Kunstakademie in München unter Wilhelm von Kaulbach. Von 1864 bis 1895 betätigte er sich hauptsächlich als Porträtist in Paris. Er erlebte die Belagerung der Stadt im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/1871 und nahm als Nationalgardist an der Niederwerfung des Aufstandes der Commune teil. Existenzsorgen zwangen ihn, die freie Kunst aufzugeben und sich der Dekorationsmalerei zuzuwenden. Er wurde schließlich Chef des bedeutendsten Dekorationsateliers von Paris, widmete sich aber daneben aus Liebhaberei immer noch der freien Kunst. Seine Bilder zeigte er auf mehreren schweizerischen Kunstausstellungen.

QUELLEN: *Schweizerisches Künstler-Lexikon*, Band I, Frauenfeld 1902. Nold Halder 43

Barth, Johann Friedrich (Fritz), * 25. Oktober 1856 in Basel, † 25. Februar 1912 in Bern. Pfarrer und Professor der Theologie. Sohn des Basler Pfarrers Albert Barth und der Sara geborene Lotz. Von 1871 bis 1874 besucht er das Basler Pädagogium. Jakob Burckhardt und Friedrich Nietzsche beeindruckten ihn sehr. An Nietzsche schätzt er den Mut, den «Lieblingsgewohnheiten der Zeit kritisch entgegenzutreten und alles Scheinwissen, alles bloße Wissen ohne entsprechendes Handeln zu verabscheuen». Das Jahr 1874 bringt den Übergang an die Hochschule und damit verbunden den Eintritt in die Studentenverbindung «Zofingia», der er zeitlebens die Treue hält, da diese ihm «Ideale gegeben hat, Lebensziele, die über den bisherigen Gesichtskreis des Hauses und der Schule hinausgingen und doch nicht nur utopisch flimmerten, sondern als erreichbare Ziele sich darstellten». Von Overbeck bald enttäuscht, wendet er sich den tiefsinnigen philosophischen Betrachtungen von Steffensen zu und hört Kaftan,

Kautzsch und Stockmeyer. In Leipzig wird er weniger von der dort herrschenden konfessionalistischen Theologie als von der Musik angezogen, war er doch selber ein guter Klavier- und Orgelspieler. In Tübingen gewinnt 1878 Beck den entscheidenden Einfluß auf ihn, indem er ihn «aus der dürren Heide einer selbstgenügsamen Kritik auf die grüne Weide des Gottesworts führt».

Im Juni 1879 tritt er in den Dienst der Kirchgemeinde Reitnau (Aargau). In den Mußstunden betreibt er patristische Studien. Mit einer Arbeit über Tertullians Auffassung des Paulus erwirbt er sich 1881 den Lizentiatengrad. 1884 verheiratet er sich mit Anna Sartorius, einer Pfarrerstochter aus Basel. Im Frühling 1886 folgt er einem Ruf an die Evangelische Predigerschule in Basel als Lehrer für Kirchengeschichte und neutestamentliche Fächer. Drei Jahre später habilitiert er sich als Privatdozent an der Universität Bern. 1891 bekommt er die Professur für alte und mittlere Kirchengeschichte, und nach dem Tode von Professor Blösch wird ihm auch die neue zugewiesen. Er hält aber auch Vorlesungen über neutestamentliche Sachgebiete und stellvertretungsweise über praktisch-theologische Fragen. Zum Direktionsmitglied des Freien Gymnasiums und der Neuen Mädchenschule ernannt, wirkt er als Religionslehrer an diesen Anstalten. In der Synode und im Synodalrat nimmt er eine Autoritätsstellung ein. Er arbeitet im protestantisch-kirchlichen Hilfsverein, im evangelisch-kirchlichen Verein, im evangelisch-theologischen Pfarrverein und in der Prüfungskommission für Organisten mit. 1899 veröffentlicht er *Die Hauptprobleme des Lebens Jesu*. 1903 erhält er von Seiten der Universität Halle den theologischen Ehrendoktor.

Barths Christentum war von aktiver Art, Leben gestaltend, von calvinischem Geist durchglüht. Den dogmatischen Lehrbildungen stand er innerlich frei gegenüber; für den Glauben, aus dem sie geflossen, trat er aufs nachdrücklichste ein.

«Wir wollen, daß Jesus zur Geltung komme im Leben unseres Volkes, Jesus, so gut ihn ein jeder von uns zu verstehen und zu deuten vermag, Jesus, nicht als ein großer Schatten der Vorzeit, sondern als der Lebendige, der heute noch segnend und heilend durch die Menschheit schreitet und noch viel Größeres als bisher mit ihr vorhat. Stets ist uns Jesus die Antwort Gottes auf alle Fragen des heutigen Lebens, eine Antwort, die uns mit Ewigkeitskraft erfüllt und unseren Weg erhellt. Davon zu zeugen, ist die höchste Freude im Leben.» Dieser Losung getreu, fühlt er sich der Theologie und der Praxis gegenüber in gleicher Weise verpflichtet. In öffentlichen Vorträgen im Schoße von Vereinen und Gesellschaften in der Schweiz und in Deutschland weist der Unermüdlige auf die im Christentum schlummernden Erneuerungskräfte hin. An den Aarauer Studentenkonzerten ist er ein gern gehörter Redner. Im Jahre 1911 wird ihm von der Behörde die Abfassung des kirchlichen Generalberichtes anvertraut. Beeinflußt von Göhre und Naumann, ist er der Mitbegründer der christlich-sozialen Gesellschaft und ermutigt die jungen Theologen, die Forderungen des Evangeliums auch in bezug auf die Ordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse zu verfechten.

Fritz Barth zeichnete sich durch eine gefestigte Persönlichkeit aus, die sich mit ihrer unbedingten Ehrfurcht vor der Wahrheit und ihrer Treue bis ins Kleine weitherum Hochachtung erwarb.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Die Hauptprobleme des Lebens Jesu*, 1. Auflage 1899, 4. Auflage 1911. – *Einleitung in das Neue Testament*, 1. Auflage 1908, 3. Auflage 1914. – *Deutsche Bearbeitung des «Leben Jesu» von F. W. Farrar*, 1908. – *Die Bedeutung des Johannesevangeliums für das Geistesleben der Gegenwart*, 1912. – *Christus, unsere Hoffnung* (Predigten, Vorträge und Aufsätze, herausgegeben von M. LAUTERBURG, 1913).

LITERATUR: Totenschau des *Schweizerischen Pfarrerkalenders* 1913, S. 2 ff. – M. LAUTERBURG, Vorwort zu *Christus, unsere Hoffnung*, 1913.

Roger Ley 44

Bauhofer, Rudolf, von Reinach AG, * 4. Januar 1869 in Reinach, † 18. Juli 1918 in Stuttgart. Lithograph, Zeichner und Kunstmaler. Jugendfreund Theodor Fischers, des «Waldläufers». Besuch der Gemeinde- und Bezirksschule von Reinach, unterbrochen durch einen einjährigen Aufenthalt in Fleurier zur Erlernung der französischen Sprache. Ausbildung als Kartograph bei Orell Fübli und als Lithograph in der Kunstanstalt Hofer & Burger in Zürich. Nach beruflicher Tätigkeit in Herisau und Lyon und einer kurzen Periode freien künstlerischen Schaffens in Reinach begab er sich nach Amerika, wo er 1893 bis 1895 in Chicago als Zeichner und Maler arbeitete. 1896 wieder in die Heimat zurückgekehrt, reifte in ihm der Entschluß zum Kunststudium. Von 1897 bis 1898 gehörte er an der Kunstgewerbeschule in Basel zu den Lieblingsschülern von Dr. Fritz Schider, der die Zeichen- und Modellerschule – von Leibl beeinflusst – im Sinne eines warmen Realismus leitete. 1899 ging er für ein Semester an die Kunstakademie in Paris; später war er während eines halben Jahres Schüler des Luzerner Realisten Robert Zünd. 1903 begab er sich neuerdings nach den Vereinigten Staaten, und kehrte erst nach 12jährigem Aufenthalt in Philadelphia und New York, wo er als Zeichner, Gebrauchsgraphiker und Aquarellist angestellt war, Ende 1915 in die Schweiz zurück. Weil er in der Heimat als freier Künstler kein Auskommen, aber auch keine ihm zusagende feste Anstellung finden konnte, trat er 1916 in Stuttgart in den Dienst eines lithographischen Instituts. Als Junggeselle starb er dort 1918.

Bauhofer beherrschte in sauberer Manier die Technik präziser Darstellung, wobei er mit weichen Farben sich bewußt des Details annahm, was zu Werken von unerhörter Naturtreue führte. Die moderne Malerei empfand er als Roheit, die sein Feingefühl verletzte. Während er in seiner Brotarbeit als Lithograph zwar der modernen Kunstrichtung Konzessionen machen mußte, blieb er in den Liebhaber-

werken mit unbeirrbarer Konsequenz seiner Kunstauffassung treu. Er hat die alten Strohhäuser Reinachs und die Mooslandschaft, wie sie das obere Wynental vor der Melioration darstellte, in naturgetreuen und stimmungsvollen Variationen festgehalten. Daneben existieren auch Bilder mit Sujets aus der Stadt Basel und wenige amerikanische Landschaften. Allerdings fand er trotz rastloser Tätigkeit und großem Fleiße wenig öffentliche Anerkennung. Jede kaufmännische Veranlagung fehlte ihm, das Talent des stillen, zurückgezogenen Schaffers blieb unerkannt. Das Werk Bauhofers, das Lithographien, Zeichnungen, Aquarelle und Ölbilder umfaßt, liegt heute vollständig zerstreut, zum Teil ist es in Amerika und Deutschland verlorengegangen. Wenige Arbeiten befinden sich im Privatbesitz einstiger Verwandter und Freunde. 1942 waren noch etwa 100 Aquarelle und 25 Ölbilder nachweisbar. Bauhofer ist zwar im *Schweizerischen Künstler-Lexikon* nicht aufgeführt; in der Erinnerung der Bevölkerung des Oberwynentals wird er jedoch als Maler der Heimat weiterleben.

LITERATUR: ARNOLD HAURI, in der *Jahreschrift der Historischen Vereinigung Wynental*, Reinach 1942.

Willi Gautschi 45

Baumann, August, * 24. Dezember 1894 in Pieterlen BE als Bürger von Schafisheim, † 17. September 1957 in Wohlen AG. Progymnasium Biel. Sein Vater Stationsvorstand in Pieterlen, dann in Olten-Hammer. Drei Jahre Handelsabteilung der Kantonsschule Aarau, Abschluß mit Diplom. Stationsgehilfe der SBB in Wauwil, dann in Olten. Mitglied und bald Vizepräsident der Jungliberalen Bewegung Olten (damals unter dem Namen Demokraten). Schüler des Sozialpolitikers Nationalrat Dr. Adrian von Arx. Politik wird dem Jüngling aus innerer Überzeugung als Dienst am Volk zur Leidenschaft. 1919 ist das Jahr der Einführung des Nationalratsproporz, der die Freisinnig-demokratische Partei der absoluten Mehrheit

beraubt, sie gewaltig schwächt und im Aargau starken innern und äußern Spannungen aussetzt. Trotzdem entschließt sich August Baumann, die Stelle eines hauptamtlichen Sekretärs bei dieser im Aargau anzunehmen. Mit andern Männern gelingt es ihm, die Kantonalpartei innerlich zu festigen. Nach seiner Niederlassung in Zofingen gründet er dort einen Staatsbürgerkurs und fördert dessen Ziele auch anderwärts, innerhalb und außerhalb des Kantons. 1924 folgt mit dem Wechsel des kantonalen Präsidiums seine Übersiedelung nach Wohlen. Hier wird er bald Orts- und Bezirksparteipräsident. Lateinstudium, Maturität. Neben seiner parteiamtlichen Tätigkeit Student der Rechtsfakultät der Universität Zürich. 1932 doktoriert er beim Staatsrechtslehrer F. Fleiner zum *doctor iuris utriusque*. Von 1933 bis zu seinem Tode Mitglied des Großen Rates. Im Nebenamt Redaktor der *Freiämter-Zeitung* 1927 bis 1957. Innerhalb der Partei Initiant zur Gründung eines Hilfsfonds zur Unterstützung von in Not geratenen Parteimitgliedern. Sehr sozial eingestellter Mensch, der unter Einsatz von persönlichen Mitteln oft hilft. Mitglied und zuletzt jahrelang Meister vom Stuhl der Freimaurerloge «Zur Brudertreue» Aarau.

SCHRIFTEN: *Jahresberichte über die Tätigkeit der Freisinnig-demokratischen Volkspartei des Kantons Aargau* 1919 bis 1957. – *Der Verwaltungszwang im Aargau*, Diss. 1932. – *Aus der Gemeindeorganisation* (eine Reihe von Vorträgen).

Ernst Schaffner 46

Baumann, Jakob, * 31. Mai 1881 in Schafisheim, † 23. August 1942 daselbst. Besuch der Bezirksschule und der Landwirtschaftlichen Schule Brugg. Bewirtschaftete in Schafisheim den väterlichen Landwirtschaftsbetrieb, verbunden mit einer Gastwirtschaft. Mitbegründer der Aargauischen Bauern- und Bürgerpartei im Jahre 1919 und deren Präsident bis 1934. Dem Nationalrate gehörte er von 1919 bis zu seinem Tode ununterbrochen

an. Er war Mitglied der Geschäftsprüfungskommission des Nationalrates. Er befaßte sich vorwiegend mit agrarpolitischen Fragen. Seit dem Jahre 1909 Mitglied des Aargauischen Großen Rates, dem er als Vertreter der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei bis zu seinem Tode angehörte. Im Amtsjahr 1931/1932 Großratspräsident. Mitglied verschiedener Kommissionen, unter anderem Geschäftsprüfungs-, Staatsrechnungs- und Begnadigungskommission. Im Jahre 1933 wurde er zum Mitglied des leitenden Ausschusses des Schweizerischen Bauernverbandes gewählt. Mitglied des Verwaltungsrates des Aargauischen Elektrizitätswerkes. Wertvolle Mitarbeit in der Leitung verschiedener landwirtschaftlicher Fachorganisationen. Im Sommer 1930 wurde Jakob Baumann mit der Redaktion des kantonalen Parteiorganes *Schweizer Freie Presse* beauftragt. Diese betreute er mit großer Sachkenntnis bis zum 31. Dezember 1936. Seine klaren Leitartikel über zeitgenössische Probleme fanden allseits große Beachtung. Seine versöhnliche, charakterfeste Art fand in allen Bevölkerungskreisen ihre Wertschätzung. Jakob Baumann war der geistige Führer der Aargauer Bauern.

NEKROLOG: *Aargauische Bauern- und Bürgerzeitung*, Nr. 102, vom 25. August 1942.

Hans Strahm 47

Baumann, Johann Jakob, Pfarrer zu Brittnau, * 21. Oktober 1824 in Stilli, † 15. Mai 1889 in Brittnau. Er besuchte die Bezirksschule zu Brugg und als Klassenkamerad des späteren Bundesrates Emil Welti das Gymnasium in Aarau. Nach glänzend bestandener Reifeprüfung bezog er die Universitäten Jena, Tübingen und Zürich. Er entschloß sich zum Studium der Theologie. Im Herbst 1849 bestand er sein Staatsexamen, dann trat er ein Vikariat bei Pfarrer Samuel Straehl in Brittnau an und wurde nach dessen Tode im Jahre 1855 als Pfarrer zu Brittnau gewählt. Die Kirchgemeinde war gut

beraten, als sie diesen geistreichen und tieffühlenden Mann zu ihrem Seelsorger wählte. Während 34 Jahren hat Joh. Jakob Baumann der Kirchgemeinde Brittnau gedient. Er war ein Pfarrer von großem Format. Sein ganzes Denken und seine ganzen Kräfte hat er der Gemeinde zur Verfügung gestellt. Seine fortschrittlichen Anordnungen zur Hebung von Volkswohl und Sittlichkeit haben ihm die Hochachtung aller Kirchengenossen eingetragen.

Neben seinen vielseitigen Pflichten als Seelsorger widmete er seine Dienste der Schule. Er war Förderer guter Schulen, besonders der Fortbildungs- und Gewerbeschulen. Als Mitglied des großen Rates (1885–1889) und schon vorher als Mitglied des Verfassungsrates (1884/1885), namentlich bei der Beratung der neuen Kirchenartikel, bei welcher er als Berichterstatter amtete, hatte er Gelegenheit, seine wohlwogenen Ratschläge den Vertretern des Volkes vorzutragen. Er versäumte nie, den anwesenden Ratsherren die Dringlichkeit von Wohlfahrtseinrichtungen vor Augen zu führen. Pfarrer Baumann war in zwei Perioden 15 Jahre lang Präsident der Kulturgesellschaft in Zofingen, wo er in bewegten Worten die Abwehr der damaligen Armennot verlangte.

Als Anerkennung für seine der Gemeinde Brittnau geleisteten, wertvollen Dienste als Pfarrer und Schulmann hat ihm die Ortsbürgergemeinde am 17. November 1866 das Bürgerrecht geschenkt. Nach Abräumung seiner Grabstätte vor etwa dreißig Jahren wurde sein Bild an der Südseite der Kirchenmauer angebracht, um so die Erinnerung an sein Wirken wachzuhalten.

LITERATUR: F. LERCH, im *Zofinger Neujahrsblatt* 1946, S. 71. – *Taschenbuch für die reformierten Geistlichen der Schweiz* 1890. – *Aargauisches Schulblatt* 1889, II, S. 88. – *Die Kulturgesellschaft des Bezirks Zofingen 1821 bis 1921*, S. 232. – HBL, Bd. II, S. 51. – *Der Kanton Aargau (1803–1953) im Lichte der Zahlen*, S. 137–8.

Fritz Lerch 48

Baumer, Emil, von Rheinfelden, * 6. Februar 1834 in Rheinfelden, † 13. Juni 1912 ebenda. Enkel des Joh. Bapt. Baumer, der, 1795 von Warmbach kommend, sich in Rheinfelden eingebürgert hatte. Emil Baumer absolvierte die Schulen in Rheinfelden, die kaufmännische Schule und eine Lehre in Lausanne und Freiburg. 1853 bis 1855 weilte er in den USA bei einem Onkel, dann immer in Rheinfelden, war Gemeindeganzlist bis 1871, Gemeinderat 1872 bis 1882, dann im Bezirksamt und 1885 bis 1912 Bezirksamtmann.

Schon in Freiburg hatte Emil Baumer 17jährig den Liberalen die Fahne vorangetragen, in Amerika die freie Wirtschaft und eine Politik kennengelernt, die bedeutend mehr Volksrechte kannte als in der damaligen Schweiz. Im Wirtshaus «Zum Roten Löwen», das sein Vater führte, versammelte sich der freisinnig politisierende «Unterhaltungsverein». Dieser übernahm als eigenes Organ das Wochenblättchen *Grenzbote*, das die Flüchtlinge aus dem badischen Aufstande herausgaben, und machte es zur freisinnigen Bezirkszeitung. Als das Blatt ganz von der übermächtigen konservativen Partei beansprucht wurde, richtete Baumers Kreis im «Löwen» 1860 eine eigene Druckerei ein und nannte das Blatt die *Volksstimme*. Von Gegenständen der lokalen Politik ausgehend, griffen die Herausgeber bald in kantonale Bewegungen ein: Erweiterung der Volksrechte, Steuerwesen, Großratswahl, Gleichstellung der Juden. Die Konservativen gründeten in Laufenburg den *Fricktaler*, worauf die *Volksstimme* unter Baumers Leitung und Redaktion zum eigentlichen Blatt des fricktalischen Freisinns wurde und sogar mit dem Anschlusse des Ländchens an Basel drohte (Januar/Februar 1863). Die gegen den Verleger und Redaktor erhobene Klage der Staatsanwaltschaft auf Hochverrat mußte im Laufe des Jahres fallengelassen werden; aber es ging noch über zehn Jahre, bis die neue Richtung, die auch in andern Kantonsteilen an Boden gewann, einigermaßen ihre Ziele erreichte. Baumer

kämpfte auch als Großrat 1875 bis 1882 und 1885 bis 1915 für den Fortschritt in Wirtschaft und Politik.

Weitere Gelegenheiten zum Kampfe in dieser Richtung ergaben sich in der Entwicklung des geselligen Lebens, das Emil Baumer durch Festgedichte, Theaterstücke und kräftige Ansprachen belebte. Da er sich aber nie in die Karten sehen ließ und seine Ämter in aller Strenge versah, erwuchs ihm der Vorwurf der rücksichtslosen Gewalttätigkeit. Durch die Verhaftung des preußischen Polizeispitzels Wohlgemuth 1889 brachte er die ganze Eidgenossenschaft in Verlegenheit, die schließlich durch die Festigkeit der Bundesbehörden und die bald darauf erfolgte Entlassung Bismarcks behoben wurde.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Das musikalische Leben in Rheinfelden*, Rheinfelden 1883. – *Das Fricktal vor 100 Jahren*, Rheinfelden 1903. – *Festspiel zur Bundesfeier* 1891. – *Maria von Hagenbach*, historisches Bühnenspiel. – *Der Überfall von Rheinfelden 1448*, ebenso. – *Der Schnapsverein von Möhlin*, ein historisches Volksstück (Freiämter Aufstand).

LITERATUR: HILTY, *Politisches Jahrbuch*, IV. Band. – SCHWEIZER, *Geschichte der schweizerischen Neutralität*. – A. SENTI, *Ein Stück aargauische Politik in einer goldenen Uhr*, in *Vom Jura zum Schwarzwald* 1953. – *Separatismus in der aargauischen Innenpolitik*, im *Jahrbuch des Standes Aargau* 1954. – A. BRUGGER und A. SENTI, *Bühnenspiele zur Geschichte Rheinfeldens*, in *Vom Jura zum Schwarzwald* 1937 und 1938.

Anton Senti 49

Baumgartner, Otto, * 25. Februar 1887 in Münchenbuchsee, † 16. Juni 1952 in Birr. Er wuchs mit zwei Geschwistern im elterlichen Bauernbetrieb auf. Besuchte in Münchenbuchsee, seiner Heimatgemeinde, die Primar- und Sekundarschule und nachher das Seminar in Hofwil. Noch während der Schulzeit wurde er zu harter Arbeit eingesetzt, weil er für den früh verstorbenen Vater einspringen mußte. Er hatte sich schon in jungen Jahren mit den Lebensproblemen und mit dem Lebenskampf zu befassen.

Nach der Patentierung wirkte er als Lehrer in der Anstalt Erlach und in der Taubstummenanstalt Münchenbuchsee, später als Primarlehrer an der Gemeindeschule Zollikofen. Von hier aus ging er an die Universität Bern und besuchte als Fachhörer die Vorlesungen über Nationalökonomie. 1911 verehelichte er sich mit Johanna Rätz, Lehrerin in Radelfingen bei Aarberg. 1912 wurde er als erster Vorsteher an das Schweizerische Pestalozziheim, Neuhof bei Birr, gewählt.

Die alten Pestalozzihäuser wurden durch die Schuljugend angekauft. Der Neuhof sollte inskünftig als Erziehungsheim für schwererziehbare Jugendliche eingerichtet werden. Der gegründete Stiftungsrat beauftragte Baumgartner, diesen Plan in die Tat umzusetzen. Aus den alten Häusern wurde ein Erziehungsheim geschaffen, das für 40 Burschen im Alter von 15 bis 20 Jahren Platz bot.

Bis zu diesem Zeitpunkt wurden jugendliche Rechtsbrecher gemäß dem damals gültigen Strafrecht bestraft. Baumgartner wagte es als erster, die eingewiesenen Jugendlichen nicht zu strafen und einzusperren, sondern sie durch Förderung der geistigen und manuellen Fähigkeiten zu selbstsicheren und standfesten Menschen zu machen. Die Erziehungsarbeit wurde auf der Basis gegenseitigen Vertrauens und gegenseitiger Achtung geleistet. Es entstand auf diese Weise ein absolut offen geführtes Erziehungsheim, in welchem weder Haus- noch Zimmertüren verschlossen wurden. Die eigentliche Erziehungsarbeit wurde nach dem von Pestalozzi aufgestellten Grundsatz, wonach in der Erziehung Kopf, Herz und Hand in gleicher Weise berücksichtigt werden sollen, geleistet. Demzufolge wurde eine Anstaltsschule eröffnet, in welcher die geistigen Fähigkeiten und das Wissen gefördert wurden. Später wurde diese Schule in eine Gewerbeschule umgewandelt. Aus der Erkenntnis, daß ein gestrauchelter Bursche sich nur dann auffangen kann, wenn er in der Lage ist, sich manuell auszuzeichnen, wurden Lehrwerkstätten ein-

gerichtet. Den Burschen wurde die Möglichkeit geboten, im Heim folgende Lehren absolvieren zu können: Landwirt, Gärtner, Schuhmacher, Schneider, Schreiner, Bauschlosser. Das Hauptgewicht wurde aber auf die Beeinflussung des Herzens gelegt. Man versuchte jedem einzelnen zu zeigen, daß er ein Bestandteil der Gesamtgemeinschaft sei. Aus diesem Grunde sei es nötig, sich in diese Gemeinschaft eingliedern zu lassen. Jeder einzelne sollte erfahren, daß man nicht nur nehmen, sondern auch geben muß. Es lag Baumgartner daran, dem einzelnen das Erhabene der «Wohnstube» zu zeigen und ihn in diese Wohnstubensphäre einzuführen.

«In Anerkennung seiner dreißigjährigen vorbildlichen Erzieherstätigkeit im Sinne Heinrich Pestalozzis auf dessen Neuhof bei Birr» wurde ihm am 7. November 1944 von der philosophischen Fakultät der Universität Zürich der Ehrendoktor verliehen.

LITERATUR: Verschiedene zusammenhanglose Aufsätze über Erziehungsprobleme (insbesondere über Schwererziehbare) in den *Jahresberichten des Schweizerischen Pestalozziheimes*: 1937: *Zur Frage der Anstaltserziehung*. – 1938: *Die Erziehung im Heim*. – Beilage 1939: *Die Ursachen der Schwererziehbarkeit*. – 1942: *Aufgaben einer Beobachtungsstation für Jugendliche*. – 1945: *Zum Pestalozzigedenktag*. – 1949: *Über die Dauer der Anstaltseinweisungen*.

NACHRUF: *Brugger Neujahtsblatt 1956*.

Martin Baumgartner 50

Baur, Johann Baptist, von Sarmenstorf, * 28. August 1783 daselbst, † 6. Februar 1851 in Luzern. Arzt und konservativer Politiker. Sohn des Joh. Bernhard Baur und der Verena geborenen Kuhn, besuchte Baur (er selbst nannte sich, im Unterschied zu den übrigen Baur von Sarmenstorf, allerdings, wie auch seine Söhne, stets Bauer) nach der Schule seiner Heimatgemeinde wohl die Klosterschule in Muri. Nach anfänglichem Theologiestudium ging er zu jenem der Medizin über,

das er 1815 an der Universität Landshut abschloß. 1817 im Aargau patentiert, ließ er sich als praktizierender Arzt in Muri nieder, ohne aber, wie oft behauptet wurde, je besoldeter «Klosterarzt» zu werden. Die Regierung bestellte ihn 1826 zum Friedensrichter und 1829 zum Bezirksarzt. 1829 wurde er auch Mitglied des Bezirksschulrates, schied aber schon 1831, wohl als Gegner der Revolution von 1830, aus allen drei Ämtern wieder aus. Von 1838 an war er nochmals für kurze Zeit Friedensrichterstatthalter. 1822 hatte er sich mit der Luzernerin Aloisia Segesser (1791–1873) vermählt, deren Schwester die Gattin des langjährigen Schultheißen Josef Karl Amrhyn (1777–1848), eines Hauptvertreters des Staatskirchentums in Luzern, war, während Baur eigener Stiefbruder Dr. Josef Baur die Schwester Augustin Kellers ehelichte.

Johann Baptist Baur stand, seit er am politischen Leben seiner engeren Heimat tätigen Anteil nahm, in der vordersten Reihe jener kirchlich gesinnten Laien, welche sich entschieden für die vom Radikalismus zunehmend gefährdeten Rechte der katholischen Kirche einsetzten. Seine ganze politische Tätigkeit seit 1830 bestand nach seinen eigenen Worten darin, daß er «in öffentlichen Schriften und Petitionen das dem katholischen Volke zugefügte Unrecht dargestellt, Beschwerde geführt und Abhülfe desselben verlangt habe». Baur gehörte nicht zu den eigentlichen Initianten des katholischen Verteidigungsvereins, der 1832/1833 im Freiamt entstand. Er war auch nicht Mitglied des engeren Vereinsausschusses, aber er wurde doch, vom Verein zur Mitarbeit eingeladen, bald dessen geistiger Führer. Namentlich lieb er demselben seine Feder; er hat alle Schriften, sowohl Petitionen an den Großen Rat wie Flugschriften, die vom Verteidigungsverein seit 1833 ausgegangen sind, verfaßt. Gegen die Badener Konferenzartikel von 1834, gegen die übermäßige finanzielle Belastung und die Bevogtung der Klöster, gegen die Behinderung der Novizenaufnahme, für die

Achtung der kirchlichen Autorität des Bischofs und die Freiheit der Kirche in ihrem Bereich, zugunsten verfassungsmäßiger Garantien für die kirchlichen Rechte, für den Abschluß eines Konkordates zwischen Staat und Kirche, namentlich auch für konfessionelle Trennung, d. h. die konfessionell getrennte Behandlung der nur die eine Konfession angehenden Angelegenheiten ausschließlich durch Angehörige der betreffenden Kirche, sprach Baur auch als Großrat (1834–1841). Dies in einer Behörde zu tun, deren große Mehrheit leidenschaftlich den gegenteiligen Standpunkt vertrat, erforderte um so mehr Mut, als ihm, wie er selbst von sich sagte – im Unterschied zu seinen radikalen Hauptgegnern –, «die Gabe der überzeugenden und hinreißenden Beredsamkeit gänzlich» abging. Baus publizistische Tätigkeit reichte über die Kantonsgrenzen hinaus; er war Mitarbeiter des vom Solothurner Konservativen Theodor Scherer 1839 ins Leben gerufenen «Politischen Korrespondenzbureaus» und der vom Genannten redigierten *Schildwache am Jura*.

Als einer der entschiedensten Gegner des Radikalismus wurde Baur schon 1835 in den Wirren um die Badener Konferenzartikel mit Dekan Michael Groth von Merenschwand und andern Gesinnungsfreunden, Geistlichen und Laien, vor Gericht gestellt. Das Obergericht, an das der Aarauer Fürsprecher Dr. Rudolf Feer (s. d.) im Auftrag Groths und seiner Mitangeklagten rekurrierte, verurteilte Baur 1836 außer zu 400 Franken Buße zu einem Monat Gefängnis. Solche Erfahrungen konnten einen Mann wie Baur nicht davon abhalten, 1840/1841 bei Anlaß der Revision der Kantonsverfassung wiederum für das zu kämpfen, was nach seiner Überzeugung richtig war und der Befriedung des Kantons diene. Er tat dies namentlich als Redner an der katholischen Volksversammlung am 29. November 1840 in Baden und durch seine beiden anonymen Flugschriften *Wichtige Bedenken über Annahme oder Verwerfung*

der dem Volke zur Abstimmung vorgelegten neuen Verfassung (1840) und *Neue wichtige Bedenken über Annahme oder Verwerfung des neu revidierten Verfassungsentwurfs* (1841). Er ging in diesem Kampfe nicht in allem mit den Männern des Bünzer Komitees einig, die es seines Erachtens an Entschiedenheit etwas fehlen ließen, die sich auch auf die wichtigen kirchenpolitischen Forderungen hätten beschränken und um so nachdrücklicher konzentrieren sollen. Als dann die katholische Opposition in der Verfassungsabstimmung vom 5. Januar 1841 unterlegen war und die Regierung daraufhin die Verhaftung der konservativen Führer des Freiamentes beschlossen hatte, verließ Baur, wenige Stunden vor der geplanten Verhaftung, als Flüchtling seine aargauische Heimat für immer.

Baur lebte zunächst, vermutlich als praktizierender Arzt, in Schwyz, später in Luzern. Den Kampf für das, was er als Recht erkannt, führte er unentwegt weiter. Den Antistes Friedrich Hurter in Schaffhausen, den Verfasser der Verteidigungsschrift für die aufgehobenen Klöster und des Buches über die Befehdung der katholischen Kirche in der Schweiz seit 1831, belieferte er mit Stoff. Baus Feder entstammen wohl mindestens zum Teil die vier 1841 bis 1843 an die Tagsatzung gerichteten Eingaben aargauischer Ausgewanderter. Sein eigenes Wirken im Aargau verteidigend, gelangte er auch persönlich am 24. März 1841 mit einer Eingabe an die Tagsatzung, ebenso im Mai 1841 an das Bezirksgericht Muri, und gab noch 1843 in Schwyz eine ausführlichere Rechtfertigungsschrift heraus. Die ehrliche, uneigennützigte Gesinnung konnte Baur selbst vom politischen Gegner nicht abgesprochen werden; am 15. November 1841 wurde er durch das Bezirksgericht Muri und am 27./29. Juli 1843 auch durch das Obergericht von Schuld und Strafe freigesprochen. Bald nach der Niederlage des Sonderbundes muß Baur, als Mitglied der Werbkommission für das auf Sonderbundsseite kämpfende Freiämter-

korps vom Auslieferungsbegehren der aargauischen Regierung (9. Dezember 1847) bedroht, die Schweiz verlassen haben. Vom Jahresbeginn 1848 an hielt er sich als Gast des vertriebenen Murikonventes in Gries bei Bozen auf. Im Juli 1850 von dort wieder zurückgekehrt, verbrachte der schließlich auch seelisch erkrankte Mann die letzten Lebens- und Leidenswochen in Luzern, der Heimat seiner Frau, die ihm sieben Kinder geschenkt hatte, darunter die beiden späteren Jesuiten Renward und Leopold.

VERÖFFENTLICHUNGEN (außer den zum Teil im Text erwähnten anonymen Schriften): *De aeris constitutionibus ad formandas indicationes rite aestimandis* (Diss. Landshut 1815). – *Schriftliche Eingabe an das Tit. Bezirksgericht Muri. In Folge öffentlicher Ausschreibung desselben vom 26. April 1841.* o. O. 1841. – *Bin ich ein landesflüchtiger Hochverräter? Eine Rechtfertigung ... gegen die von der aarg. Regierung ... gegen mich angebrachten Anschuldigungen.* Schwyz 1843.

QUELLEN UND LITERATUR: Staatsarchiv Aarau, Akten besonders über die Freiämter Unruhen von 1835 und 1841. – Archiv des Kollegiums in Sarnen, Aktensammlung J. B. Baur. – Segesserscher Familienbesitz in Luzern, Tagebücher J. B. BAURS 1848/1850 (2 Bände). – Mitteilungen von P. RUPERT AMSCHWAND, Sarnen, Subprior P. MARTIN BAUR, Einsiedeln, und Gemeindeganzlei Sarmenstorf. – *Verhandlungen des Großen Rates des Kts. Aargau*, besonders 1835 und 1840. – *Abschiede der eidg. Tagsatzungen 1841–43.* – *Urtheil des h. Obergerichtes des Cts. Aargau über die wegen Betheiligung an den aufrührerischen Ereignissen vom 10. u. 11. Jenner 1841 angeklagten ... Individuen.* Zürich 1843. – C. SIEGWART-MÜLLER, *Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der Schweiz. Eidgenossenschaft*, Altdorf 1864, besonders S. 386 und 395 ff. – P. LETTER, *Theodor Scherer I*, Einsiedeln 1949, besonders S. 179 ff. und 240 ff. – E. VISCHER, *Rudolf Rauchenstein und Andreas Heusler*, Aarau 1951, besonders S. 311, Anmerkung 282 a. – P. RUPERT AMSCHWAND, *Abt Adalbert Regli und die Aufhebung des Klosters Muri*, Sarnen 1956.

Georg Boner 51

Baur, P. Renward, S. J., von Sarmenstorf, * 13. November 1823 in Muri, † 10. Juni 1883 in Kirchrath (Holland). Sohn

des bekannten Arztes und Politikers Johann Baptist Baur und der Aloisia Segesser von Luzern, trat Renward 20jährig bei den Jesuiten ein. Während der Sonderbundswirren konnte er sich aus dem Kollég in Fribourg nach Savoyen flüchten und fuhr dann mit vierzig Mitbrüdern in einem Segelschiff nach Amerika, wo er in Washington Mathematik lehrte. Zum Abschluß seiner Studien nach Europa zurückgekehrt, dozierte er Geschichte in Bonn, half in der Seelsorge zu Koblenz, Aachen und Köln und wirkte von 1873 bis 1881 als Professor der Kirchengeschichte in Löwen. In Maria-Laach richtete er eine der größten, schönsten und bestgeordneten Privatbibliotheken Deutschlands ein. Er war ein hochangesehener Mitarbeiter der *Stimmen von Maria-Laach* und des großen *Kirchenlexikons*. Mit 60 Jahren erlag der unermüdliche Arbeiter in Kirchrath einem Herzleiden.

Dem P. Renward folgte sein jüngerer Bruder Leopold (1830–1924) in den Jesuitenorden. Er arbeitete in Deutschland, Österreich, Frankreich und Belgien. Noch als 55jähriger zog er zu seinen Ordensbrüdern nach Rio do Sul in Brasilien, wo er eine fruchtbare Tätigkeit von weiteren vierzig Jahren entfaltete und hoch betagt starb.

LITERATUR: *Stimmen aus Maria-Laach* 1883, S. 74–7. – P. M. BAUR, *Geschichte von Sarmenstorf*.

Martin Baur 52

Bebié, Edmund von Thalwil und Turgi, * 5. August 1871 in Turgi, † 9. Juli 1951 in Vaduz, Gründer der Baumwollspinnerei und Zwirnerei La Farga di Bebié in Spanien. Edmund Bebié, der Enkel von Heinrich Bebié (s. d.), hatte seine Ausbildung am Spinnereitechnikum in Reutlingen und in Bolton (England) erhalten. Auf einer Wanderung in den südlichen Pyrenäen entdeckte er zwischen Barcelona und dem Grenzzorte La Tour de Carol ein großenteils von Macchia erfülltes, fast unbesiedeltes Tal, das ihm zufolge des gefäll- und

wasserreichen Fließchens Ter zur Anlage einer Fabrik geeignet schien. Die Gründung erfolgte 1896 als Zweigniederlassung der Firma Edmund Bebié (Vater) in Turgi. Von 1911 an führten die Brüder Edmund, Gustav, Albert und Ernst Bebié das gesamte Unternehmen unter der Firma Bebié & Cie. Die Arbeiter von La Farga (katalanisch La Farga = die Schmiede) wohnten zunächst in einem Umkreis von rund fünf Kilometern. Allmählich wurden sie um die Fabrik herum angesiedelt, so daß ein vollständig neues Dorf entstand mit eigener Bahnstation, Kinderkrippe, Schule, Kirche, Arzt und Gewerbetreibenden. Die Zahl der Arbeiter beträgt gegenwärtig rund tausend. Wertvolle Pionierarbeit wurde auch durch die Aufforstung des regenarmen Gebietes geleistet. Zehntausende junger Bäume wurden zunächst aus der Schweiz eingeführt, später in eigenen Baumschulen gezogen. Ein jährlich wiederkehrender Día del árbol, ein Tag des Baumes, an dem unter Mitwirkung der Schüler kahle Hänge bepflanzt werden, soll schon den jungen Leuten die Bedeutung des Waldes einprägen. 1948 zog sich Edmund Bebié von den Geschäften zurück, um in Vaduz den Lebensabend zu verbringen.

LITERATUR: A. HALLER, *Chronik von Turgi*, Aarau 1934. – Dr. W. SCH., *Hunderttausend Schweizer Waldbäume in Spanien*, in *Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich* vom 13. Mai 1957.

Adolf Haller 53

Bebié, Heinrich, von Wendhäuslen bei Bubikon, seit 1853 auch Bürger von Thalwil, * 24. März 1788 in Wendhäuslen, Gründer der Baumwollspinnereien in Oberengstringen und Turgi, † 28. Juni 1860 in Turgi. Schon Heinrich Bebiés Vater, ebenfalls Heinrich geheiß, hatte 1804 in seiner Mühle zu Wendhäuslen die ersten Versuche mit selbstkonstruierten Spinnmaschinen gemacht. Der Sohn Heinrich studierte die neuen Maschinen in England und begann 1816 zusammen mit dem Vater und den jüngern Brüdern Rudolf

und Kaspar in Oberengstringen mit dem Bau einer eigenen mechanischen Spinnerei. Zehn Jahre später legten die drei Brüder in Turgi den Grundstein zu den dortigen Baumwollspinnereien. Die Halbinsel, auf der das heutige, erst seit 1884 selbständige Dorf Turgi steht, war damals eine fast unbebaute Schotterebene, die zur Gemeinde Gebenstorf gehörte. Bereits 1833 wurde eine zweite Fabrik erbaut. 1843 gab die von Heinrich Bebié erfundene Fabrikation der Cardengarnituren den Anlaß zur Teilung der Firma Gebrüder Bebié. Heinrich Bebié übernahm die Fabrik der heutigen Firma Bebié & Cie., Rudolf die der heutigen AG vormals E. Kappeler-Bebié und Kaspar diejenige in Oberengstringen. 1846 erwarb Heinrich Bebié die Baumwollspinnerei Richner & Cie. in Ruppertswil und vergrößerte sie Ende der fünfziger Jahre durch einen Neubau.

LITERATUR: A. HALLER, *Chronik von Turgi*, Aarau 1934.

Adolf Haller 54

Beetschen-Meyer, Lucie, (Pseudonym: Anna Burg), * 2. Juni 1875 in Aarburg, † 25. Oktober 1950 daselbst. Schriftstellerin. Tochter des aus Basel stammenden Fabrikanten Emil Meyer in Aarburg und der Marie Großmann, einer Enkelin des 1837 verstorbenen, durch sein charitatives Wirken in Aarburg in bestem Andenken verbliebenen Baumwollfabrikanten Rudolf Großmann. Nach dem Besuch der Bezirksschule Aarburg verbrachte Lucie Meyer ein Jahr in der Pension Jeanrenaud in Neuenburg. Zwanzig Jahre alt, verheiratete sie sich mit Alfred Beetschen, dem damaligen Feuilletonredaktor der *Basler Nachrichten*, welcher Zeitung sie schon als Mädchen Skizzen und Gedichte eingesandt hatte. Der Gatte, mit musikalischen und literarischen Talenten reich ausgestattet und mit seiner Frau durch geistige und künstlerische Interessen in schönster Wahlverwandtschaft verbunden, betätigte sich in der Folge als Redaktor und Theaterkritiker in Zürich, Chemnitz, München

und Berlin. Als die der Ehe entsprossenen zwei Knaben schulpflichtig wurden, zog die Mutter mit ihnen ins elterliche Haus nach Aarburg, um die Söhne Schweizer Schulen besuchen zu lassen. Trotz äußerer Trennung blieben die beiden Gatten innerlich verbunden und unterhielten einen regen Briefwechsel bis zu dem 1924 erfolgten Tode von Alfred Beetschen. Die anfängliche Mithilfe im väterlichen Geschäft, die Betreuung des Haushaltes und eines geistig regen Familienlebens, mit Anteilnahme am Studium der Söhne, welche beide der Jurisprudenz sich zuwandten, dazu während nahezu zwei Jahrzehnten die aufopfernde Pflege ihrer beiden kranken Schwestern, füllten das Tagewerk Lucie Beetschens reichlich aus. Trotzdem fand sie Zeit zu literarischem Schaffen. Unter dem Pseudonym «Anna Burg», welches sie schon als Mädchen gewählt hatte, veröffentlichte sie in vielen Zeitschriften des In- und Auslandes sowie in Buchform Novellen, Erzählungen und Gedichte, in welchen letzteren ihr Künstlertum seinen wohl bezeichnendsten Ausdruck fand. Eine Reihe dieser Gedichte sind durch den Aargauer Walter Müller von Kulm, Direktor des Konservatoriums Basel, in sehr moderner und eindrucklicher Form vertont worden. Eine immer neu erkämpfte Christgläubigkeit, verbunden mit einem klaren Blick für die Realitäten, bestimmten ihrer reichen Phantasie und ihrem regen Geiste die Richtung. Meisterin des intelligenten Gespräches und der leichtfüßigen beziehungsreichen Diskussion, wußte sie auch den Vorgang des Alltags mit einem treffenden Hinweis ins Licht der höheren Zusammenhänge zu rücken. Sie liebte die Kunst des Briefeschreibens, welche sie auch in französischer Sprache nüancenreich beherrschte. Wohl bewandert im Irrgarten des menschlichen Herzens fand sie den Weg auch zu den Verschlussenen und Betrübten. Die verschiedenartigsten Menschen suchten sie auf, Hochgebildete und Primitive, Arme und Reiche. Keiner verließ ihr Haus, ohne innerlich beschenkt

zu sein. Mit der in Aarburg lebenden Schriftstellerin Martha Niggli verband sie eine fruchtbare und geisterfüllte Freundschaft bis zum Ende. Der Gemeinde Aarburg diente sie während Jahrzehnten als umsichtige Verwalterin der städtischen Bücherausleihe und als Mitglied der Bibliothekkommission.

WERKE: Skizzen, Artikel und Gedichte in der Zeitschrift *Die Schweiz*. – *Was Buben tun und leiden*, Knabenbuch, illustriert durch CHARLES WELTI, Frauenfeld 1929. – *Fernen Feuers Widerschein*, Zürich 1918. – *Der Mann mit der eisernen Maske*, Zürich 1934. – *Siebenzimal Siebenmal*, Zürich 1949. – *Das Gras verdorret*, Zürich 1922. – *Erzählungen für die Jugend*, Schweizerisches Jugendschriftenwerk und Christliche Vereinsbuchhandlung Zürich. – *Von Frauen*, Gute Schriften 1927. – *Der heimliche Garten*, Gedichte, Bern 1934. – Mitarbeit bei der *Garbe* und dem Jahrbuch der *Ernte*, Basel. – Zahlreiche Erzählungen für junge Mädchen in dem Mädchenjahrbuch *Das Kränzchen*, Stuttgart, und im *Deutschen Mädchenbuch*, Stuttgart, sowie als Einzelpublikationen, Stuttgart. – MÜLLER VON KULM, op. 33, *Lieder auf Gedichte von Anna Burg*, Basel.

BIOGRAPHIE: Im Jahrbuch der *Ernte* 1952, Basel.

Bruno Beetschen 55

Belart-Holliger, Gottlieb, Baumeister, * 10. Oktober 1867, † 3. Februar 1945 in Brugg, Sohn des Gottlieb Jakob Belart, städtischen Bauverwalters in Brugg, Nachkomme des Oberamtmannes Johannes Belart (1747–1839). Er entstammte der bekannten Brugger Familie, die 1646 über Basel aus Piemont einwanderte und hugenottisch, vielleicht sogar waldensisch war. 1864 gründete der Vater in Brugg das noch heute blühende Baugeschäft, das der am Technikum Winterthur ausgebildete Sohn nach längerer Praxis in Zürich, Basel und in Deutschland 1890 übernahm und durch eine mechanische Zimmerei, Schreinerei, Wagnerei und Schmiede erweiterte. Dazu kamen in Lauffohr zwei Steinbrüche und ein auf Kalkstein spezialisierter Steinhauerbetrieb. Der allgemeine Aufschwung der

Bautätigkeit und die beginnende Industrialisierung des verkehrsgeographisch günstig gelegenen Ortes brachten es mit sich, daß die Firma G. Belart & Cie. dem Stadtbild alsbald ein neues Gepräge verlieh. An größern Bauten sind zu nennen: Elektrizitätswerk mit Kanal 1892, das erste seiner Art im Kanton, aufgehoben 1953, Postgebäude 1893, Seidenweberei Fierz 1894, Geniekaserne 1897, Landwirtschaftliche Winterschule 1900, Maschinenfabrik Müller, Eisenbauwerk Wartmann, Valette & Co., katholische Kirche 1904 und zahlreiche Privathäuser. Das Geschäft wurde erweitert durch Beitritt von U. Straßer 1897, H. Gentsch 1902 und H. Herzig 1904. Neue Bauten im Stil des Brugger Architekten A. Frölich: Ab dankungshalle 1904, Stäpferschulhaus 1909, Vindonissamuseum 1910. Seit 1907 hieß die Firma Gentsch-Straßer & Cie. Im Militär bekleidete Belart den Rang eines Hauptmanns der Genietruppe. Er war auch langjähriger Kassier der Brugger Armenpflege und Verwaltungsratsmitglied der Aargauischen Hypothekenbank.

QUELLEN: *70 Jahre Entwicklung eines Baugeschäftes*, in der *Schweizerischen Baumeisterzeitung*, Zürich 1935.

Rudolf Laur-Belart 56

Belart, Hans, von Brugg, * 1. November 1856, † 26. April 1920 in Königsfelden. Sohn des Bezirksarztes Dr. Johann Belart in Brugg, wandte sich nach Rechtsstudien in Zürich und in Deutschland dem Journalismus zu, lebte längere Zeit als freier Schriftsteller in Freiburg im Breisgau. Wagner- und Nietzsche-Forscher.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Lebenstragödie eines müden Mannes* (autobiographische Aufzeichnungen), Zürich 1883. – *Taschenbuch der Wagnerkünstlerin*, Leipzig 1899. – *Richard Wagner in Zürich*, Leipzig/Zürich 1900/1901. – *Friedrich Nietzsches Ethik*, Leipzig 1901. – *Nietzsches Metaphysik*, Berlin 1904. – *Ernst Häckels Naturphilosophie*, Berlin 1905. – *Wagnerkunst und Künstlerin*, Gedichte, mit Bild des Verfassers, Stuttgart 1906. – *Friedrich Nietzsche und Richard Wagner, ihre persönlichen Beziehungen*,

Kunst- und Weltanschauungen, Berlin 1907. – *Friedrich Nietzsches Leben*, Berlin 1910. – *Friedrich Nietzsches Freundschaftstragödie mit Richard Wagner und Cosima Wagner-Liszt*, Dresden 1912. – *Richard Wagners Liebestragödie mit Mathilde Wesendonk*. Die Tragödie von Tristan und Isolde, Dresden 1912. – *Richard Wagners Beziehungen zu François und Eliza Wille in Mariafeld bei Zürich und sein Asyl auf Mariafeld*, Dresden 1914. – *Gesangsdramatische Wagnerkunst*, Dresden 1915.

Viktor Fricker 57

Belart, Luiz Emilio, * 9. September 1863 in Rio de Janeiro, † Februar 1935 ebenda. Admiral der brasilianischen Flotte. Bürger von Brugg und Rio de Janeiro. Sein Vater, Emil Belart, Sohn des bekannten Brugger Arztes Dr. med. Johann Belart, wanderte als Kaufmann nach Brasilien aus. Er entschloß sich, seine beiden Söhne Luiz und Theodor die Brugger Bezirksschule besuchen zu lassen. Lange blieben im Heimatstädtchen das südamerikanische Temperament der beiden «Riobuben» und ihre «Lausbubengeschichten» in Erinnerung. Die beiden Brugger gewannen die schweizerische Heimat lieb, und die beiden Meerfahrten bestimmten Luiz Emilio, in die brasilianische Marine einzutreten. Er wurde Offizier und Kapitän und hatte von 1900 als solcher ein brasilianisches Schiff während Monaten im Hafen von Toulon liegen, um es dort nach französischem Muster umbauen zu lassen. Mehrere Male besuchte Luiz Emilio von dort aus seine Verwandten in Brugg. Es erfolgte sein Aufstieg in der brasilianischen Flotte von Stufe zu Stufe, bis er 1925 zum Konter-Flottenadmiral und damit zum Höchstkommmandierenden der brasilianischen Flotte ernannt wurde. Ein schweres Augenleiden, das zu fast vollständiger Blindheit führte, zwang Belart, in die Reserve überzutreten, und mit seinem Tode verlor die brasilianische Kriegsmarine, welcher der Verstorbene mehr als vierzig Jahre angehört hatte, einen ihrer besten Offiziere. Er hinterließ Witwe und erwachsene Kinder: Seine beiden Söhne waren in die brasilianische

Marine eingetreten. Der Ältere bekleidete bereits einen höheren Posten.

Mit seinen Brugger Verwandten blieb Luiz Emilio in ständigem Briefwechsel. Diese Briefe waren in tadellosem Deutsch abgefaßt, und aus ihnen sprach mächtig die Sehnsucht, sein geliebtes Heimatstädtchen noch einmal zu sehen.

LITERATUR: *Schweizer Illustrierte Zeitung* vom 14. Mai 1925. – *Konteradmiral Luiz Emilio Belart*, von J. F. (JOHANNA FRÖLICH), im *Brugger Tagblatt* vom 29. und 30. Juli 1935. – *Schweizer Illustrierte Zeitung* vom 21. August 1935. – *Luiz Emilio Belart*, von LUKAS BADER, in *Brugg, Bilder aus seiner Vergangenheit und Gegenwart*, Brugg 1944, S. 134.

Viktor Fricker 58

Belliger Joseph Anton, von Ebikon, Steindrucker, * 17. Juli 1793, † 18. Oktober 1838. Anton Belliger gründete mit seinem Bruder Kaspar im Jahre 1820 die erste aargauische Lithographieanstalt in Aarau, die irrtümlicherweise oft als die Wiege des schweizerischen Lithographiewesens bezeichnet wurde. Als Geschäftsführer und Drucker des rasch aufblühenden Unternehmens, das bereits 1824 ständig 6 bis 10 Arbeiter beschäftigte, hatte er am künstlerischen Erfolg der Lithographien aus der Offizin «Gebr. Belliger, Aarau» hervorragenden Anteil. Mit seinem frühen Tod erlosch diese Firma, die das einheimische Lithographiegewerbe vor allem auch durch die Ausbildung tüchtiger Lithographen (unter anderm Joh. Friedrich Hasler von Othmarsingen) auf Jahre hinaus befruchtet hat. Anton Belliger war Hauptmann der aargauischen Milizarmee, ohne aber militärisch hervorzutreten; auch hat er keine öffentlichen Ämter bekleidet.

QUELLEN: Siehe unter Belliger Kaspar.

Nold Halder 59

Belliger, Joseph Jodok, von Ebikon, Lithograph, * 8. Januar 1814, † 19. Juni 1860. Joseph Belliger, Sohn von Anton und Neffe von Kaspar Belliger, ist in

Aarau geboren und aufgewachsen. Er wurde von Vater und Onkel in die Geheimnisse der Lithographie eingeweiht. 1834 übernahm er den Geschäftsanteil seines Vaters, 1844 auch denjenigen seines Onkels, und führte die künstlerische Tradition der Firma bis zu seinem Wegzug von Aarau weiter. Joseph Belliger ist bisher in der Kunst- und Lithographiegeschichte übersehen worden, da er mit seinem auf den Doppelnamen Joseph Anton getauften Vater verwechselt und deshalb als Bruder und Mitarbeiter seines Onkels Kaspar gehalten wurde. Für die handwerkliche Tüchtigkeit Joseph Belligers zeugt die Tatsache, daß ihm Martin Disteli 18 Lithographien für seinen Bilderkalender der Jahrgänge 1841 bis 1843 anvertraute, die er mit «Lith. von J. Belliger, Aarau» signierte, um sie von den Blättern Kaspars, die stets mit «Lith. Belliger, Aarau» bezeichnet sind, zu unterscheiden. Die Nichtbeachtung dieses Unterschieds hat ebenfalls zur Verwechslung von Neffe und Onkel beigetragen. Später befaßte sich Joseph Belliger hauptsächlich mit der kommerziellen Lithographie für die Staatsverwaltung und Private (Briefköpfe, Signete, Diplome usw.).

Als überzeugter Liberaler nahm Joseph Belliger am zweiten Freischarenzug teil, wurde nach der Niederlage gefangengenommen und im Kollegium zu Luzern interniert. Von den Luzerner Behörden als Bürger ihres Kantons und als Anführer der Avantgarde betrachtet, ward die Kautionssumme für seine provisorische Freilassung auf 10000 Franken angesetzt. Der aargauische Regierungsrat schickte eigens den Großratspräsidenten, Fürsprecher B. Jäger, nach Luzern, um die Freilassung des nach Geburt, Erziehung, Verwandtschaft und Besitz als Aargauer anzusprechenden Joseph Belliger zu erwirken, für den sich noch verschiedene prominente Aarauer Bürger verwendeten. Belliger wurde schließlich gegen Hinterlage von 2000 Franken auf freien Fuß gesetzt. Am 4. Dezember 1845 ernannte die aargauische Militärkommission den kurz

vor dem Freischarenzug zum Major beförderten aargauischen Milizoffizier zum Bezirkskommandanten von Aarau. Am 28. Oktober 1846 wird er Oberstleutnant und Kommandant des 17. aargauischen Elitebataillons, an dessen Spitze er an der Besetzung Freiburgs im Sonderbundskrieg teilnahm. Bald darauf wurde ihm das Präsidium des militärischen Disziplinargerichts im Bezirk Laufenburg übertragen, das er jedoch nicht antreten konnte, weil ihn am 4. März 1848 die neue liberale Regierung von Luzern als Oberinstruktor der Infanterie an die dortige Militärschule berief. Joseph Belliger führte erfolgreich die Reorganisation des luzernischen Militärwesens durch und nahm sich auch des obligatorischen Kadettenwesens am Gymnasium an. Er starb nach kurzer Krankheit, erst 46jährig, und wurde als bewährter und geachteter Stabs-offizier mit militärischen Ehren bestattet. In die Nachfolge seines Geschäfts in Aarau, das zunächst sein Schwiegervater Michael Steininger (bis 1853), nachher seine Witwe Maria Karolina Belliger-Steininger (bis 1861) mit Hilfe von Pächtern weitergeführt hatten, teilten sich später verschiedene Lithographieunternehmen, zuletzt die Firmen Rud. Bircher & Co. im Rombach (bis 1943) und die Graphischen Werkstätten A. Trüb & Co. in Aarau.

QUELLEN: Akten der Staatsarchive von Aarau und Luzern und des Stadtarchivs Aarau. Weitere Angaben unter Belliger Kaspar.

Nold Halder 60

Belliger, Kaspar, von Ebikon, Lithograph, * 10. Juli 1790, † 11. Mai 1845. Kaspar Belliger, Mitbegründer der Firma «Gebr. Belliger, Aarau», hatte sich in seiner Geburtsstadt Luzern zum Zeichner und Maler ausgebildet und wurde um 1815 durch kirchliche und historische Gemälde und Landschaftszeichnungen bekannt. 26jährig kam er als Zeichnungslehrer an die Töchterschule nach Aarau und erhielt 1817 das Patent als Zeich-

nungslehrer an der Kantonsschule; seit 1818 erteilte er auch Unterricht an der Stadtschule (Sekundarschule, später Bezirksschule); 1835 wurde er zum «Professor für Kunstzeichnen» an der Kantonsschule ernannt. In der Theorie vertrat Belliger die ästhetischen Anschauungen Johann Georg Sulzers, die er in die Praxis umzusetzen versuchte; methodisch war er dem akademisch-klassizistischen Lehrgang des Peter von Cornelius verpflichtet. In einem lehrhaft-ausgeklügelten Werklein, betitelt *Versuch einer Abhandlung über den Zeichnungsunterricht* (1834), hat Kaspar Belliger seine Ansichten festgehalten; das Manuskript kam mit der Bibliothek des Domdekans Alois Vock in die Kantonsbibliothek. Das Büchlein enthält auch Hinweise auf die Technik der Lithographie, der er neben dem Unterricht seine künstlerische Begabung lieh. Seine Blätter, nach eigenen Entwürfen oder nach Vorlagen anderer Künstler ausgeführt, entzücken vor allem durch ihr feines Korn, durch die satte Tiefe und den Hauch der differenzierten Töne. Ein allerdings unvollständiges Werkverzeichnis ist im *Schweizerischen Künstler-Lexikon* enthalten; über die Lithographien Kaspar Belligers im Disteli-Kalender siehe am Fuß dieses Artikels. Jedenfalls hat er schon seit 1828 durch vortreffliche lithographische Reproduktionen der Historienbilder Distelis mitgeholfen, dessen künstlerisches Ansehen ins Volk hinauszutragen.

Infolge andauernder Kränklichkeit gab Kaspar Belliger Ende 1843 seine Lehrtätigkeit an den Aarauer Schulen auf, um sich seinem Lieblingsstudium, der Geometrie und der freien zeichnerischen Kunst und Malerei zu widmen. Den Winter von 1844 auf 1845 verbrachte er in Paris. Im März 1845 eilte er, «von patriotischen Gefühlen hingerissen» nach Aarau zurück, um sich als «Kriegsbilderzeichner» dem zweiten Freischarenzug anzuschließen. Am 2. April 1845 geriet er als völlig gebrochener Mann in Gefangenschaft, da seine geschwächte Gesundheit den erlit-

tenen Strapazen und Aufregungen nicht gewachsen war. Im Gefangenenerlager der Jesuitenkirche zu Luzern befahl ihm außerdem eine Lungenentzündung; hier hat der Solothurner Zeichner und Lithograph Joachim Senn den todkranken Belliger als Figur einer eindrucksvollen Szene im Bilde festgehalten. Es gelang einer aargauischen Delegation die provisorische Freilassung Belligers gegen «Kautions von 416 Fr. und Stadtarrest» durchzusetzen. Er wurde von seiner Schwester, Gattin des Goldschmieds J. G. Schnyder, in ihr Haus aufgenommen, wo er trotz sorgfältigster Pflege in seinem 55. Lebensjahr verstarb. Im Nachlaß fand sich ein großes Altarblatt, die «Anbetung der Hirten zu Bethlehem» darstellend, das für die Kirche von Ehrendingen bestimmt war. Kaspar Belliger hinterließ keine Nachkommen.

QUELLEN: NOLD HALDER, *Geschichte der Lithographie im Kanton Aargau*, wo die zahlreichen Irrtümer des *Schweizerischen Künstler-Lexikons* über die Gebrüder Belliger berichtigt wurden. Ebenda sind die in der Disteli-Literatur verbreiteten fehlerhaften Verzeichnisse der Lithographien des *Schweizer Bilderkalenders* (Jahrgänge 1839 bis 1841) korrigiert und ergänzt worden. Die Anmerkungen enthalten zahlreiche Hinweise auf Akten und Literatur, die sich auf Kaspar, Anton und Joseph Belliger beziehen.

Nold Halder 61

Berner, Amadeo (ursprünglich Gottlieb), * 26. Januar 1828 in Unterkulm, † 2. Mai 1914 in Neapel, Großkaufmann und Industrieller. Sohn einer zahlreichen Beamtenfamilie, die auch etwas Landwirtschaft trieb. Besuchte die Primarschule in Unterkulm, darauf die Bezirksschule in Schöffland («täglich Frühmarsch von 5 km über den Bölerberg, Sommer und Winter und abends zurück», heißt es in seinen Memoiren). Es folgten anderthalb Jahre Kantonsschule Aarau. Da die spärlichen elterlichen Mittel für höhere Schulbildung nicht ausreichten, wurde 1844 eine dreijährige Lehre bei der Baumwollfabrik Moser & Co. in Herzogen-

buchsee angetreten, bei der er dann weitere drei Jahre als Angestellter verblieb. Die Ereignisse von 1848 mit ihrem Gedankengut neuer fortschrittlicher Ideen weckten in ihm den Wunsch, ins Ausland zu gehen. Besonders zog ihn Italien an, das ihm schon durch den Geschäftsverkehr der Firma Moser und aus Erzählungen italienischer Flüchtlinge bekannt war. Nach einer Reise durch Frankreich führte ihn der Weg nach Neapel, wo der 22jährige offenbar ein günstiges Terrain vorfand, denn schon nach einem Jahr machte er sich selbständig und übernahm die Vertretung von Moser & Co. und andern ausländischen Häusern. Dank seiner Tatkraft entwickelte sich das Geschäft gut und nahm nach 1860 einen gewaltigen Aufschwung infolge der Befreiung Neapels von der Bourbonenherrschaft und Einverleibung in das neue Königreich Italien. Die Abschaffung der enormen Einfuhrzölle und Provinzabgaben ermöglichten große Importe namentlich englischer Baumwollwaren. Als amerikanische Baumwolle während des Sezessionskrieges (1861–1865) knapp wurde, nahm er den Export apulischer Rohbaumwolle auf. Zu diesem Zweck wurde in Bari eine Filiale gegründet, die sich gegen 1870 auf die Ausfuhr von Mandeln und Olivenöl und später auch Wein verlegte und bald große Bedeutung erlangte. Zur Beschaffung der für den Baumwollimport benötigten Devisen wurde auch in Neapel der Export von Landesprodukten aufgenommen, anfänglich auch von Rohseide und Rohschwefel. Letztere wurden aber bald durch Wein ersetzt, wofür große Kellereien in Casalnuovo bei Neapel eingerichtet wurden, während die Filiale in Bari Kellereien in Maglie bei Lecce angegliedert erhielt.

Im Jahre 1888 mußte außerdem die schon 1812 von einem unternehmungslustigen Zürcher namens Jakob Egg gegründete Baumwollspinnerei und -weberei in Piedimonte d'Alife bei Caserta übernommen werden, die in Zahlungsschwierigkeiten geraten war und ihm hohe Beiträge für gelieferte Rohbaumwolle und

sonstige Darlehen schuldete. Die Fabrik wurde vollkommen renoviert und mit modernen Maschinen ausgestattet, so daß sie mit 600 Arbeitern wieder erfolgreich in Betrieb gesetzt werden konnte. Aus kleinen Anfängen war nach und nach ein Welthaus emporgewachsen, in dessen Leitung ihm mit der Zeit einige seiner Söhne zur Seite standen.

Eine große Familie bedurfte seiner ständigen Fürsorge. Im Jahre 1854 hatte er sich mit Marie Christina Moser aus Herzogenbuchsee, der Tochter seines früheren Prinzipals, verheiratet, die ihm zwei Söhne und eine Tochter schenkte, aber schon 1862 an Kindbettfieber starb. Aus seiner zweiten Ehe mit Elisabeth Steigmeyer aus Basel entsprangen weitere vier Söhne und drei Töchter.

Auch die Schweizer Kolonie in Neapel wurde nicht vernachlässigt. 1863 wurde von ihm mit andern Landsleuten der Schweizerverein gegründet, den er bis zu dessen Auflösung präsiidierte. Desgleichen war er Mitbegründer und langjähriges Vorstandsmitglied der Schweizerischen Hilfsgesellschaft in Neapel, die sich die Unterstützung bedürftiger Landsleute zur Aufgabe stellt. Während längerer Jahre war er Präsident des evangelischen Kirchenvorstandes. Auch Schulfragen interessierten ihn stark. Schon 1863 hatte er bei einem Besuch in der Heimat die Initiative zur Errichtung einer Bezirksschule in Unterkulm ergriffen. 1879 gründete er zusammen mit andern Mitgliedern der ausländischen Kolonie die ausgezeichnet geführte Internationale Schule in Neapel, die von ihm bis zu seinem Lebensende präsiidiert wurde. Ebenso war er langjähriges Vorstandsmitglied des Internationalen Spitals in Neapel. Mit ihm schied eine markante Persönlichkeit aus dem Leben, einer jener Männer, die dem Schweizernamen im Ausland einen guten Klang verliehen haben.

QUELLEN: AMADEO BERNER, Memoiren, 1903, und Familienaufzeichnungen.

M. Miescher 62

Berner, Ludwig, von Unterkulm, * 13. Oktober 1794, † 9. Mai 1857 daselbst. Jurist und Politiker. Sohn des Hans Rudolf Berner (1761–1828), der in seiner Heimatgemeinde eine vielfältige Tätigkeit als Krämer, Wirt, Landwirt, Fuhrhalter, Erbauer mehrerer Häuser und Gründer der ersten Baumwollspinnerei entfaltete. Ludwig Berner bezog nach dem Besuch der Aarauer Kantonsschule die Akademie in Bern. Seine Rechtsstudien vollendete er in Heidelberg, wo er zum Dr. jur. promovierte. 1817 wurde er im Aargau als Prokurator, 1819 als Fürsprecher, dann 1829 als Notar patentiert, nachdem er von 1820 bis 1826 in Aarau als Regierungssekretär hauptsächlich im Dienste des Polizeidepartementes gestanden hatte. Seinen Abschied als Sekretär nahm er mit Rücksicht auf seine betagten Eltern, die ihm einen Teil ihrer Güter zur Besorgung zu überlassen wünschten. Die Wahl zum Suppleanten des Obergerichts schlug er 1829 aus, nahm aber im Jahre darauf diejenige zum Oberamtmann von Kulm an. Nach dem politischen Umschwung wurde er 1832 Bezirksgerichtschreiber in Kulm. Im Juli 1831 erstmals zum Mitglied des Regierungsrates erkorren, hatte er diese Wahl zunächst abgelehnt. Im Oktober 1836 jedoch trat er in die Regierung ein und wurde bereits wenige Wochen später zum Landammann für das Jahr 1837 gewählt. Er bekleidete dieses höchste Regierungsamt nochmals im aargauischen Schicksalsjahr 1841. Als Mitglied der Regierung zuerst der Militärkommission (Militärdirektion) vorstehend, leitete Berner von 1838 bis 1846 das Departement des Innern und von 1847 bis 1850 das Polizeidepartement. Außerdem stand er von 1838 bis 1852 als Präsident an der Spitze des einen der beiden wichtigen staatskirchlichen Organe, nämlich des Reformierten Kirchenrates. Als 1852 die Zahl der Regierungsräte durch die neue Verfassung vermindert wurde, kehrte er als Gerichtspräsident nach Kulm zurück. Dieses Amt versah er bis zum Tode. Dem Großen Rate gehörte er von 1831

bis 1852 ununterbrochen an. 1835 und 1836 vertrat Berner den Aargau an den eidgenössischen Tagsatzungen.

Während anderthalb Jahrzehnten durchaus ein Repräsentant der radikalen Regierungspolitik, gehörte Berner doch nicht zu den Hauptwortführern des Radikalismus. Er nahm, nach dem *Schweizer-Boten*, «den Ruf eines braven, freigesinnten, pflichtgetreuen und gerechten Bürgers und Beamten mit sich ins Grab.» Pflichttreue und Gerechtigkeit rühmte auch die *Basler Zeitung* an ihm. Berner starb nach langer Krankheit.

QUELLEN UND LITERATUR: Staatsarchiv Aarau, Protokolle und Akten der Regierung und des Großen Rates. – Nekrolog in der *Aargauer Zeitung* vom 15. Mai 1857. – Vergleiche auch *Schweizer-Bote* vom 11. und 13. und *Basler Zeitung* vom 12. Mai 1857. – J. J. SIEGRIST, *Die Gemeinde Unterkulm und das Kirchspiel Kulm*, Aarau 1957, S. 206f., 238, 240f., 245 ff.

Georg Boner 63

Bertschi, Fritz, * 19. Januar 1868 im Wynahof in Suhr, † 12. Oktober 1944 in Oberhofen am Thunersee, Sohn des Johannes Bertschi-Rohr und Bruder des Paul Bertschi (s. d.), besuchte Gemeindeschule Suhr und Bezirksschule Aarau, half schon früh im väterlichen Geschäft mit oder betätigte sich im Landwirtschaftsbetrieb, wo er an freien Tagen vom frühen Morgen an das Vieh auf der Weide hütete. Bei dieser Beschäftigung im feuchten Gras zog er sich ein Leiden zu, das ihn Zeit seines Lebens behinderte. Die kaufmännische Lehrzeit von 1884 bis 1887 in der Baumwollweberei Oboussier in Buchs bei Aarau verschaffte ihm das Rüstzeug für seinen spätern Beruf. Ein zweijähriger Aufenthalt im Geschäft von Ulisse Botteron in Neuveville förderte seine Fachkenntnisse wesentlich. Nun verwirklichte er seinen schon lang gehegten Wunsch, ins Ausland zu gehen. Er fand in Beaune in der Bourgogne bei einer Großfirma des Weinhandels eine gute Stelle. Hier fühlte er sich sehr heimisch, und gerne erzählte er später von dieser Zeit. Sein Aufenthalt

in Frankreich dauerte nahezu vier Jahre, und nur einmal konnte er einen kurzen Besuch zu Hause machen. So wurde der junge Mann früh selbständig. Die französische Sprache beherrschte er perfekt.

1893 begab sich Fritz Bertschi nach England, um sich wieder in der Baumwollindustrie zu betätigen. Seine gute Auffassungsgabe ließ ihn die englische Sprache mit Leichtigkeit erlernen. Nach zwei Jahren trat ein entscheidender Wendepunkt ein, indem ihn sein Bruder Paul als Mitarbeiter nach Mailand berief. Mit vereinten Kräften brachten sie ihr Unternehmen zur Blüte. Im Jahre 1900 machte sich Fritz Bertschi selbständig und gründete ein eigenes Geschäft in Baumwollgeweben en gros. Es begann eine strenge und verantwortungsvolle Zeit für ihn. Mit wenig Eigenkapital aber mit viel Zuversicht und unermüdlicher Energie arbeitete er sich vorwärts. Damals beschränkten sich die Verkehrsmittel in Mailand vornehmlich auf Pferdegespanne; Telefonverbindungen waren sehr spärlich. Viele Besuche, die nötig waren, um die Kundschaft zu erreichen, mußten zu Fuß zurückgelegt werden. Fritz Bertschi konnte sich rühmen, daß es in Mailand keinen Straßennamen gebe, den er nicht kenne.

Innert kurzer Zeit, schon vor dem festgesetzten Termin, konnte er das ihm zur Verfügung gestellte Kapital zurückzahlen. Die erfreuliche Entwicklung wurde stark beeinflußt durch die Eröffnung der Simplonbahn. Ebenso wirkte die Internationale Ausstellung vom Jahre 1906 in Mailand befruchtend. Technische Fortschritte brachten gewaltige Umwälzungen, so daß der allgemeine Wohlstand stieg, was sich wiederum für den Geschäftsgang günstig auswirkte. Ohne Mühe und schwere Arbeit ging es allerdings auch damals nicht, besonders wenn Krisenzeiten eintraten, die überbrückt werden mußten.

Im Jahre 1908 gründete er einen eigenen Hausstand. Seiner Ehe entsprossen vier Kinder, eine Tochter und drei Söhne. Nach des Tages Mühen verweilte er am

liebsten im Familienkreise; es waren die glücklichsten Stunden seines Lebens.

Sehr am Herzen lag ihm die Schweizerkolonie Mailand, namentlich die Schweizerschule, die er neun Jahre lang als Präsident betreute. Dem reformierten Kirchenrat stellte er sich sieben Jahre zur Verfügung. Alle schweizerischen Institutionen, die zum Leben und Gedeihen der Kolonie nötig waren, durften in schlimmen Zeiten seine stets offene Hand und seine großzügige Freigebigkeit erfahren. Ungezählt sind die Landsleute, die in allerlei Nöten bei Fritz Bertschi Hilfe fanden.

Trotzdem er mit der Kolonie fest verwachsen war, beseelte ihn eine tiefe Liebe zur alten Heimat. Durch sein ganzes Leben bewahrte er dem Heimatkanton seine Anhänglichkeit. Nie unterließ er es, sein Dorf Suhr zu besuchen, wenn er in die Schweiz kam. Seinem Entgegenkommen ist es zu verdanken, daß sich eine Großfirma der Möbelbranche in Suhr etablierte. In selbstloser Weise stellte er das Bauland, das er von seinem Vater ererbt hatte, zu einem Vorzugspreis zur Verfügung.

Für die Interessen seines Vaterlandes setzte er sich stets mit seiner ganzen Persönlichkeit ein und trug viel dazu bei, dem Schweizer Namen Ansehen zu verschaffen. Die gewaltigen Erfolge, die sein Geschäft zu einem bekannten Unternehmen wachsen ließen, machten ihn nicht hochmütig und stolz. Schlicht und bescheiden ging er seinen Weg. Bei aller Behaglichkeit und Bequemlichkeit des Lebens, die er sich mit den Jahren leisten konnte, blieb er persönlich anspruchslos und streng gegen sich selbst.

Die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges in Italien setzten Fritz Bertschi seelisch und physisch arg zu. Nachdem er sein Geschäft mehr als 42 Jahre lang mit unermüdlicher Energie geführt hatte, trat er es seinen Söhnen ab, verließ im Spätherbst 1942 Mailand und begab sich in die Schweiz. Er konnte die Schrecken, die über seine zweite Heimat hereingebrochen waren, nicht mehr ertragen. Welchen

Schlag mußte es für den alten Mann sein, als er in der Heimat vernahm, daß bei einem Bombenangriff die Geschäftslokale zerstört wurden und vollständig ausbrannten. Konnte er damals wohl ahnen, daß es seinen Söhnen nach Kriegsende möglich sein werde, dieselben wieder aufzubauen und das Geschäft in seinem Geiste weiterzuführen?

Leider war Fritz Bertschi ein kurzer Lebensabend beschieden. Die Greuel des totalen Krieges hatten seine Widerstandskräfte zermürbt. Wohl genoß er in Oberhofen am Thunersee noch den Frieden und die Ruhe der Heimat, aber die Alterserscheinungen mehrten sich zusehends, so daß sein Hinschied am 12. Oktober 1944 eine Erlösung war. Mit ihm ist ein würdiger Vertreter des Schweizertums in der Fremde dahingegangen. Was der edle Mann im Verborgenen Gutes getan, das steht nur geschrieben in den dankbaren Herzen der Empfänger.

QUELLEN: Mitteilungen der Herren BERTSCHI in Mailand.

Joseph Meyer 64

Bertschi, Paul Jakob, * 31. August 1862 in Dürrenäsch, † 21. November 1952 in Aarau. Industrieller in Italien. Der Vater Johannes Bertschi-Rohr betrieb neben der Landwirtschaft einen regen Handel mit Textilien, die er in Heimarbeit weben ließ. Um seine Tätigkeit besser entwickeln zu können, siedelte er 1863 nach Suhr über, wo er das schöne Bauerngut Wynahof käuflich übernahm und 1877 das Bürgerrecht erwarb.

Paul Bertschi besuchte in Suhr die Gemeindeschule und anschließend die Bezirksschule in Aarau. Den jungen, strebsamen Mann zog es mit Macht in die Weite. Nach Abschluß einer kaufmännischen Lehre in Aubonne kam er im Jahre 1884 nach Mailand und trat als Reisender in die dort ansässige Schweizer Textilfirma Fleury ein. Anfangs der neunziger Jahre verpflichtete er sich der Baumwollfirma Konrad Küng. Dieses Unternehmen vertrat die Baumwollspinnerei Heinrich Kunz

AG, Windisch, deutsche Baumwollweberien, die Kammgarnspinnerei Bürglen (Thurgau) und andere. Bertschi bereiste unter äußerst primitiven Verkehrsverhältnissen ganz Italien. Bald führten ihn seine Geschäfte hinauf ins Piemont, hinüber nach Venetien, abseits der großen Heerstraße in die verlorensten Ortschaften der Abruzzen sowie in den fernen Süden nach Apulien und Kalabrien. Schlechte Verbindungen zwangen ihn manchmal, stundenlang in schlecht beleuchteten, im Winter ungeheizten Lokalen die nächste Gelegenheit zur Weiterreise abzuwarten, wenn er es nicht vorzog, in einer wackeligen Reisekutsche auf den holperigen Wegen in oft unsichern Gegenden sein Ziel zu erreichen. Eiserne Energie und ein edler Ehrgeiz ließen ihn die Reisebeschwerden überwinden, und überall war der junge, zuvorkommende Schweizer gerne gesehen, der neben seinen geschäftlichen Interessen auch Wert darauf legte, Land und Leute kennenzulernen. So brachte Paul Bertschi seine Anlagen und Kräfte zur vollen Entfaltung. Durch Gewissenhaftigkeit und großes Geschick stieg er rasch empor und erwarb sich bald das uneingeschränkte Vertrauen seines Arbeitgebers. Als dieser im Jahre 1894 im besten Mannesalter von kaum fünfzig Jahren starb, führte Paul Bertschi das Geschäft unter dem alten Namen weiter und baute es aus, namentlich dadurch, daß er von der Vertretung auf die Eigenproduktion überging. Nun zog er seinen Bruder Fritz, welcher zu jener Zeit in London weilte, zur Mitarbeit heran. Außerdem nahm er junge Leute beiderlei Geschlechts aus seiner alten Heimat in sein Geschäft auf, dem sie meist auf Jahre hinaus die Treue hielten.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit und der Pflege eines harmonischen Familienlebens fand Paul Bertschi noch Zeit, sich der Öffentlichkeit anzunehmen. Anerkennenswert sind seine Verdienste auf humanitärem Gebiet. Abgesehen von den vielen Guttaten bei unverschuldeter Not, wo die linke Hand nicht wußte, was die

rechte tat, schenkte er sein Wohlwollen dem Schweizerverein Mailand und den verschiedenen schweizerischen Institutionen, wie der Schweizerschule, dem Hilfsverein, dem Evangelischen Krankenasyl, der reformierten Kirche, dem Frauen-, Turn- und Kaufmännischen Verein. Sie alle durften seine Ratschläge und, wenn es nötig war, seine finanzielle Unterstützung entgegennehmen. Es ist nicht verwunderlich, wenn die hervorragenden Eigenschaften seines Geistes und seine charaktvolle und versöhnliche Natur ihm überall Anerkennung und Einfluß verschafften. Als es sich im Jahre 1913 darum handelte, dem Schweizerverein ein Eigenheim zu geben und hierfür ein Patrizierhaus in der Altstadt umzubauen, stießen die Meinungen hart aufeinander. Dem einflußreichen Paul Bertschi gelang es, seine Landsleute zu beruhigen und zu einigen. Leider fiel dieses Schweizerheim im Zweiten Weltkrieg einem Luftangriff zum Opfer.

Als angenehme Unterbrechung und zur Erholung von der strengen beruflichen Arbeit gönnte er sich in den Ferien Vergnügungsreisen. Einmal durchquerte er den Balkan bis Konstantinopel, um nach Kleinasien überzusetzen, ein andermal führte ihn die Reise nach Brindisi-Korfu-Athen oder von Sizilien nach Tunis. Über Paris-London-Manchester gelangte er nach Bradford, um die Zentren der englischen Textilindustrie kennenzulernen, aber auch Barcelona, Berlin, Prag, Wien, Budapest und andere Großstädte waren ihm von seinen Geschäftsreisen her bekannt.

Seine alte Heimat, die er über alles liebte, vergaß er nie. Besuche bei Verwandten und Bekannten waren für ihn Sonnentage. Wie glänzte sein Auge, wenn er vom Homberg aus oder von den Höhen des Juras nach seinen geliebten Alpen blickte! In Mailand überkam ihn nachher ein leises Weh, und er war glücklich, wenn er an klaren Morgen den Monte Rosa und andere Viertausender der Walliser Alpen bewundern konnte.

Paul Bertschi war aber auch ein Freund guter Musik. Entzückt lauschte er den Darbietungen der Künstler in Konzerten oder den Opernaufführungen der Mailänder Scala. Er ging mit Hans Georg Nägeli einig: «Die Pflege der Musik ist eine so erhabene Mission, daß uns dafür kein Opfer reuen darf.»

Anfangs 1933 übergab er seinem ältern Sohn die Leitung des Geschäftes und zog sich in ein geruhsameres Leben zurück. Er blieb noch in Mailand, wo er durch sein Lebenswerk tief verwurzelt war. Immerhin fühlte er sich hier während der Zeit des Faschismus nicht mehr heimisch; die vielen Zwangsmaßnahmen waren seinem freien Geist gänzlich abhold. Die Familie Mussolini kannte er sehr wohl, da sie zur Zeit, als Mussolini Hauptredaktor der Zeitung *Il Popolo d'Italia* war, im Dachstock seines Geschäftshauses wohnte. Damals kamen die drei Kinder oft hinunter ins Geschäft und baten um Stoffmuster für die Mutter.

Als im Jahre 1940 die schweren Luftangriffe auf Mailand erfolgten, entschloß sich der fast achtzigjährige Mann, in seine alte Heimat zu ziehen. Im schönen Heim in Aarau konnte er mit der treuen Lebensgefährtin noch sonnige Jahre verbringen. Wenn er auch nie mehr nach Mailand zurückgekehrt ist, so behielt er doch mit seinen dortigen Freunden einen unmittelbaren Kontakt. Im patriarchalischen Alter von neunzig Jahren schloß er 1952 die Augen für immer.

Paul Bertschi ist durch eine harte Schule des Lebens gegangen, aber eigene Kraft und eiserner Wille haben es gestaltet, und in treuer und rastloser Arbeit brach er alle hemmenden Schranken. Dabei blieb er stets der einfache und aufrechte Schweizer, der verlockende Ehrungen ablehnte. Wir wissen, daß er wiederholt auf Ehrentitel verzichtete, welche ihm von der faschistischen Regierung angeboten wurden.

QUELLEN: Mitteilungen der Herren BERTSCHI in Mailand.

Joseph Meyer 65

Bertschinger, Daniel, * 15. März 1761 in Lenzburg, † 8. September 1830 in Lenzburg. Notar. Entstammte einer bedeutenden Lenzburger Familie. Kam durch die helvetische Revolution empor, und zwar als Parteimann der konservativen Patrioten (Geistesaristokraten), zu deren hervorragendsten Vertretern die beiden Aargauer Stapfer und Rengger gehörten. Seine Vaterstadt sandte Daniel Bertschinger als zweiten Vertreter nach Bern, als der dortige Große Rat sich in schwierigster Zeit seit anfangs Februar 1798 durch Zuzug von Landesausschüssen zu verjüngen suchte. Nach dem Umsturz wählte ihn das aargauische Wahlkorps in das Distriktsgericht Lenzburg. Als temperamentvoller Politiker beteiligte er sich an all den Verfassungskämpfen der Helvetik; er befand sich z. B. auch unter den Mitgliedern der aargauischen Tagsatzung von 1801. Als strenger Republikaner befürwortete er die Einheit Helvetiens (Unitarier). «Kein wahrer Freund des Vaterlands und der neuen Ordnung der Dinge kann die Rückkehr der alten wünschen», schrieb er Regierungsstatthalter Feer, «die für jetzige Zeiten und den Geist derselben ein Unding ist und den Bürgerkrieg mit seinen Greueln herbeiführen würde. Nur die Einheit der Republik kann ihr Achtung von außen, Unabhängigkeit und ungestörten Friedensgenuß und unsern Mitbürgern wahre Wohlfahrt und dauerhaftes Glück verschaffen» (18. Februar 1801).

Diese Haltung Daniel Bertschingers schloß auch das eifrige Eintreten für die kantonale Selbständigkeit des Aargaus ein (Aarauer Partei, das heißt die in die Opposition gedrängte liberale und staats-erhaltende Minderheit). Als kurz vor dem Stecklikrieg Hieronymus Hünerwadel in der Munizipalität Lenzburg zu ersetzen war, griff Regierungs-Statthalter Rothpletz rasch auf Daniel Bertschinger, den nunmehrigen Führer der Lenzburger Patrioten, um endlich einmal dieser Behörde ein in den republikanischen Grundsätzen sattelfestes Mitglied zu geben. Erst nach

dem Aufstand nahm Bertschinger dieses Angebot an. 1803 – nach dem Eingreifen Bonapartes als Mediator der Schweiz – gelangte Bertschinger als unmittelbar erkorenes Mitglied in den Großen Rat (1803–1830) dank dem liberal wählenden Wahlkreis Staufeu. Der Große Rat des neuen Kantons ernannte ihn, den fachlich gebildeten Juristen, zum Mitglied des Appellationsgerichts (1803 bis 1815), als einen der wenigen in oberste Behörden des Kantons gelangenden Vertreter der Aarauer Partei, die sich nunmehr in die Opposition gedrängt sah als eifrige Verteidigerin des neuen Staats gegenüber der konservativen Mehrheit. In seiner neuen Stellung hatte Daniel Bertschinger Gelegenheit, sein selbständiges, scharfsinniges Urteil zu bewähren, z. B. als Mitglied der Kommission zur Beratung des Strafgesetzes von 1805. Dagegen kehrte er den Parteimann als mehrjähriges Mitglied der Rechnungsprüfungskommission hervor, selbst unter Nichtachtung strenger Sachlichkeit, wenn es nämlich galt, die Regierung zu tadeln. Mit dem Ende der Mediationsära kam im Aargau die liberale Minderheit ans Ruder (Aarauer Partei), die Daniel Bertschinger 1815 in die Regierung (den Kleinen Rat) beförderte, der er bis zu seinem Tode angehörte.

LITERATUR: ERNST JÖRIN, *Lenzburg zur Zeit des Übergangs von der alten zur neuen Ordnung Anno 1798*, in *Lenzburger Neujahrsblatt* 1953.
Edward Attenhofer 66

Bertschinger, Karl Emanuel, von Lenzburg, * 16. Dezember 1781, † 1. November 1859 daselbst. Jurist, Politiker. Der Sohn des Lenzburger Stadtschreibers Karl Bertschinger (1757–1830) wurde nach Rechtsstudien an der Akademie in Bern und an den Hochschulen von Göttingen und Tübingen, wo er zum Doktor juris promovierte, 1805 in Aarau als Fürsprech, 1807 als Notar patentiert und bereits 1806 zum Bezirksgerichtsschreiber in Lenzburg gewählt. Von 1832 bis 1852 amtete er dort als Gerichtspräsident, hierauf bis

in sein 75. Lebensjahr, 1856, noch als Bezirksrichter. Der angesehene Rechtsanwalt wurde von der Regierung mehrmals als Gutachter in wichtigen Rechtsfragen herangezogen. Sie berief ihn 1822 in die Kommission für die Entwerfung des aargauischen bürgerlichen Gesetzbuches. Für Bertschingers allgemeine Wertschätzung spricht es auch, daß er 1819 und dann nochmals 1829 und 1831 als aargauischer Gesandter an eidgenössische Tagsatzungen abgeordnet wurde. Die im Januar 1831 auf ihn gefallene Wahl in die Regierung nahm er nicht an. Nur kurze Zeit, 1828 bis 1831, gehörte er dem Reformierten Kirchenrate an.

In der Öffentlichkeit ist Bertschinger sodann vor allem als langjähriges und tätiges Mitglied des Großen Rates (1813 bis 1841 und 1844–1852) hervorgetreten, zuerst 1828 bei den Verhandlungen über das Basler Bistumskonkordat, das er aus denselben Gründen wie sein Gesinnungsfreund Dr. Rudolf Feer entschieden bekämpfte. Bertschinger ist der Verfasser des von Feer mitunterzeichneten Minderheitsgutachtens vom Februar 1828, dem sich der Große Rat in seiner großen Mehrheit mit der Verwerfung des Konkordates anschloß. Hingegen gab Bertschinger, im Unterschied zu Feer, im November 1828 seinen Widerstand gegenüber dem modifizierten und schließlich angenommenen Konkordat auf.

An der Bewegung, die zum politischen Umbruch von 1830 führte, nahm er wohl von Anfang an teil. Er war Mitglied des Verfassungsrates von 1831 und hat sich in dessen Debatten oft geäußert. Er tat es im Geiste des damals zur Herrschaft gelangenden Radikalismus. In den folgenden Jahren jedoch rückte er allmählich vom Radikalismus ab und stellte sich in die Reihe der Männer der Mitte, eines Bürgermeisters Herzog, Rudolf Feer, Rudolf Rauchenstein, Franz Ludwig Hürner auf reformierter, der Brüder Baldinger und anderer auf katholischer Seite. Bei den Großratswahlen von 1841 wurde darum Bertschinger nicht mehr bestätigt. Er

stand mit dem Basler Politiker und Journalisten Andreas Heusler in Briefwechsel. «Umfassende Kenntnisse, strenger Rechtlichkeitssinn, Liebenswürdigkeit und Milde im Umgang» zeichneten, nach dem Nachruf, Bertschinger aus.

QUELLEN UND LITERATUR: Staatsarchiv Aarau, Protokolle und Akten des Großen und Kleinen Rates. – Gedruckte *Verhandlungen des Verfassungsrates von 1831* und des *Großen Rates von 1831 ff.* – Nachruf im *Schweizer-Boten* vom 3. November 1859. – E. VISCHER, *Rudolf Rauchenstein und Andreas Heusler*, Aarau 1951. – G. BONER, *Der Aargau in den Verhandlungen über die Errichtung des Priesterseminars der Diözese Basel 1828–1861*, in *Argovia* 66, Aarau 1954 (besonders S. 12 f.).

Georg Boner 67

Bertschinger, Walo, von Lenzburg, Ingenieur * 11. August 1876, † 1. September 1947. Walo Bertschinger war der Sohn von Baumeister Theodor Bertschinger-von Greyerz. Er besuchte die Metallschule und das Technikum in Winterthur und die Tiefbauschule in Straßburg, die er mit dem Diplom eines Bauingenieurs verließ. 1897 arbeitete er in Le Havre als einfacher Arbeiter in einer Maschinenfabrik, um die praktische Arbeit von der Pike auf kennenzulernen. In den Jahren 1900/1901 führte er unter der Leitung seines Vaters den Bau der Suhrentalbahn durch; von 1902 bis 1904 denjenigen der Wynentalbahn und von 1905 bis 1906 das Teilstück der Seetalbahn von Reinach nach Menziken. Nach dem Tode von Theodor Bertschinger (1911) übernahm er mit seinen Brüdern die Leitung des väterlichen Hoch- und Tiefbauunternehmens in Lenzburg. Da der schweizerische Eisenbahnbau bereits den Zenith überschritten hatte, widmete sich Walo Bertschinger dem modernen Straßenbau, der durch die rasche Entwicklung der Motorfahrzeugtechnik vermehrte Bedeutung bekommen hatte. Er machte sich 1917 selbständig und gliederte seinem Hauptgeschäft in Zürich zahlreiche Zweiggeschäfte an. Mit dem Aargau blieb er in naher Berührung durch die im Jahre

1927 in Aarau gegründete Filiale. Die prägnante Firmabezeichnung «Walo», der man auf vielen Straßenbaustellen der Schweiz an Abschränkungen, Materialwagen und Dampfwalzen begegnen kann, war als Schild eines Einzelunternehmers gedacht, hinter dem sich dieser die Selbstverantwortung, Unabhängigkeit und Selbständigkeit im Zeitalter zunehmender geschäftlicher Vergesellschaftung und Entpersönlichung wahren wollte. Walo Bertschinger war eine starke, sozial aufgeschlossene Persönlichkeit, die ihre überragenden Fachkenntnisse stets durch die praktischen Ratschläge schlichter Arbeiter und Handlanger zu bereichern wußte.

QUELLEN: *Lenzburger Neujahrsblätter* 1948, S. 54–5.

Nold Halder 68

Bertuch, Hedwig, siehe Widmer, Anna Clara Hedwig.

Bilger, Bernhard, von Kaiserstuhl, * 27. September 1837 in Kaiserstuhl, † 15. April 1917 in Klingnau. Lehrer und Lokalhistoriker. Er tritt 1858, nach Studien im Lehrerseminar Wettingen, in den aargauischen Schuldienst. Lehrer an der Pestalozzi-Stiftung Olsberg bis 1865, in Uezwil bis 1873 und von da bis 1906 in Klingnau, wo er als tüchtiger und erfolgreicher Erzieher amtiert. Neben der Schule nimmt er regen Anteil an öffentlichen Angelegenheiten; seine Freizeit aber widmet der Alleinstehende zur Hauptsache der Erforschung der Lokalgeschichte, für die er ein umfangreiches Material zusammenträgt. Begünstigt durch ein vorzügliches Gedächtnis, wirkt er bei vielen Gelegenheiten als Interpret der Ortsgeschichte. 1902 führt er die erste Ordnung des Stadtarchivs durch. Außer zwei im Druck erschienenen Broschüren veröffentlicht Bilger in der *Botschaft*, bei der er nebenamtlich als Korrektor tätig ist, verschiedene lokalgeschichtliche Aufsätze. Noch zeugt sein im Stadtarchiv vorhandener schriftlicher Nachlaß von einem Teil seiner ernsten und zielbewußten Lebensarbeit.

In ähnlicher Weise wie Bernhard Bilger war auch dessen Bruder und Berufskollege KONRAD BILGER (1835–1902) historisch interessiert und exzerpierte viel genealogisches Material aus den Akten des Stadtarchivs Kaiserstuhl.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Das St. Johann-Ordens-Ritter-Haus Klingnau*, Klingnau 1895. – *Das Alliierten-Spital und der kaiserliche Gottesacker in Klingnau*. Eine Episode aus den Kriegsläufen von 1813 bis 1815, Klingnau 1901.

LITERATUR: *Die Botschaft*, Nr. 45, vom 18. April 1917. – *Aargauer Schulblatt*, Nr. 11, vom 26. Mai 1917 – Persönliche Aufzeichnungen BILGERS im Stadtarchiv Klingnau. – *Die Botschaft*, Nr. 51, vom 3. Mai 1902. – *Aargauer Schulblatt*, Nr. 10, vom 10. Mai 1902.

Hermann J. Welti 69

Billo, Fritz, Redaktor und freier Journalist in Baden, * 25. März 1881 in Zürich, † 19. April 1935 in Baden. Bürger von Aarau, wo er auch die Kantonsschule absolvierte. Hernach Weiterbildung an verschiedenen ausländischen Universitäten. Der geborene Journalist, der schon mit sechzehn Jahren glänzende Großrats-Berichterstattungen im *Aargauer Tagblatt* geschrieben hat. Sein Leben war eine ganz außerordentlich wechselvolle journalistische Laufbahn. Er war Redaktor, beziehungsweise hervorragender Mitarbeiter am *Wiener Journal*, an den *Aargauer Nachrichten*, am *Aargauer Tagblatt*, an der *Basler Zeitung*, am *Oltener Tagblatt*, an der *Bodensee-Zeitung* in Romanshorn, an der *Solothurner Zeitung*, in welcher er auch später jahrelang das sehr beliebte Tagesfeuilleton «Am Vorübergehen» schrieb, an der 1919 gegründeten *Neuen Berner Zeitung*, an der *Schweizer Freien Presse* in Baden, an der *Zürcher Volkszeitung*, von 1924 bis 1927 an der *Schlesischen Zeitung* in Breslau, in welchen Jahren er auch den literarischen Nachlaß des Schriftstellers Felix Dahn sichtete, dann als freier Journalist in Baden bis zu seinem Tode. Im *Badener Tagblatt* schrieb er jeden Samstag die satirische Turmbetrachtung des Quadutters. F. Billo war von seltener sprachlicher und stilistischer Begabung.

Sein vielseitiger Geist beherrschte die Politik, das Lokale, das Theater, die Literatur. Seine spritzigen, humorvollen und satirischen Gelegenheits- und Titelgedichte verrieten ein starkes lyrisches Talent. Parteipolitisch hat er sich nie eigentlich festgelegt. Er schrieb für alle, fürs Volk. F. Billo war als Mensch und Redaktor von ausgesprochener Originalität. Er war ein Freund der Natur, der Menschen, der Pflanzen und Tiere, er hatte ein gutes Herz für menschliche Not. Redaktor Billo war mit der Solothurner Tochter Maria Stadler verheiratet. Die Ehe blieb kinderlos. Er starb am Karfreitag 1935. Stadtpfarrer Dr. Leo Häfeli hielt auf dem Hasefriedhof am Ostermontag die denkwürdige Grabrede. Fritz Billo gehörte zu den begabtesten und originellsten Journalisten der Schweiz.

QUELLEN: Die 16 Seiten starke Monographie *Zum Gedächtnis an A. F. Billo, 1881–1935*, Baden, in welcher u. a. sich ausführliche Nachrufe befinden aus *Badener Tagblatt*, *Aargauer Volksblatt*, *Schweizer Freie Presse*, *Solothurner Zeitung*, *Neue Aargauer Zeitung*, *Neue Zürcher Zeitung*, ebenso die Grabrede von Stadtpfarrer Dr. L. HÄFELI. – Ferner *Badener Kalender 1936*, Baden. August Bärlocher 70

Bircher, Eugen, * 17. Februar 1882 in Aarau, † 20. Oktober 1956 daselbst. Arzt (Chefarzt der chirurgischen Abteilung des aargauischen Kantonsspitals von 1917 bis 1934), Soldat (Oberstdivisionär von 1934 bis 1942) und Politiker (Nationalrat von 1942 bis 1955). Bürger von Küttigen und von Aarau, aus einem Geschlecht stammend, das aus dem Oberhasli über Nidwalden, Luzern, Beromünster sich in das Juradorf verpflanzt hat. Sohn des Chirurgen Dr. med. Heinrich Bircher, Oberst der Sanität und Korpsarzt.

Er besuchte die Schulen von Aarau und das Gymnasium an der Aargauischen und an der Solothurnischen Kantonsschule. Danach studierte er Medizin in Basel und Heidelberg, bestand 1906 sein Staatsexamen und doktorierte 1908 in Basel. Wie sein Vater war er ein treues

Mitglied der Studentenverbindung «Helvetia». Von 1907 bis 1908 arbeitete er als Assistent am Kantonsspital in Aarau, von 1908 bis 1909 an der chirurgischen Klinik des Bürgerspitals Basel unter Professor Wilms und von 1910 an als Sekundärarzt seines Vaters, den er 1917 als Chefarzt der chirurgischen Abteilung des aargauischen Kantonsspitals ablöste. In den Jahren 1932 bis 1934 war er außerdem Direktor des Kantonsspitals.

Während des Studiums und neben seiner anstrengenden beruflichen Tätigkeit als Chirurg leistete er mit großer Freude seinen Militärdienst. Mit neunzehn Jahren war er Rekrut, Korporal und Leutnant der Infanterie mit Brevet vom 26. Dezember 1901. Im August 1910 wurde Eugen Bircher Hauptmann und Kommandant der Füsilierkompanie III/59, und von 1911 bis 1913 war er Generalstabsoffizier im Stab der Kavalleriebrigade 3. Bei der Kriegsmobilmachung 1914 stand er zur Verfügung des Kommandanten der Festung Murten und blieb dort eingeteilt bis 1919 als Stabschef von Oberst B. Bolli. Von 1919 bis 1922 kommandierte er das Füsilierbataillon 55, von 1922 bis 1927 als Oberstleutnant das Infanterieregiment 24 und von 1927 bis 1934 als Oberst die Aargauer Infanteriebrigade 12.

In diesem Jahr hatte Eugen Bircher einen großen Entschluß zu fassen und eine folgenschwere Entscheidung zu treffen. Er verzichtete auf die weitere Ausübung seines ärztlichen Berufes und übernahm am 3. November 1934 als Berufsoffizier das Kommando der vierten Division, am 1. Januar 1938 dasjenige der fünften Division. Bis zum 31. Mai 1942 stand er an der Spitze dieser Heeresinheit im Aktivdienst und wurde auf seinen Wunsch vom Kommando entlassen, um das Amt eines Nationalrates annehmen zu können. Als Kandidat der aargauischen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei war er gewählt worden, blieb viele Jahre ein sehr geachtetes Mitglied des eidgenössischen Parlamentes und ver-

zichtete im Herbst 1955, als er sich selber ernstlich krank fühlte, auf sein Mandat.

Eugen Bircher war Präsident der Aargauischen medizinischen Gesellschaft (später ihr Ehrenmitglied wie dasjenige der Solothurner Ärztegesellschaft) und des Ärztevereins der deutschen Schweiz, Vizepräsident der Vereinigung der Schweizer Ärzte, Gründer und erster Präsident der Aargauischen und der Schweizerischen Vaterländischen Vereinigung. Er war Mitglied der Association of Military Surgeons USA und der Halleschen Akademie der Wissenschaften, Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Chirurgie, Ehrenmitglied dieser Gesellschaft und zugleich auch der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie. Von 1927 bis 1956 war er mit seinem Freund A. Gigon Redaktor der *Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift* und von 1932 bis 1945 der *Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift*. Er war Ehrenmitglied des Schweizerischen Unteroffiziersverbandes, Zentralpräsident der Schweizerischen Offiziersgesellschaft während zwei Amtsperioden (1931 bis 1937) und von 1926 bis 1939 Dozent für Kriegsgeschichte an der militärwissenschaftlichen Abteilung der ETH in Zürich.

Der Chirurg Eugen Bircher hat auf medizinischem Gebiet zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht. Seine Spezialgebiete waren vor allem die Kropfrage, die Magen- und die Gelenkchirurgie, die Schädelfrakturen und selbstverständlich auch die Kriegschirurgie. Schon vor dem medizinischen Staatsexamen erschien (1905) seine erste Publikation *Beitrag zur Casuistik der Pfählungsverletzungen* und als Dissertation reichte er 1908 eine große Arbeit über *Die chronische Bauchfelltuberkulose – Ihre Behandlung mit Röntgenstrahlen* ein. Ärztliche Publikationen zählen wir rund 135; ein Verzeichnis dieser Arbeiten bis zum Jahr 1937 findet sich in der Festschrift *Das Kantonsspital Aarau 1887–1937*.

Dem militärischen Führer und dem Militärschriftsteller Eugen Bircher ver-

danken wir eine große Zahl von kriegsgeschichtlichen, kriegswissenschaftlichen und wehrpsychologischen Abhandlungen, die ihn auch im Ausland bekannt und international anerkannt gemacht haben. Eine Zusammenstellung der militärwissenschaftlichen Bücher und Aufsätze von Bircher in der *Festschrift Eugen Bircher zu seinem 70. Geburtstag* verdanken wir Hauptmann H. R. Kurz. Es sind darin 107 Bücher und Broschüren, Aufsätze und Artikel in Zeitschriften und Tageszeitungen aufgeführt. Wenn ich nur einige wenige Publikationen beim Namen nenne, so möchte ich damit versuchen, einen Hinweis auf besonders charakteristische Interessengebiete des Verfassers zu geben. So führe ich an:

Die Bedeutung der Schußwunden in kriegschirurgischer und taktischer Beziehung (1908). – *Schädelverletzungen durch mittelalterliche Nahkampfwaffen* (1908). – *Die militärpolitische Lage der Schweiz und die Landesbefestigung im Urteil der neueren Geschichte* (1917). – *Die Schlacht an der Marne. Eine kriegsgeschichtliche Studie* (1918). – *Militärpsychologie* (1919). – *Vergessen wir die Seele des Soldaten nicht* (1936). – *Ärztliches, insbesondere chirurgisches Denken und militärische Truppenführung* (1936). – *Über die Panik* (1939) – *Arzt und Soldat* (1940). – *Was muß der Truppenführer vom Sanitätsoffizier verlangen?* (1940). – *Gedanken zum schweizerischen Soldatentum* (1943). – *Zeitgeist und Wehrgeist* (1952).

Seine große und wertvolle militärwissenschaftliche Bibliothek hat Bircher der militärwissenschaftlichen Abteilung der ETH geschenkt.

Der Vater, der 1923 starb, zu einer Zeit, als sein Sohn schon während sechs Jahren als sein Nachfolger die chirurgische Abteilung des aargauischen Kantonsspitals leitete, hat Eugen Birchers Lebensweg durch Erbanlage und durch persönliches Beispiel und Vorbild weitgehend mitbestimmt. Beide hatten als Arzt und Soldat viele gemeinsame Interessen und, wie der Vater als junger Arzt im Deutsch-Französischen Krieg tätig gewesen ist und an der Schlacht bei Wörth teilgenommen hat, so war sein Sohn während beiden Welt-

kriegen an der Front, 1915/1916 in Bulgarien und 1941 und 1942 an der Ostfront. Das Lebensbild, das der Sohn drei Jahre vor seinem Tod vom Vater entworfen hat (in *Lebensbilder aus dem Aargau 1803 bis 1953*), ist ein rührendes Zeugnis der Dankbarkeit, und der Satz «Unter der rauhen Schale verbarg sich bei Heinrich Bircher ein gutes Herz» gilt auch für Eugen Bircher. Sein älterer Sohn ist als Student der Rechte Infanterieoffizier und später Oberst im Generalstab geworden. Der zweite Sohn, sein jüngstes Kind, hat Medizin studiert und ist wie der Großvater Sanitätsoffizier geworden. Er hat seinem Vater in der Sondernummer der *Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift* zu seinem 70. Geburtstag als junger Chirurg eine interessante Arbeit über *Die Bolzung langer Röhrenknochen einst und jetzt* gewidmet und darin über die Methode von Heinrich Bircher und die Erfahrungen von Eugen Bircher berichtet.

Eugen Bircher war eine kraftvolle, vielseitige und eigenwillige Persönlichkeit, außerordentlich begabt und von enormer Arbeitskraft. Für das, was er als wahr und recht erkannte, hat er sich, unbekümmert um die Meinung anderer, eingesetzt, ist dazu gestanden und hat dafür gekämpft. Er war eine ausgesprochene Führerpersönlichkeit und mühte sich ständig, auf seine Art und auf eigenen Wegen der Heimat zu dienen. Als Politiker war er nie ein Parteipolitiker. Seine Politik ging stets über enge Parteiinteressen weg und hatte das Wohl des Ganzen zum Ziel. Nach dem Generalstreik im November 1918 hatte er zur Sammlung des Bürgertums aufgerufen, und bis zu seinem Tod hat er immer und leidenschaftlich gegen den Kommunismus gekämpft. Er bekannte sich zum Bauerntum und fühlte sich mit dem Aargau und mit dem Aargauer Volk besonders eng verbunden. Als einer der besten Kenner der Geschichte des Bauernkrieges von 1653 wurde er 1946 zum Initianten für ein Bauernheimatmuseum in der alten Kirche von Wohlenschwil, wofür er am 21. Juni 1953 mit dem Ehren-

bürgerrecht dieser Gemeinde ausgezeichnet wurde.

Wie alle kraftvollen Persönlichkeiten mit starken Gegensätzen und scharfen Kanten hatte Eugen Bircher Freunde und Feinde, weil er keinen Menschen gleichgültig ließ, mit dem er in Beziehung trat. Es war nicht immer leicht, mit ihm gut auszukommen, weil er aufbrausen und verletzen konnte. Er hielt treue Freundschaft, war aber oft kein bequemer Freund. Mit großem menschlichem Verständnis und echtem Mitgefühl für das Leid anderer Menschen verband sich wahre Herzengüte und spontane Hilfsbereitschaft. Seine Güte und seine Hilfsbereitschaft sind oft mißbraucht und ausgenützt worden.

Eugen Bircher hat ein reiches Leben mit großen Erfolgen, aber auch mit bitteren Enttäuschungen gelebt. Seine tapfere Gattin, Frau Auguste geborene Oehler, hat seit 1909, während 47 Jahren, Freud und Leid mit ihm getragen und ihm sechs Kinder geschenkt. Sie war ihm eine verständnisvolle, selbstlose Helferin, die zugunsten anderer Menschen auf manches verzichtet hat. – Eugen Bircher hat sich um Volk und Heimat große und unvergängliche Verdienste erworben.

LITERATUR: O. HÄUPTLI, *Dr. Heinrich Bircher, Dr. Eugen Bircher, ihre chirurgische Tätigkeit in Aarau*, in der Festschrift *Das Kantonsspital Aarau 1887–1937*, Aarau 1937. – *Festschrift Eugen Bircher zu seinem 70. Geburtstag*, Aarau 1952. – Sondernummer der *Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift*, Eugen Bircher zum 70. Geburtstag, 82. Jahrgang, Nr. 7, vom 16. Februar 1952. – H. HEMMELER, *Herkommen und Lebenskreis Birschers*, in *Wehrwissenschaftliche Rundschau*, 2. Jahrgang, Heft 10, Oktober 1952. – Nachruf von A. GIGON, in der *Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift*, 86. Jahrgang, Nr. 43, 27. Oktober 1956. – KURT HESSE, *Die Verkörperung des universalen Soldaten*, Oberstdivisionär Dr. Eugen Bircher zum Gedächtnis, in *Wehrwissenschaftliche Rundschau*, 6. Jahrgang, Heft 12, Dezember 1956. – Zahlreiche Nachrufe und Würdigungen in der Presse und zahlreiche Berichte über die Trauerfeier vom 24. Oktober 1956 in der Stadtkirche in Aarau.

Hans Meuli 71

Bircher, Heinrich, * 6. April 1850 in Küttigen, † 2. Juni 1923 in Aarau, Chirurg und Direktor des aargauischen Kantonsspitals, besucht schon mit fünf Jahren die Gemeindeschule Küttigen, wird später in der Kantonsschule Aarau besonders angeregt durch Professor Uhlig, Lehrer der klassischen Sprachen, und Friedrich Mühlberg, der ihm Freude an Naturwissenschaften und Geologie beibringt, was ihm für die späteren Kropfforschungen sehr wichtig wird. Bircher tritt vorzeitig aus der Kantonsschule aus, erwirbt in Zürich die Fremdenmatur, studiert Medizin in Zürich und Heidelberg und besteht 1872 das medizinische Staatsexamen. Während des Deutsch-Französischen Krieges ist er in der deutschen Sanität tätig und befaßt sich intensiv mit den Fragen der Kriegschirurgie. Gleich nachher eröffnet er in Aarau eine Arztpraxis, die bald sehr umfangreich wird. Da in Aarau entsprechende Räume noch fehlen, schafft er im städtischen Armen- und Altersasyl eine Gelegenheit, unter primitivsten Verhältnissen Operationen vorzunehmen. 1878 Doktorpromotion in Bern.

Als unter Leitung Schaufelbühls die Irrenanstalt Königsfelden gebaut wurde, beschäftigte die Errichtung eines neuen Kantonsspitals, das bisher in Königsfelden untergebracht war, die aargauischen Ärzte und die Öffentlichkeit. Bircher trat für eine zentrale Krankenanstalt in Aarau ein, verlangte aber, daß auch die Spitäler in Baden, Freiamt, Fricktal und Zofingen auszubauen seien. Zur Organisation des Kantonsspitals schlug er die Schaffung von zwei Abteilungen, einer chirurgischen und medizinischen mit je einem Chefarzt vor. In diesem Sinne beschloß der Große Rat 1882 den Bau der neuen Krankenanstalt. Bircher wurde Chefarzt der chirurgischen Abteilung und Direktor des Spitals. Dessen Ausbau und Weiterentwicklung wurde sein eigentliches Lebenswerk. Er war in erster Linie Arzt und Chirurg, daneben aber ein großzügiger Organisator und Verwaltungsmann. Vorbildlich war seine Sorge für

Patienten und Pflegepersonal, groß seine Förderung von Assistenten und jüngeren Ärzten. Bircher brachte es mit starkem Willen, außerordentlicher Begabung und unversiegliger Arbeitskraft dazu, daß das Kantonsspital neben den viel reicher ausgestatteten Universitätskliniken von Basel, Bern und Zürich ehrenvoll bestehen konnte. Im Militär bekleidete er den Rang eines Obersten und Armeekorpsarztes. Erstaunlich ist die Zahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten, unter anderem über die Kropfkrankheiten, Wirkungen der Schußwaffen, die Chirurgie des Magens, Behandlung der Knochenbrüche. Sein Wahlspruch: «Salus aegroti suprema lex.»

Siehe *Lebensbilder*, S. 322–30 von EUGEN BIRCHER †; ferner *Schweizerische Medizinische Wochenschrift* 1923, 738. Otto Mittler 72

Bircher, Heinrich, von Küttigen, * 12. März 1868 in Erlinsbach SO, später wohnhaft in Brugg, † 30. März 1927 in Zürich, Gründer des Portland-Cement-Werkes Würenlingen-Siggenthal. Bis 1884 Besuch von Gemeinde- und Bezirksschule, 1884 bis 1887 kaufmännische Lehre bei Jenny & Co. in der Telli, Aarau. 1887 bis 1890 Aufenthalt in Amerika. 1891 Eintritt ins väterliche Geschäft, in die später eingegangene Kalkfabrik zu Erlinsbach.

Seit 1830 war neben Kalk Zement als Bindemittel aufgekommen. Mit der Fabrikation von Portlandzement, der vielseitige Verwendungsmöglichkeiten brachte, entstanden seit 1870 besonders auch im Aargau mit seiner günstigen Verkehrslage, mit seinem Reichtum an Kalkstein und an Wasserkraft neue Zementwerke.

Heinrich Bircher-Steiner hatte sich im väterlichen Betrieb und während seines Auslandsaufenthaltes praktische Kenntnisse in der Bindemittelindustrie angeeignet. Von ihm stammt die Idee der Gründung eines Zementwerkes in Würenlingen-Siggenthal, wo alle Voraussetzungen für eine erfolgreiche Anlage vorhanden waren. Der Westhang des Iberigs ob Würenlingen bot einen wertvollen Kalk-

stein in den untern Schichten. Das nahegelegene Kraftwerk Beznau lieferte den nötigen Strom, und die Verfrachtung des Zementes über die nur fünf Kilometer entfernten Hauptverkehrsstränge Zürich–Bern und Zürich–Basel–Frankreich wie über die Waldshuter Linie nach Deutschland war als durchaus günstig zu beurteilen.

Schon 1907 begann Bircher Verhandlungen mit der Ortsbürgergemeinde Würenlingen über den Kauf des erforderlichen Fabrikareals und die Pacht des Steinbruchgebietes. Er erhielt 330 Aren des nahe der Station Siggenthal gelegenen Landes um Fr. 15 150.–, dazu in Pacht 72 Aren des Berghanges zur Ausbeutung des Kalksteines zum Preise von 50 Rappen den m².

Eine Studienreise nach Deutschland verschaffte Bircher Einblick in die modernsten Fabrikationsmethoden und die Gelegenheit zur Auswahl entsprechender Maschinen. Die Planung der Fabrik wurde sorgfältig und weitsichtig geführt, derart, daß die Bauten auch später bei den großen Erweiterungen ohne wesentliche Korrektur der Gesamtanlage genügen konnten. Birchers Schwager, der kaufmännische geschulte Egg-Steiner von Zofingen, bereitete die Finanzierung vor. Es erfolgte 1912 die Gründung der Aktiengesellschaft zum Bau und Betrieb des Werkes, dessen Kosten auf etwa 1,5 Millionen Franken zu stehen kamen. Bircher wurde technischer Direktor, Egg-Steiner kaufmännischer, dieser zugleich Präsident des Verwaltungsrates. Der maschinelle Ausbau des Werkes entsprach den modernsten Grundsätzen. Der aufgestellte Drehofen ermöglichte im Trockenverfahren eine Jahresproduktion von etwa 3000 Bahnwagen zu 10 Tonnen. Die Bemühungen, in das schweizerische Zementkartell, die E. G. Portland, aufgenommen zu werden, hatten Erfolg. Es wurde Würenlingen ein Kontingent von 2370 Wagen jährlich im Inlandabsatz, dazu Exportfreiheit nach Deutschland zugestanden.

Im Mai 1913 war die Fabrik betriebsbereit. Die Anlaufzeit brachte neben einigen Schwierigkeiten schon einen ordentlichen Erfolg. Da führte der Ausbruch des Weltkrieges zu einem schweren Rückschlag, zu vorübergehender Betriebseinstellung und zu Absatzsorgen. Jedoch erholte man sich nach und nach, und 1915 schon bestand Aussicht, 2000 Wagen nach Frankreich liefern zu können. Doch drohte nun Deutschland mit der Sperre der Kohlenzufuhr gegenüber den seine Gegner beliefernden Firmen. Indessen gelang es Würenlingen, doch die Kohle für 1916 zu bekommen und das vorgesehene Quantum Zement nach Frankreich rollen zu lassen. Schwieriger wurde der Export, als 1918 der Bundesrat die Ausfuhr von Zement an den Nachweis der Kohlenlieferung aus dem Bestimmungslande knüpfte.

Die Nachkriegsjahre wurden zum Ausbau des Werkes benützt, dessen Leistung mehr als verdoppelt werden sollte. Der Einbau eines zweiten Drehofens mit den notwendigen maschinellen Ergänzungen und baulichen Erweiterungen wurde beschlossen. Dazu wurde der alte Maschinenpark modernisiert und dessen Produktionskapazität erhöht. Bircher ging bei den kostspieligen Neuerungen zuweilen eigenmächtig vor, ohne sich an die Direktiven des Verwaltungsrates zu halten und ohne die Finanzierung gehörig abzuklären. Im ganzen jedoch bewährte sich der Ausbau und erlaubte schließlich eine Produktion von 10000 Wagen zu 10 Tonnen jährlich. Da nach dem Krieg zudem eine ausgesprochene Konjunktursteigerung im Baugewerbe einsetzte und auch der Absatz ins Ausland günstig war, stieg schon 1924 die Zahl der verkauften Wagenladungen auf 8000. Dies ermöglichte die finanzielle Konsolidierung, die Erweiterung des Steinbruches und des Landbesitzes in Böttstein, von wo der im Würenlinger Kalk fehlende Ton bezogen werden mußte, sowie den Ankauf der benachbarten Elektrochemischen Werke. Damit rückte das Würenlinger Zement-

werk in die Reihe der ersten schweizerischen Schwesterfirmen vor.

An diesem Aufstieg war Bircher maßgebend beteiligt. Die technische Vervollkommnung des Betriebes war geeignet, auch wirtschaftliche Krisen und Gefahren finanzieller Transaktionen, mit denen das Werk bisweilen belastet war, glücklich zu überwinden. Bircher war ein Mann natürlichen Instinktes für die im rechten Augenblick sich aufdrängenden Entschlüsse, von draufgängerischem Temperament, dem zu folgen den andern Organen der Geschäftsleitung nicht immer leicht war. Dies führte zum verhältnismäßig frühen Ausscheiden des Schwagers Egg-Steiner, worauf sich Franz Eberle von Aarau als Delegierter des Verwaltungsrates in vermehrtem Maße der eigentlichen Geschäftsleitung widmete.

Er schied 1921 aus dem Unternehmen aus, und Prokurist Arthur Wirz übernahm die kaufmännische Leitung. Dieser wurde beim Hinschiede Heinrich Birchers zum alleinigen Direktor des Unternehmens bestellt. Das Präsidium des Verwaltungsrates hatte seit dem Ausscheiden Egg-Steiners Hermann Stuber, Schüpfen, inne; es ging nach dessen Tod im Jahre 1928 an Max Waßmer, Schloß Bremgarten bei Bern, über.

Die Firma ist seither weiter gewachsen und hat in vollem Umfange für Arbeiter und Angestellte die neuzeitlichen Sozialmaßnahmen getroffen. In das Landschafts- und Siedelungsbild um Würenlingen brachte das Zementwerk einen starken Wandel. Einst war beim Bau der Bahnlinie Turgi-Waldshut 1859 auf freiem Felde die Station Siggenthal als winziger Siedelungskern entstanden. Aber erst das Zementwerk hat den Anstoß zur Bildung einer stets größer werdenden Wohnkolonie und zur Festsetzung neuer Gewerbebetriebe gegeben. 1936 noch fand mehr als die Hälfte der bei der Station seßhaft gewordenen Familien in der Zementfabrik ihren Unterhalt.

Das Portland-Cement-Werk Würenlingen-Siggenthal, wenige Kilometer un-

terhalb des Zusammenflusses von Aare, Reuß und Limmat, beim wichtigsten schweizerischen Wassertor entstanden, ist ein bleibendes Zeugnis für den initiativen Geist seines Gründers, dessen Witwe, Frau Bircher-Steiner, kurz vor ihrem 1956 zu Brugg erfolgten Tode sich durch bedeutende wohltätige Stiftungen ein ehrendes Denkmal gesetzt hat.

LITERATUR UND QUELLEN: Familiennachrichten und Mitteilungen von Herrn Direktor A. WIRZ. – H. AMMANN, *Portland-Cement-Werk Würenlingen-Siggenthal AG* (Manuskript, im Auftrage der Fabrikleitung verfaßt).

Otto Mittler 73

Bircher-Benner, Max Oskar, von Aarau, * 22. August 1867 in Aarau, † 24. Januar 1939 in Zürich, Arzt, Gründer und Leiter der Klinik Bircher-Benner in Zürich. – Ausbildung am Gymnasium Aarau, an den Universitäten Zürich (Forel, Gaule) und Berlin (Rubner). Von klein auf gewillt, Arzt zu werden. Seine Jugendfreundin Sophie Haemmerli-Marti schildert den 18jährigen Maturanden den naturwissenschaftlichen und philosophisch-literarischen Fragen hingegeben, als Pianisten (Kaeslin-Schüler, öffentliche Konzerte), als Kadetten-Artilleriehauptmann, als eine Persönlichkeit von eisernem Fleiß, vollkommener Hingabe, unerhörter Willenskraft und seltsamer «Wahrheitswitterung» für die Tiefen des Seins, allem billigen Trost abgeneigt, auffallend durch Erziehertalent, gewohnt, dem eigenen Gewissen bedingungslos zu gehorchen und von anderen Gefolgschaft zu erhalten. – In den klinischen Semestern große Enttäuschung über die damalige Heilkunde, die zwar sehr viel Wissenswertes bot, aber auf die ihm wichtigsten Fragen, wie der Mensch krank wird und wie Gesundheit geschaffen werden kann, keine befriedigenden Antworten wußte. Einen Stoß versetzten ihm die Witzeleien der Professoren und Regierungsvertreter über Forel und Gaule wegen ihres Nichttrinkens, die ihm als die einzigen wirklich genialen Dozenten erschienen, und die glänzende

Replik Forels über die «Freiheit des Geistes». Er trat zur Abstinenz über in einer Zeit, wo dies schwerste Nachteile mit sich brachte, und wurde zu einem der bekannten Alkoholgegner des Landes. Als 24jähriger gründete er eine große Praxis in einem Arbeiterviertel von Zürich, gab die geliehenen Studiengelder zurück und gründete eine Familie, die in kurzer Zeit auf 9, später sogar durch die Kinder einer in Rußland verstorbenen Schwester auf 13 Köpfe anstieg. Im Jahre 1895 stieß er unerwartet auf die überlegene Heilwirkung ungekochter Pflanzennahrung, deren Entdeckung ihn am bekanntesten gemacht hat. Er bemühte sich mit größter Intensität in den folgenden fünf Jahren um eine stichfeste Arbeitshypothese und Erforschung dieser Wirkungen, arbeitete Fachliteraturen durch, reiste auf ein halbes Jahr nach Wien (zu Winternitz), Dresden (zu Lahmann), Berlin (zu Rubner), besprach seine Funde in vielen Sitzungen mit einem Dozenten der ETH, gründete eine kleine Privatklinik (1897) und glaubte gegen 1900 im Entropiesatz der Energetik die ausreichende Erklärung zu haben. Darauf legte er der Zürcher Ärztegesellschaft seine Auffassung und seine Erfahrungen mit der Bitte um Prüfung und Hilfe vor, aber der Vorsitzende erklärte trocken: «Bircher hat die Grenzen der Wissenschaft verlassen.» Auf sich selbst gestellt, gab er sich seinen Patienten hin. Seine kleine Privatklinik am Zürichberg wuchs rasch und zog bald Patienten aus allen Erdteilen an; denn seine Kuren waren bemerkenswert und oft dramatisch, weil er die Ursachen und nicht die Symptome behandelte und dabei außerordentlichen Mut zeigte. 1914 zählte die Klinik 80 Patienten, 5 Assistenzärzte (darunter Alphons Maeder, der bekannte Psychotherapeut) und ein Pädagogium. 1903 erschien in Berlin sein erstes Werk, *Grundzüge der Ernährungstherapie auf Grund der Energetik*, worin er seine These, Diätetik und Ernährungslehre darlegte. Unsere Nahrung stammt danach letzten Endes von der Sonnenenergie – ein Ge-

danke, den schon Helmholtz ausgesprochen hatte. Die Vitaminlehre bestätigte später manches. Die Behandlung vieler Stoffwechselliden erfordert nach ihm nicht die Schaffung vieler Teildiäten, sondern eine nicht denaturierte Pflanzenkost kann die Grundlage für alle diätetischen Maßnahmen sein. Insgesamt handelt es sich darum, im Kranken die gestörten Ordnungen wiederherzustellen – «das ist der natürliche Heilweg, die ursächliche Therapie, die *therapia magna*: ich nenne sie Ordnungstherapie». Seine Lehre galt vor allem der Verhütung der Zivilisationskrankheiten. Sein Leben entsprach seiner Lehre. Er lebte den Patienten das Beispiel vor. Der seelische Einfluß, den er damit ausübte, und sein psychotherapeutisches Wissen und Können waren die zweite Grundlage seines Wirkens. Für die Volksernährung lehrte er, daß ein hoher Anteil der täglichen Nahrung aus ungekochter Frischkost bestehen und daß der Mensch seine Lebensführung den Lebensgesetzen einordnen muß, wenn Geschmeidigkeit, Lebensfülle und Widerstandskraft erhalten werden sollen. – Forel hatte ihn in die Psychotherapie eingeführt, später Freud, Adler, Stekel und Jung. Um 1900 sah er: «Es gibt keine Krankheit, die nur die Seele erfaßt, und wenn der Schein noch so trügt. Stets sind Körper und Seele gemeinsam erkrankt, stets bedarf es der Wiederherstellung sowohl des Körpers wie der Seele. Es schwebte ihm eine wissenschaftlich disziplinierte, umfassende Heilkunde im Dienste der Selbstheilskraft im Kranken vor. – Die relative Ruhe reduzierten Betriebes im Ersten Weltkrieg nutzte er zu einer Inventur, Revision und Vertiefung des Erreichten (siehe die Anstreichungen und Notizen in seiner großen Bibliothek!). Nachher rückte die zweite Generation (darunter vier Ärzte) nach. Diese führt heute sein Werk und seine Klinik weiter. 1924 gründete er die Monatschrift *Der Wendepunkt*, nachdem er, um des Prinzips willen, 25 Jahre lang damit gewartet hatte. Jetzt mußte er sich, wenn auch ungern, direkt an die Leidenden

wenden. Er tat dies mit der Reife des erzieherischen Wortes. Diese Hefte und die daraus hervorgegangenen Bücher (manche sind in vielen Sprachen und zahlreichen Auflagen erschienen) erzeugten eine Grundwelle und zwangen die Medizin, seine Lehre zu beachten. Ab 1929 wurde er herangezogen zur Mitarbeit an Fachwerken und Kongressen. Der große Wiener Internist von Noorden suchte ihn auf und erklärte beim Abschied: «Ich glaubte, einen einseitigen Fanatiker zu finden, und fand einen Arzt, der tiefer und umfassender sieht als die meisten Kollegen!» 1934 lehnte er eine Berufung nach Deutschland ab, um seine Unabhängigkeit (trotz beruhigender Zusicherungen) zu wahren. 1937 berief eine britische Organisation den 70jährigen zur Mitwirkung am Regierungsfeldzug für die Volksgesundheit. Sir Robert McCarrison, der Oxforder Ernährungsforscher, nannte sein Lebenswerk einen der größten Dienste an der Menschheit. 1949 nannte ein offizielles schweizerisches Handbuch für Diätetik und Ernährung ihn einen Klassiker, von welchem die Diätetik entscheidende Impulse empfangen habe. 1937 bestätigten Kollath und 1944 auch der Nobelpreisträger Schrodinger seine Anwendung des Entropiesatzes der Energetik auf das Leben und die Ernährung. – 1937 stiftete ein dankbarer Patient die Mittel für ein Bircherisches Volkssanatorium, das ebenfalls am Zürichberg steht und sich in seiner Linie weiterentwickelt hat. – Man muß seine Lehren, wie sie veröffentlicht wurden, vor allem vom volkserzieherischen Standpunkt aus sehen, um sie recht zu verstehen. Er sah das ungeheure Ansteigen der Degenerativkrankheiten, das die Welt besonders seit dem Zweiten Weltkrieg in steigendem Maße beunruhigt, schon fünfzig Jahre vorher kommen und wurde nicht müde zu warnen. Jene, die die kommende Entwicklung nicht sahen, fanden manches an seinen Schriften überspitzt. Aber er selbst war stets bereit, Irrtümer zuzugeben, neue Tatsachen und Erkenntnisse aufzunehmen und seine

Gegner anzuerkennen. Heupke schrieb im Nachruf der *Münchener Medizinischen Wochenschrift*: «Das Leben Bircher-Benners hat auf das Denken unserer Generation stärkeren Einfluß gehabt, als den meisten bewußt ist. Seine Schriften bergen ein Gedankengut von wahrhaft paracelsischer Fülle und Naturverbundenheit, welches seine Zusammenfassung in seinem schönen letzten Buch, *Vom Werden des neuen Arztes*, fand. Hier ist der beste Zugang zu dieser großen und vornehmen Persönlichkeit, die mit einer in der Geschichte der Medizin seltenen intuitiven Kraft Lebensgesetze erschaute, die für die wissenschaftliche Erkenntnis sich erst in dämmernden Umrissen abzeichnen.» Kolath in der *Medizinischen Welt*: «Von ihm ging ein Zauber aus, den man unwillkürlich mit dem Wirken eines Sehers verbinden mußte: seine leise Stimme, sein tiefes Verstehen menschlicher Schwächen auch bei seinen Gegnern, sein feiner Humor machten die Unterhaltung mit ihm unvergeßlich. Er sprach niemals etwas Unwesentliches; die kleinste Bemerkung zeigte eigenes Urteil. Er war der geborene Arzt, der in der Geschichte der Medizin unter die großen gerechnet werden wird.»

LITERATUR: Diss. *Über den Naevus pilosus*, 1897. – *Grundzüge der Ernährungstherapie auf Grund der Energetik* (4 Auflagen, Berlin 1903–1925, auch russisch). – Monatsschrift *Der Wendepunkt im Leben und im Leiden*, seit 1923, Zürich. – *Früchtespeisen und Rohgemüse* (40 Auflagen, viele Sprachen), Zürich. – *Eine neue Ernährungslehre* (8 Auflagen), Zürich 1924. – *Ernährungskrankheiten*, 2 Bände, seit 1927. – *Der Menschenseele Not*, 2 Bände, Zürich seit 1927. – *Vegetabile Heilkost. Neue Deutsche Klinik*, E.-Band I, Berlin 1933. – *Die Verhütung des Unheilbaren*, Zürich 1934. – *Diätetische Heilbehandlung*, Stuttgart 1934. – *Vom Sinn einer therapeutischen Organisation*, Stuttgart 1935. – *Kinderernährung*, Zürich 1935. – *Vom Wesen und der Organisation der Nahrungsenergie*, Stuttgart 1936 (auch französisch und englisch). – *Fragen des Lebens und der Gesundheit*, Zürich 1937. – *Vom Werden des neuen Arztes*, Dresden 1937. – *Ordnungsgesetze des Lebens* (Londoner Vorträge), Zürich 1938 (auch englisch). *Rheumakrankheiten*, Zü-

rich 1939. – *Zur Diätetik des Magen- und Zwölffingerdarmgeschwürs*, in *Zeitschrift für Ernährung* 5/6 (1935). – *Zum Problem der Ulcusdiät*, in *Münchener Medizinischen Wochenschrift* 13 (1935). – *Diät und Zahnkaries*, in *Schweizerische Zeitschrift für Zahnheilkunde* XLIV/5 (1934). – Biographisch: *Max Bircher-Benner. Leben und Lebenswerk*, in *Wendepunkt*, August 1937. – *Max Bircher-Benner. Eine Festgabe zu seinem 70. Geburtstag*, Zürich 1937.

Ralph Bircher 74

Birchmeier, Jakob Philipp, * 27. Mai 1845 in Würenlingen, † 28. August 1907 in Zürich, Oberst, Direktionspräsident der Schweizerischen Nordostbahn. Nach Besuch der Bezirksschule und des aargauischen Gymnasiums Studium der Rechtswissenschaften in Zürich, Heidelberg und Berlin, abgeschlossen mit dem aargauischen Staatsexamen als Fürsprecher. 1870 bis 1873 Substitut des Gerichtsschreibers in Bremgarten, trat Birchmeier darauf als Volontär und Stationsgehilfe in den Dienst der Nordostbahn, wurde 1875 Adjunkt des Bahnhofinspektors in Zürich, 1877 Bahnhofinspektor in Aarau und trat 1881 als Betriebsinspektor in die Zentralverwaltung der Nordostbahn ein. Auf dieser Laufbahn hatte er sich eine erstaunliche Kenntnis des Bahnbetriebs bis in alle Einzelheiten angeeignet. 1883 ernannte ihn der Verwaltungsrat zum Betriebschef, bald darauf zum Mitglied der Direktion, der er von 1894 weg als Präsident vorstand.

Die letzten zwei Jahrzehnte der Nordostbahn vor ihrem Übergang in Bundesbesitz waren aufs stärkste überschattet von der 1882 einsetzenden allgemeinen Wirtschaftskrise, durch eine übermäßige Belastung mit den allzu knappen Konzessionsfristen für den Bau neuer Linien und durch eine allzu lange vertrauensselige Finanzpolitik, die ungerechtfertigt hohe Dividenden ausgeschüttet hatte. In die Zeit der dringend notwendigen Sanierung mit ihren einschneidenden Sparmaßnahmen fiel die Direktion Philipp Birchmeiers. Um einen drohenden Zusammenbruch zu vermeiden, wurden die Divi-

denden gesperrt, die Konzessionsfristen verlängert, zum Teil auch öffentliche Mittel in Anspruch genommen und die Entlohnung des über 5000 Köpfe zählenden Personals knapp gehalten. Die letztgenannte Maßnahme hatte schon 1895 eine Lohnbewegung zur Folge. In den Verhandlungen einigte man sich 1896 zu neuen Lohnsätzen. Bald aber warfen sich beide Parteien Bruch der getroffenen Abmachungen vor. Die Auseinandersetzungen nahmen scharfe Formen an. Im März 1897 proklamierte das Centralkomitee des Verbandes des Personals schweizerischer Transportanstalten den Streik. Beide Parteien betrauten darauf den Vorsteher des Post- und Eisenbahndepartementes, Bundesrat Zemp, mit dem Schiedsrichteramt. Dieser fällt am 13. März den Entscheid, wonach die Angestellten und Arbeiter der Nordostbahn dieselben Lohnsätze wie jene der Centralbahn haben sollten. Gegen die Direktion waren von der Streikleitung heftigste Vorwürfe über Wortbruch und Vertragsfälschung erhoben worden. Sie verlangten unter ihren Bedingungen zur Wiederaufnahme der Arbeit, daß Direktionspräsident Birchmeier, Direktor Däniker und Betriebschef Weißhaupt, nötigenfalls mit Intervention des Bundesrates, ihrer Stellen zu entheben seien, da sie durch unloyales und rachsüchtiges Gebaren das Personal in ständige Unruhe und Erbitterung gesetzt hätten. Zemp erklärte dazu, Wahl und Entlassung des Personals sei ausschließliches Recht des Verwaltungsrates. Der Bundesrat habe kein Recht, sich hier einzumischen. Birchmeier empfand die gegen ihn gerichteten Vorwürfe um so mehr, als er sich vorher ehrlich im Rahmen des Möglichen um die soziale Besserstellung der Angestellten und Arbeiter bemüht hatte. Eine zur Untersuchung der Ursachen des Streiks eingesetzte Kommission unter dem Vorsitz von Regierungsrat Dr. Fahrländer in Aarau wies die Vorwürfe gegen Birchmeier als ungerechtfertigt zurück. Das Mißtrauen zwischen Leitung und Bahnpersonal

schwand indessen nicht so bald. Im November 1897 wandte sich Birchmeier in einem Zirkular dagegen, daß Maßregelungen von Angestellten und Arbeitern durch Dienststellen zu Presseangriffen benützt, statt auf dem Beschwerdeweg der Direktion zur Anzeige gebracht würden. Denn diese dulde auf keinen Fall Übergriffe und Mißbrauch der Befugnisse durch untergeordnete Dienststellen. Andererseits sei ein bedauerlicher Rückgang des Pflichtbewußtseins und damit eine Gefährdung des Betriebs festzustellen.

Der Streik hatte eine wesentliche Besserstellung des Personals zur Folge, war indessen wohl auch ein Anlaß, beim Übergang der Nordostbahn an den Bund den Direktionspräsidenten Birchmeier nicht in die Generaldirektion der Bundesbahnen zu befördern. Er wurde Präsident der Kreisdirektion III mit Sitz in Zürich. Diese Stadt hatte sich darob nicht zu beklagen. Ihre verkehrspolitischen Interessen fanden in Birchmeier bis zu dessen frühem Tod einen tatkräftigen und geschickten Anwalt. Er übernahm die Leitung des zürcherischen Verkehrsvereins. Hier wie in der Führung der Kreisdirektion der SBB wurde ihm uneingeschränkte Anerkennung zuteil. Er war ein Eisenbahnfachmann ersten Ranges und erfolgreicher Verkehrspolitiker, leistete aber auch im Militär Wesentliches und wurde 1899 zum Obersten im Generalstab befördert.

QUELLEN: Materialien im Archiv des Eisenbahnmuseums Zürich. – Geschäftsberichte der Direktion und Berichte des Verwaltungsrates der Nordostbahn 1894 bis 1901. – *Zürcher Wochenchronik* 1902, Nr. 2, und 1907, Nr. 35. – *Neue Zürcher Zeitung* 1907, Nr. 239, 29. August.

Otto Mittler 75

Bitter, Arthur, Pseudonym für Haberstick, Samuel.

Blattner, Anna, * 23. Mai 1866 als älteste Tochter von Dr. Blattner, Aarau, † 22. August 1935 in Aarau. Nachdem sie schon 1883 das aargauische Lehrerinnen-

patent erhalten hatte, verbrachte sie ein Jahr an der Ecole Supérieure von Lausanne und ein halbes Jahr in Florenz. Ihre Lehrtätigkeit begann sie in Erlinsbach und Lauffohr (Gesamtschule), 1887 bis 1892 an der Primarschule Aarau. Die anschließenden Sprachstudien in Paris (Sorbonne, Collège de France) und an der Universität Zürich schloß sie 1894 mit dem Fachlehrerdiplom für Französisch und Englisch ab. 1894 bis 1896 weilte sie in England, zunächst als Studentin, dann als Lehrerin für Deutsch, Französisch und Italienisch an Mädchenschulen. 1896 bis 1931 unterrichtete sie am Lehrerinnenseminar und Töchterinstitut Aarau Französisch und Englisch und leitete die Schule 1926 bis 1930 als Rektorin. In ihrem Sprachunterricht begnügte sie sich nicht damit, Fertigkeiten zu schaffen, sondern sie vermittelte in anregender Weise auch französisches und englisches Kulturgut. Unablässig an ihrer Weiterbildung arbeitend, stellte sie hohe Anforderungen, verstand es aber vornehmlich, die Schülerinnen zur Aussprache dessen zu bringen, was sie innerlich beschäftigte, mochte es auch in der fremden Sprache mit Schwierigkeiten verbunden sein. Da es ihr fern lag, den Heranwachsenden mißtrauisch zu begegnen, fand sie deren Zutrauen und konnte so oft beruhigend und klärend auf das Ungestüm der Jugendlichen einwirken. Sie hat namentlich nach dem Ersten Weltkrieg, als die Schülerschaften der Mittelschulen von mannigfacher Unruhe ergriffen waren, manche Wege geglättet. In den wenigen Jahren des Ruhestandes blieb sie geistig rege und hat u. a. noch das Werk des französischen Philosophen Bergson durchgearbeitet. Einer Operation, der sie sich tapfer unterzog, war ihr Herz nicht mehr gewachsen. Fräulein Anna Blattner hat im Bildungswesen unseres Kantons eine hohe Aufgabe treu erfüllt.

VERÖFFENTLICHUNGEN: 36. Jahresbericht des Lehrerinnenseminars und Töchterinstituts Aarau: *L'Education des jeunes Filles dans les Ecoles Secondaires et Normales en France.*

NACHRUFE: 58. und 63. *Jahresbericht des Lehrerinnenseminars und Töchterinstituts Aarau* (letzterer mit Bild). – Gedenkbüchlein mit den an der Kremation gehaltenen Ansprachen (mit Bild, Privatdruck).

Karl Speidel 76

Blattner, Hermann, * 22. Juli 1866 in Schinznach, † 20. April 1910 in Brugg. Mundartforscher. Wuchs als jüngerer Sohn des Apothekers Fritz Blattner und seiner Frau, geb. Hediger, in Schinznach auf, besuchte nach der Übersiedlung des Vaters nach Brugg die dortige Bezirksschule, dann – als Lieblingsschüler Adolf Freys – die Kantonsschule Aarau. Studien in Zürich, Bern und Leipzig, wo ihn eine schöne Freundschaft mit einem der Altmeister der germanischen Philologie, Professor Friedrich Zarncke, verband und wo er 1890 zum Dr. phil. promovierte. In seiner Dissertation untersucht Blattner in Anlehnung an Jost Winteler grundlegende Monographie über die Kerenzer Mundart den Lautstand der lebenden Aargauer Mundarten. In einem ersten Teil sucht er – etwas summarisch –, sechs verschiedene aargauische Sprachlandschaften zu erfassen und gegeneinander abzugrenzen; im zweiten Teil liefert er eine gründliche Untersuchung des Vokalismus' einer dieser sechs Sprachgruppen, der Schinznacher Mundart. Nach Jakob Hunzikers *Aargauischem Wörterbuch* ist diese Dissertation der einzige größere Beitrag zur aargauischen Mundartforschung geblieben. Doch war der junge Doktorand keine eigentliche Gelehrtennatur. Sein kraftvolles, ursprüngliches Wesen drängte nach männlicher Bewährung in freier Weite. Schon von Leipzig aus setzte er sich mit Gerhard Rohlfs, dem abenteuerlichen Erforscher West- und Zentralafrikas, und dem von Stanley geretteten Gouverneur der türkisch-ägyptischen Äquatorialprovinz, Emin Pascha, in Verbindung, um durch ihre Vermittlung in den deutschen Kolonialdienst eintreten zu können: daß dieser Plan sich zerschlug, gehörte zu den bittersten Enttäuschungen seines Lebens. 1891 tat sich dem ge-

bornen Pädagogen eine Stelle als Sprachlehrer an der Bezirksschule Brugg auf. Aber bevor er sich noch entschieden hatte, gab ein Todesfall in der Familie seinem Leben eine unerwartete Wendung: der Dr. phil. entschloß sich, als Lehrling in das väterliche Geschäft einzutreten, noch einmal zu studieren und nach wohlbestandenem Staatsexamen 1896 die Apotheke Blattner für sieben Jahre auf eigene Rechnung zu übernehmen. Er fühlte sich nicht unglücklich in der Luft der Genauigkeit und Strenge, der Atmosphäre verheißener Heilung; als sich ihm aber 1903 unverhofft Gelegenheit bot, das Geschäft zu verkaufen und in die Redaktion der *Basler Nachrichten* einzutreten, brauchte sich der bald Vierzigjährige nicht lange zu besinnen. Doch dauerte der Basler Aufenthalt Blattners keine zwei Jahre: der ständige Zwang zu hastigem Arbeiten vergällte ihm, der in guten Augenblicken eine meisterliche, aber nicht eben gewandte Feder schrieb, den Journalistenberuf. 1905 trat er in die Redaktion des *Schweizerischen Idiotikons* über. Mit der ihm eigenen Zähigkeit arbeitete er sich in seine neue Aufgabe ein, die ihn zum Interessengebiet seiner jungen Jahre, zur Mundartforschung, zurückführte. Bald wurden die vielseitigen sachlichen Kenntnisse des Apothekers, Naturwissenschaftlers, Jägers und Offiziers und seine Vertrautheit mit Volk und Sprache der engeren Heimat den Mitarbeitern am Idiotikon unentbehrlich. Ihn selber beruhigte und befriedigte die freiluftige Tätigkeit der «Wörtlijagd». Doch war ihm nicht vergönnt, in die Scheuer zu sammeln. Mitten aus angestrenzter unerledigter Arbeit raffte der Tod den erst 44jährigen dahin.

Blattner war keine einfache Natur. Der von der Mutter Verzärtelte gab sich gern robuster, als er war; sein starkes, schweres Wesen ruhte selten im natürlichen Gleichgewicht. In seinen nachgelassenen Papieren findet sich die hingeworfene Notiz: «Die meisten Menschen sind der Poesie nur zugänglich in Zeiten der größten Aufregung. Höchste Freude, tiefster

Schmerz vermögen den Gemeinen zu adeln. Darum schwankt die ächte Dichternatur immer zwischen Niedergeschlagenheit und kindlichem Frohsinn.» Das war ein Bekenntnis. In Hermann Blattner verbarg sich eine geheime Dichternatur, die sich freilich nie in geschlossenem, gerundetem Werk ausgegeben hat; am glücklichsten wohl in kürzeren erzählenden Schriften. Die dramatischen Versuche in Mundart verraten in den Einzelheiten ausgeprägten Sinn für unverfälscht lebendige Rede, lassen aber Verdichtung und Steigerung des Gehalts vermissen. Gedichte sind da und dort erschienen, vor allem in der Zeitschrift *Deutsche Dichtung* unter dem Pseudonym Heinrich Ragor. Das meiste aber behielt er bei sich zurück: er mochte spüren, daß darin der Ausdruck zarter ritterlicher Liebe zu seiner Frau, der Brugger Pfarrerstochter Ida Belart, mit dem trüben Bodensatz einer ungestillten Sehnsucht und periodischer tiefer Niedergeschlagenheit zu keinem klaren Ausgleich gekommen war und so nicht vor die Augen eines gleichgültigen Publikums gehörte.

Das Beste in Blattners Wesen: Heimatliebe und Weltweite – er verstand neben den geliebten alten Sprachen, neben Französisch, Italienisch und Englisch auch Spanisch und Russisch –, Freude an der Vielfalt der konkreten Erscheinung und dichterischer Höhenflug, wird in die anonym gewordene Arbeit am *Schweizerdeutschen Wörterbuch* eingeflossen sein. Der von innerer Unrast Verzehrte hat in ihr wenigstens zeitweise ein ruhiges Schaffensglück empfinden dürfen.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Über die Mundarten des Kantons Aargau | Vokalismus der Schinznacher Mundart*, Brugg 1890. – *De neu Her Pfarer*, Bern 1902. – *Festspiel zum Aargauischen Kantonalschützenfest 1902 in Brugg*.

LITERATUR: H. KAESLIN, *Dr. phil. Hermann Blattner*, in *Brugger Neujahrsblätter 1911*. – Nachrufe: *Basler Nachrichten*, 22. April 1910 (Dr. F. BAUR); *Neue Zürcher Zeitung*, 26. April 1910 (Dr. E. SCHWYZER).

Heinz Vogelsang 77

Blattner, Karl, von Küttigen, seit 1849 von Aarau, * 22. Dezember 1805 in Küttigen, † 30. Juni 1883 in Aarau. Jurist, Politiker. Der Sohn des Steuermeiers, Großrats, Bezirksrichters und Appellationsgerichts-Suppleanten Andreas Blattner besuchte die Küttiger Dorfschule und sollte, nach dem frühen Tode der Eltern, Schreiner werden. Doch nahm ihn sein älterer Bruder Johann, damals Basler Theologiestudent und später fast ein halbes Jahrhundert lang deutscher Pfarrer in Lausanne, 1821 mit sich nach Basel und ermöglichte ihm den Eintritt ins Gymnasium und darauf ins Pädagogium, wo Alexandre Vinet zu seinen Lehrern gehörte. Von 1824 bis 1826 war Blattner, als Klassengenosse von Augustin Keller, Schüler der Aarauer Kantonsschule und hörte auch die Vorlesungen von Troxler und Zschokke im Lehrverein, um dann zum Studium der Rechtswissenschaft wieder nach Basel (Professor Wilhelm Snell) zu ziehen und, nach einem Praktikum als Volontär auf der Gerichtskanzlei in Zofingen (1828–1830), bis 1831 die Studien in Freiburg im Breisgau (Professor Duttlinger) zu beenden. In Zofingen hatte er sich auch in der aufblühenden Turnbewegung, als Turnlehrer («Turnwart»), betätigt. In den Herbstferien 1830 bestand er in Aarau die Prüfung als Notar; 1834 wurde er als Prokurator, 1836 als Fürsprech patentiert.

Schon im Jahre des politischen Umbruches, 1831, in den Großen Rat gewählt, gehörte Blattner dieser Behörde ununterbrochen bis 1852 und nochmals 1863 bis 1864 an. Im Sturmjahr 1841 war er Großratspräsident. Der Klosteraufhebungsbeschluß vom 13. Januar ist nicht nur unter seinem Vorsitz gefaßt worden; er entsprach auch durchaus seiner persönlichen, entschieden radikalen Gesinnung. Als Vertrauensmann der herrschenden politischen Richtung ordnete ihn der Große Rat 1838 und 1842 als aargauischen Gesandten auf die eidgenössische Tagsatzung, wie dann 1849 in den Ständerat ab. Auf kantonalem Boden bekleidete

er zunächst von 1833 bis 1842 das Amt des Bezirksgerichtspräsidenten in Aarau, 1847 bis 1851 dasjenige eines Bezirksverwalters. 1849 bis 1851 arbeitete er im Verfassungsrat mit und wurde 1851 in die Regierung gewählt, die ihm die Finanzdirektion und 1856 die Baudirektion übertrug. Im Amtsjahr 1856/1857 war er Landammann. 1862 aber wurde Blattner ein Opfer der damaligen politischen Krise. Bei der Gesamterneuerung der Regierung am 21. August, bei welcher der Große Rat Emil Welti fast einhellig, Augustin Keller jedoch nur sehr knapp wiederwählte, wurde Blattner nicht mehr bestätigt. Er übernahm dann 1864 noch einmal das Aarauer Gerichtspräsidium und stieg 1869, nachdem er 1865 eine erste Wahl abgelehnt, zum Mitglied des Obergerichts auf, in dem er, während mehrerer Jahre als Präsident der Anklammer, bis zum Lebensende blieb.

Außer seinen Staatsämtern hat Blattner seine Zeit namentlich der Schule und dem Bankwesen gewidmet. Mehrere Jahre (1835–1841, 1848–1851) war er Präsident des Bezirksschulrates Aarau. Gleich bei der Gründung der Aargauischen Bank 1854 wurde er in deren Verwaltungsrat und in den Bankvorstand gewählt. Die Ersparnisgesellschaft Küttigen verdankte ihre Entstehung 1834 hauptsächlich Blattner, der ihr auch bis 1864 als Präsident vorstand. In den sechziger Jahren saß er sodann einige Zeit im Gotthardbahnkomitee und im Verwaltungsrat der Centralbahn. Mitglied des Reformierten Kirchenrates war er von 1868 bis zu dessen Aufhebung 1879.

In seinem Hause in Rombach bei Aarau, in das er 1833 die Aarauerin Elise L'Huilier († 1868) heimgeführt hatte, sah Blattner eine ansehnliche Familie erblühen, vier Söhne – unter ihnen Dr. jur. Karl Georg Otto Blattner (1834–1901, Großratspräsident 1877/1878) – und drei Töchter. Vier seiner Kinder gingen ihm im Tode voran. «Redliches Streben durch Arbeit, Sinn für das Schöne in Natur und Kunst, tiefreligiöses Gefühl auf dem Bo-

den des Christentums protestantischen Bekenntnisses und Konsequenz der freisinnigen politischen Grundsätze, unerschütterter durch widerwärtige Ereignisse, die sonst so gerne politische Wandelungen erzeugen, gehören zur Signatur dieses Gemüts und Charakters» (Nachruf).

QUELLEN UND LITERATUR: Staatsarchiv Aarau, Protokolle und Akten des Großen Rates und der Regierung. – Gedruckte Verhandlungen des Großen Rates von 1831 ff. – *Karl Blattner, Oberrichter*, Nachruf, für die Familie gedruckt, Aarau 1883. – J. HUNZIKER-BYLAND, *100 Jahre Ersparnisgesellschaft Küttigen 1834–1934*, Gedenkschrift, Rombach 1934.

Georg Boner 78

Bloch, Ambrosius, Abt von Muri, * 11. Dezember 1768 in Oensingen SO, † 5. November 1838. Absolvierte alle Studien im Kloster Muri. Profeß 22. Mai 1791, Priesterweihe 13. Januar 1793. Er war abwechselnd Lehrer an der Klosterschule und Lehrer der Theologie für den Klostersnachwuchs bis 1798 und wieder nach der Revolution, vorübergehend in der Pfarrei-seelsorge tätig, 1803 bis 1814 Bibliothekar. Als solcher wurde er 1804 vom aargauischen Finanzdepartement zur Verifikation der Privatbibliothek von Beat Fidel Zurlauben beigezogen, deren Ankauf Johann Herzog von Effingen gelungen war. Am 16. Oktober 1816 wurde er zum Abt erwählt, am 10. November benediziert. Er brachte allerdings weder eine außergewöhnliche Eignung noch eine weitsichtige Planung für das verantwortungsvolle Amt mit sich. Was seine äbtliche Regierung betrifft, müssen wir heute noch ohne wesentliche Korrektur das Urteil des mit dem Kloster befreundeten Antistes Friedrich Hurter unterschreiben: «Fromm, gewissenhaft, ein pflichtgetreuer Religiöse und dabei mit mancherlei gründlichen Kenntnissen ausgestattet, ein besorgter Vorsteher seines Gotteshauses für das Geistliche wie für das Weltliche, war er vollkommen geeignet, von dem ruhigen Gang eines wohlgeordneten Gotteshauses alles abzuwenden, was stö-

rend zwischen diesen hätte treten können; hingegen war er weder seinen Anlagen, seinen Gewohnheiten noch seinem Alter nach gewandt, regsam und welterfahren genug, um ungewöhnlichen Ereignissen oder sogar stürmenden Wettern mit Kraft und Entschlossenheit die Stirne zu bieten; so unerschütterlich er an der Ordensregel und klösterlichen Einrichtungen stets zu halten wußte, so wenig entschieden zeigte er sich bisweilen in manchem, was außerhalb dieser Bereiche lag.» Außerhalb dieser Bereiche lagen die klosterfeindlichen Maßnahmen seit 1834 und persönliche Verunglimpfungen von seiten Radikaler, die den alternden, ängstlichen, isolierten Mann verwirrten. Am 6. November 1835, noch vor der militärischen Besetzung des Freiamtes, begab sich Abt Ambros ins freiwillige Exil ins Kloster Engelberg. Die Obwaldner Regierung schützte den Abt, den die aargauischen Radikalen wegen der deutschen Schuldtitel, die er vor dem Zugriff des Staates gerettet hatte, verfolgten. Unterdessen lag die Hauptlast der Verwaltung auf den Schultern des fähigen jungen Statthalters P. Adalbert Regli, der am 5. Dezember 1838 Nachfolger des Abtes Ambros wurde.

LITERATUR: M. KIEM, *Geschichte der Benedictiner Abtei Muri-Gries*, 2. Band, Stans 1891. – R. AMSCHWAND, *Abt Adalbert Regli und die Aufhebung des Klosters Muri*, Sarnen 1956.

Rupert Amschwand 79

Bloch, Bruno, * 19. Januar 1878 in Endingen, † 10. April 1933 in Zürich. Arzt und Professor für Dermatologie. Sohn des Endinger Arztes Leman Bloch und seiner zweiten Gattin Mathilde geborene Guggenheim. Um seinen zahlreichen Kindern eine gute Ausbildung zu verschaffen, zog der Vater 1889 nach Basel, wo der hochbegabte Knabe Bruno Gymnasium und medizinisches Studium mit höchster Auszeichnung absolvierte, indem er gleichzeitig sich durch Privatstunden die Mittel zum Studium erwarb. Zu seinen Lehrern gehörten Friedrich Müller, Bumm, Hilde-

brand und der Polikliniker Massini. Von 1902 an Volontärarzt und bald regulärer Assistent an der Medizinischen Klinik unter Wilhelm His, doktorierte Bloch 1904 mit einer medizinisch-historischen Arbeit über *Die Entwicklung der Embryologie bis zu Harvey*, wandte sich dann auf Anraten von His der Dermatologie zu, bildete sich in Wien, Berlin und Paris während eines Jahres in diesem Fach aus und übernahm 1906 als Assistent der Medizinischen Klinik deren neu eingerichtete Abteilung für Haut- und Geschlechtskrankheiten. Später vervollständigte er seine Spezialausbildung durch einen Aufenthalt in Bern bei dem großen Dermatologen J. Jadassohn, dem er als seinem eigentlichen Lehrer und als Freund zeit lebens verbunden blieb. 1908 habilitierte sich Bloch an der Basler Medizinischen Fakultät mit einer Arbeit *Zur Lehre von den Dermatomykosen*, 1909 erhielt er den Lehrauftrag für die Klinik der Haut- und Geschlechtskrankheiten, wurde 1913 außerordentlicher Professor und 1914 Leiter der neu eingerichteten, selbständigen Dermatologisch-Venereologischen Klinik am Basler Bürgerspital. – Die Universität Zürich berief Bruno Bloch 1916 als ordentlichen Professor für Dermatologie und übertrug ihm die Aufgabe, auch in Zürich dem jungen Fache eine klinische und wissenschaftliche Stätte zu schaffen. Nach seinen Angaben wurde die große, 1924 eingeweihte Dermatologische Universitätsklinik erbaut und eingerichtet, der er als Direktor vorstand. Dort wirkte er in rastlosem Schaffen als Forscher von internationalem Rufe, als Arzt und als Hochschulprofessor bis zu seinem frühen Tode im Jahre 1933. Einer 1930 an ihn ergangenen Berufung an die große Berliner Universität hatte er nicht Folge geleistet, wie auch nicht früheren Rufen nach Bern, Wien und Tokio. – Seiner 1912 mit Marguerite Bollag aus Basel geschlossenen Ehe sind drei Töchter entsproßen.

Das wissenschaftliche Werk Bruno Blochs, zu dem er neben der Leitung der großen Klinik und einer ausgedehnten Pri-

vatpraxis noch Zeit fand, ist groß und reich an bedeutenden Ergebnissen; 121 eigene Veröffentlichungen und 181 Arbeiten seiner zahlreichen Schüler legen Zeugnis davon ab. Seine besondere Vorliebe für biochemische Probleme zeigt sich in fast allen seinen Arbeiten. Die ersten wichtigen Forschungen betrafen das Gebiet der Hautpilzkrankungen (Dermatomykosen); sodann erforschte er in grundlegender Weise die Beziehungen zwischen Hautkrankheiten und Gesamtorganismus, nämlich die Probleme der Immunitäts- und Überempfindlichkeitsreaktionen (Allergie, Idiosynkrasie, Ekzeme, und andere). Das bedeutendste wissenschaftliche Verdienst Blochs betrifft seine Abklärung der Verhältnisse bei der Pigmentbildung und die Entdeckung der daran beteiligten Dopa-Oxydase; zusammen mit seinen Schülern hat er in zahlreichen Arbeiten die Pigmentverhältnisse in allen ihren normalen und pathologischen Einzelercheinungen, sowohl in der Haut als auch in andern Geweben (Auge), durchuntersucht und klar gestellt. Einen großen Teil seiner Arbeitskraft widmete er ferner der Krebsforschung (experimentelle Krebserzeugung, Röntgenkrebs, Chemotherapie des Krebses). Auf sozialem Gebiete hat er sich bleibende Verdienste erworben durch die von ihm angeregte Gründung der «Schweizerischen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten» im Jahre 1918, an deren Arbeit er fortlaufend aktiven Anteil nahm, sowie durch die auf seine Initiative hin 1920/1921 erfolgte Durchführung einer Enquête über den Stand der Geschlechtskrankheiten in der Schweiz.

Außerordentliche geistige Beweglichkeit und Ideenfülle, überwacht durch strenge Selbstkritik, Begeisterung für die Forschung, absolutes Wahrheitsbedürfnis, Zielstrebigkeit und zähe Beharrlichkeit im Verfolgen einer einmal als aussichtsreich erkannten Problemstellung, natürlicher Instinkt für das Realisierbare und großes Geschick in der Formulierung der Fragen charakterisieren den Forscher Bruno Bloch. Den Menschen zeichneten lebhaf-

tes Temperament, schlagkräftiger Witz, vornehme Gesinnung, große Güte und Liebe zu Natur und Kunst, insbesondere zur Musik, aus. Seine Gabe, die Dinge klar zu sehen und verständlich darzustellen, machten Bloch zum hervorragenden akademischen Lehrer, an dem die Schüler, für deren Wohl er stets besorgt war, mit großer Verehrung hingen.

VERÖFFENTLICHUNGEN: Ein vollständiges Verzeichnis der Arbeiten von BRUNO BLOCH ist in der Bibliothek der Dermatologischen Universitätsklinik in Zürich vorhanden. Als zusammenfassende Veröffentlichungen seien hier genannt: *Haut und Stoffwechsel*, in *Verhandlungen der Gesellschaft für Verdauungs- und Stoffwechselkrankheiten*, V. Tag, Wien 1925. – *Über die Beziehungen zwischen Hautkrankheiten und Gesamtorganismus*, in *Karlsbader ärztliche Vorträge* 1927, Band 9, S. 478. – *Pathogenese des Ekzems*, in *Archiv für Dermatologie und Syphilis*, Band 145, S. 34. – Die drei Artikel im *Handbuch der Haut- und Geschlechtskrankheiten* von J. JADASSOHN: *Das Pigment* (Band 1), *Allgemeine und experimentelle Biologie der durch Hyphomyzeten erzeugten Dermatomykosen* (Band 11) und *Die Trichophytide* (Band 11). – *100 Jahre Dermatomykosenforschung*, in der *Festschrift der Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift zur Jahrhundertfeier der Zürcher Universität*, 1933, S. 404.

LITERATUR: G. MIESCHER, in *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 672, vom 12. April 1933, und in *Schweizerische Medizinische Wochenschrift*, 1933, Nr. 23, S. 576. – W. LOEFFLER, in *Bericht über das akademische Jahr 1932/33 der Universität Zürich*, S. 113, und in *Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft*, Altdorf 1933, S. 500–5. – *Basler Nachrichten*, Nr. 101 vom 11. April 1933. – *National-Zeitung*, Nr. 170 vom 11. April 1933. – *Dermatologische Wochenschrift*, Leipzig, Band 97, Nr. 28, S. 1076. – *Zentralblatt für Haut- und Geschlechtskrankheiten*, 44. Band, Heft 13, S. 798. – Nekrologe in mehr als sechzig Zeitungen und Zeitschriften aus aller Welt.

Florence Guggenheim-Grünberg 80

Bloch, P. Meinrad (Josef), * 14. Dezember 1762 in Oberbuchsitten SO, † 26. September 1831 in Muri, Mönch daselbst. Sohn des Peter Jos. Bloch, Müller. Brüder: Abt Augustin Bloch in Fisingen (1751

bis 1815, Abt seit 1776), P. Ambros in Einsiedeln (1744–1822), P. Josef in St. Gallen (1754–1799), P. Fintan, Kapuziner (1752–1830). Seine Studien machte P. Meinrad in Solothurn, Einsiedeln und Muri, wo er am 6. Januar 1783 die Mönchsgelübde ablegte. Am 23. Dezember 1786 in Konstanz zum Priester geweiht. Stiftsarchivar ab 1787, 1790 Philosophieprofessor, 1792 Pfarrer von Muri; 1794 bis 1798 Pfarrer in Bünzen. Da er in der Frage des Bürgerreides eine sehr konsequente Haltung einnahm, fiel er bei der Regierung in Ungnade, kehrte ins Kloster zurück, übernahm dort das Amt des Subpriors. Während der Revolutionszeit, da die Vorgesetzten nach Deutschland deportiert waren, setzte P. Meinrad seine ganzen Kräfte für die Erhaltung der Abtei ein. Wenn Muri nicht der Säkularisation anheimfiel, so dürfte dies sein wesentliches Verdienst sein. Sowohl seine ausgedehnten Kenntnisse der Kloster- und Zeitgeschichte wie auch seine vielseitigen Beziehungen zu bedeutenden Persönlichkeiten des Staates, der Wissenschaft und Kirche setzte er unermüdlich zum Nutzen des Klosters ein. Dabei zeigte er trotz der konsequenten Verfechtung der Rechte des Klosters und kirchentreuer Haltung gegenüber den brennenden Zeitproblemen Aufgeschlossenheit. Schon seit den neunziger Jahren bewies er vor allem Schulproblemen gegenüber besonderes Interesse; so wurde er zum Schulinspektor und zum Schulpräsidenten des Bezirkes Muri aufgestellt. Tatkräftiger Verfechter der Erweiterung der Klosterschule; war mit dem Schaffhauser Antistes Friedr. Emanuel Hurter (1787 bis 1865) der geistige Urheber des Planes eines gemeinsamen wissenschaftlichen Unternehmens der schweizerischen Benediktiner- und Zisterzienserabteien. Seit dem Jahre 1810 war ihm zudem die zeitliche Verwaltung des Klosters als Statthalter übertragen. In dieser Stellung leistete P. Meinrad Bloch im Laufe der einundzwanzigjährigen Amtstätigkeit der Abtei unschätzbare Dienste.

VERÖFFENTLICHUNGEN: Gedruckte Werke fehlen, dagegen sind uns nebst den zahlreichen interessanten Briefen verschiedene handschriftliche Arbeiten erhalten geblieben. Davon seien hier erwähnt: *Bemerkungen über die Besetzung der Regularpfründe Egenwil* (Geschichte der Inkorporierung). – *Untersuchung über das Einkommen und die Güter der Pfarrkirche und Pfarrpfründe Muri* (kurze Geschichte der Pfarrei). – *Relation über meine Reise nach Aarau, den 14. und 15. Februar 1810*, Fol., 32 S. – *Rechte eines Gotteshauses Muri über den Werwilerhof zu Büttikon und dem sogenannten dazugehörigen oberen Bärenmos-Holz*. – *Bemerkungen über das Jahrbuch von Hermetschwil*, 1789. – *Gefälle des fürstlichen Stift Muri in St. Michaelsamt zu Schongau und Rüdikon* (Geschichte der Muri-güter daselbst seit der Gründung des Klosters bis etwa 1790). – *Reisebericht nach St. Gallen, 1781* (zur Primiz seines Bruders P. Josef). – *Gründe für und wider den Eyd der Freiheit und Gleichheit und Beleuchtung des Eyd der Freiheit und Gleichheit aus Barruels Geschichte der Klerisei in Frankreich*. – *Salus populi suprema lex! oder Das Heil des Volkes muß als das höchste Gesetz gelten* (Vortrag oder Abhandlung, 8 S.).

LITERATUR: P. RUPERT AMSCHWAND, *Abt Adalbert Regli und die Aufhebung des Klosters Muri*, 1956. – *Scriptores Ordinis S. Benedicti, qui 1750–1880 fuerunt in Imperio Austriaco-Hungarico*, Vindobonae 1881, S. 23.

Adelhelm Rast 81

Bloesch, Charles, * 24. Oktober 1818 in Mülhausen, † 9. August 1908 in Laufenburg, Dessinateur, hervorragender Zeichner und Maler von Insekten, speziell Schmetterlingen, Insektenforscher. Stammt väterlicher- wie auch mütterlicherseits von Bernerfamilien ab. Der Großvater betrieb in Mörigen bei Nidau das Handwerk eines Töpfers. Er wanderte im letzten Dezennium des 18. Jahrhunderts nach Mülhausen aus, um ein kleines Industrieetablisement zu eröffnen. Dessen Sohn Samuel, also Bloesch's Vater, wurde nach Schulaustritt mit 13 Jahren zu einem Blumenmaler in die Lehre gegeben. Er hatte für verschiedene Fabriken die Zeichnungen für den Stoffdruck anzufertigen. Die Französische Revolu-

tion und die Napoleonischen Kriege vereitelten aber alle weiteren Pläne. Er kam zuerst in ein Schweizerregiment, später zu den Husaren. Nach 22 Jahren Kriegsdienst tauchte er wieder in Mülhausen auf, übernahm bei einem Stoffdruckfabrikanten einen Vertrauensposten und verheiratete sich mit einer Waadtländer Lehrerin, Rosine Decker. Der Ehe entsprossen drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen. Charles war der ältere der beiden Brüder. Die große Liebhaberei des Vaters für Blumen ging auch auf den Sohn über. Ein Verwandter gab entscheidende Anregungen für die Schmetterlingskunde.

Nach der Schulzeit kam Bloesch-Sohn in dieselbe Fabrik, in welcher der Vater viele Jahre lang gewirkt hatte. Eine große zeichnerische Begabung machte sich schon früh bemerkbar. Mit 17 Jahren reiste er im Auftrage seines Arbeitgebers nach Paris, um der dortigen Filiale vorzustehen. Nebenbei wurde die Blumenmalerei eifrig betrieben und Unterricht bei dem berühmten Blumenmaler Van Daël genommen. Daneben Besuch einiger Vorlesungen in der Sorbonne und im Conservatoire des Arts et Métiers. In Paris machte Bloesch Bekanntschaft mit Iwan von Tschudi, später auch mit dessen Bruder Friedrich (dem nachmaligen Verfasser des berühmten *Tierlebens der Alpenwelt*). Mit beiden befreundete er sich.

Nach drei Jahren Pariser Aufenthalt Rückkehr nach Mülhausen. Bald quittierte Bloesch aber die Stelle und ging 1842 nach Berlin. Ein auf einer Exkursion zugezogener Unfall zwang schließlich zu einer Beinamputation. 1844 wieder in Mülhausen, bald darauf in Glarus in der Zeugdruckindustrie tätig, doch wegen primitiver Arbeit nicht befriedigt, darum nach dreijähriger Anstellung Wegzug und Übernahme einer Stelle als Dessinateur in Claye bei Paris. Verehelichung mit Caroline Ehrhardt aus Mülhausen.

Durch die 48er Revolution schwere Stockung der Geschäfte. Später eröffneten beide Brüder ein eigenes Atelier in

Paris, das ausgezeichnet florierte. 1851 reiste Charles Bloesch wieder nach Mülhausen zurück, um ein vorteilhaftes Engagement bei einem dortigen Fabrikanten anzunehmen. Die Brüder Bloesch trugen in der Folge zum Emporkommen der Mülhauser Zeugdruckindustrie wesentlich bei. Entomologische Studien wurden wieder aufgenommen, Schmetterlinge gezeichnet und gemalt. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/1871 wurden die Verhältnisse in verschiedener Hinsicht unerquicklich. 1875 Umzug nach Laufenburg, wo Bloesch schon Jahre vorher ein Grundstück gekauft und sich ein Haus hatte errichten lassen.

Bald in den Gemeinderat gewählt. Während sechs Jahren meist auch als Vizeammann tätig. 30 Jahre lang Mitglied der Schulpflege, zuletzt deren Präsident. 1878 stirbt seine erste Gattin. Bloesch verehelichte sich 1883 ein zweites Mal (mit Magdalena Häfele); aus dieser Ehe zwei Söhne, welche in des Vaters Fußstapfen traten.

Entomologische Studien wurden neuerdings betrieben. Das Sammeln von Insekten erstreckte sich über sämtliche Ordnungen. Bloesch interessierte sich besonders für die Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den verschiedenen Gruppen. Durch Kauf und Tausch wurden auch exotische Arten erworben, welche die einheimische Sammlung zweckmäßig ergänzten. Die Schmetterlingsmalereien erfuhren in der Folge eine intensive Fortsetzung. So wurden nach und nach gegen 1200 Exemplare in vier Alben meisterhaft abgebildet. Ein ergänzender Sammelband brachte in minutiöser Zeichen- und Maltechnik Kerfe zur Darstellung. Nach Beendigung dieser mit höchster handwerklicher Kunst ausgeführten Malereien wurde die gesamte Schmetterlingssammlung der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft als Geschenk überreicht.

Mit 80 Jahren machte sich Bloesch noch an das Zeichnen und Malen seiner umfangreichen Käfersammlung, die er aber nur noch auszugsweise zu bewältigen vermochte. Immerhin füllen diese eben-

falls bravourös gemalten Tafeln drei Bände. Ein ergänzender Sammelband beschäftigt sich mit den Schnabelkerfen, den Netz- und den Geradflüglern. Dieses vierbändige Prachtswerk ist der Gattin gewidmet und trägt den Titel *Entomologisches Bilderbuch*, nach der Natur gezeichnet von Charles Bloesch in Laufenburg.

Leider konnte bis jetzt von diesem ausgezeichneten Abbildungswerk aus finanziellen sowie drucktechnischen Gründen noch nicht viel veröffentlicht werden. Zwei Serien ausgewählter Stücke aus dem Gesamtwerke wurden im Jahre 1955 von der Firma Hoffmann-La Roche & Co. AG in Basel zu Reklamezwecken reproduziert. Professor Handschin (Basel) verfaßte zu diesen Bildern den notwendigen Begleittext.

Neben dem Malen oblag seinerzeit Bloesch auch noch eifrig dem Insekten sammeln. Das Hauptinteresse konzentrierte sich schließlich auf die Cynipiden (Gallwespen), die Braconiden (Schlupfwespenverwandte) und die Ichneumoniden (Echte Schlupfwespen) aus der Umgebung von Laufenburg. Die Hymenopteren Sammlung erhielt dadurch einen bedeutenden Umfang. Ungezählte Beobachtungen wurden gemacht, auch Kulturversuche im Freien ausgeführt. Die diesbezüglichen Studien stellen einen nicht unwichtigen Beitrag zur Insektenfauna und Tiergeographie der Schweiz dar.

In der Präparation von Insekten war Bloesch von größter Sorgfalt und Genauigkeit. Er beobachtete, zeichnete und malte mit nie erlahmender Ausdauer. Als Fröhen aufsteher bewältigte er ein staunenswertes Tagespensum. Von 1881 an Mitglied der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft, von 1885 an auch in der Schweizerischen Entomologischen Gesellschaft. Dem Naturhistorischen Museum in Aarau testierte er seine gesamte Insekten Sammlung, mit Ausnahme der Hautflügler.

Zeit seines Lebens brauchte dieser hochtalentierete Künstler zum Lesen und Zeichnen nie eine Brille. Noch bis zu sei-

nem 89. Lebensjahre erteilte er dem jüngsten Sohn künstlerischen Unterricht. Eine Menge prachtvoll gezeichneter Studienblätter aus dem Gebiete der Pflanzenwelt darf auch heute noch als eine sehr achtenswerte, ja hohe Leistung gelten. Sie zählt bedeutend mit in dem bewunderungswürdigen Lebenswerk dieses stets bescheidenen, rastlos tätigen, durch ein umfassendes Wissen sowie ein außergewöhnliches Können ausgezeichneten Mannes.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Observations sur la transformation de l'Hydrocyphon deflexicollis Mull.*, in *Petites Nouvelles Entomologiques I* (1874) Nr. 100. – *Deux excursions dans le canton de Glaris*, in *Petites Nouvelles Entomologiques I* (1875) Nr. 126. – *Quelques notes hyménoptérologiques*, in *Feuille des Jeunes Naturalistes*, III^e Série (1895) Nr. 293, 294. – *Demonstration von Torymiden*, in *Mitteilungen der Schweizerischen Entomologischen Gesellschaft XI* (1903) Heft 1. – *Einige Notizen über Cynipiden und Chalcidier aus der Umgebung von Laufenburg*. Mit Verzeichnis einiger in hiesiger Gegend vorkommenden Cynipiden und ihrer Parasiten, in *Mitteilungen der Schweizerischen Entomologischen Gesellschaft XI* (1903) Heft 1. – *Une observation biologique*, in *Mitteilungen der Schweizerischen Entomologischen Gesellschaft XI* (1903) Heft 1, S. 54. *Verzeichnis einiger Braconiden und Ichneumoniden aus der Umgebung von Laufenburg (Aargau)*, in *Mitteilungen der Schweizerischen Entomologischen Gesellschaft XI* (1906) Heft 5.

LITERATUR: Nekrolog: *Zur Erinnerung an Charles Bloesch 1818–1908*, in *Mitteilungen der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft 1909*. – Privatdruck: *Charles Bloesch, 1818–1908*. D'après des notes personnelles et la tradition existant dans sa famille (Verfasser: ALFRED BLOESCH, Basel 1942). – Dr. PFISTER, in der *Ernte 1941*, Verlag Reinhardt, Basel (kleine Notiz mit Wiedergabe eines von Bloesch gemalten Apollofalters).

Mathias Hefti-Gysi 82

Bodenmüller, Beat, * 1795 oder 1796 in Einsiedeln, † 1836 in Baden, Bildhauer und Medailleur. Bodenmüller verbrachte die Jugendjahre in Einsiedeln, kam dann nach Mellingen und hierauf als Zeichnungslehrer nach Baden. Hier befreun-

dete er sich mit dem Basler Maler Kelterborn. In Baden wohnte Bodenmüller im Hause seines Gönners, des Kurarztes Dr. J. A. Minnich. Seine erste Verlobte starb kurz vor der Verheiratung. Nach seiner zweiten Verlobung mit einer Tochter des Sankt-Galler Statthalters in Walenstadt, Franz Josef Benedikt Bernold, starb Bodenmüller selbst. Bodenmüller war in erster Linie Schöpfer von Medallions in Alabaster mit den Porträts bedeutender Zeitgenossen. So stellte er dar: Viktor von Bonstetten, Père Girard, Joh. Jak. Heß, Ludwig Adam Kelterborn, Heinrich Zschokke, Hans Georg Nägeli, Joh. Caspar von Orelli, Heinrich Pestalozzi, Paul Usteri, Paul Vital Troxler, Ludwig Vogel, Joh. Hch. von Wessenberg, Joh. Ant. Federer, Dr. J. A. Minnich und Frau. Größere plastische Arbeiten schuf er mit den Büsten von Pestalozzi und Usteri, die besonders in Abgüssen weit verbreitet waren. Ferner ist zu nennen der Grabstein des Pfarrers Marx Albrecht in der Kirche zu Ammerswil bei Lenzburg. Auch kunstgewerbliche Gegenstände führte Bodenmüller mit Geschick aus. Am bekanntesten ist die im Museum St. Gallen befindliche symbolische, 55 cm hohe, in Buchsbaumholz geschnitzte «Monstranz» in neugotischem Stile. 1833 schuf er einen mit religiösen und pädagogischen Motiven reich verzierten Becher, für den die Stadt Baden 480 Franken zahlte, um ihn dem aus Baden scheidenden, als Rektor der Kantonschule nach St. Gallen berufenen Josef Anton Federer zu schenken. Der Becher wurde 1834 während des Schützenfestes in Zürich im Zunfthaus zur Meise und 1835 auch in einer zürcherischen Kunstausstellung gezeigt.

Bodenmüller war als Bildhauer und Medailleur Vertreter des Klassizismus und Gotizismus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; besonders seine kleineren Arbeiten wirken sehr edel und harmonisch. Die Figuren des Oberbaues der erwähnten «Monstranz» «gehören zum Besten, was jene Zeit hervorbrachte; sie sind von

klassischer Haltung, anmutig bewegt und wirklich beseelt» (Rittmeyer). Sein Bestes gab Bodenmüller mit den Miniatur-Alabasterreliefs, die große Naturtreue mit feiner Stilisierung und klassischer Harmonie verbinden.

LITERATUR: *Schweizerisches Künstler-Lexikon I*, 158. – M. PFISTER-BURCKHALTER, *Kelterborns frühe Basler Jahre*, in *Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 7 (1945) 128–34. – D. RITTMAYER, *Die neugotische «Monstranz» von Beat Bodenmüller*, ebendort 8 (1946) 108–9. Bei allen drei zitierten Artikeln weitere Quellenangaben. – Briefe BODENMÜLLERS an Professor J. A. FEDERER in der Vadiana, St. Gallen.

Ulrich Münzel 83

Bohler, Otto, von Seengen, Mathematiker, * 5. August 1879, † 26. Mai 1955. Otto Bohler ist als Sohn des Bezirkslehrers Gottlieb Bohler in Aarburg aufgewachsen und besuchte nach Absolvierung der dortigen Schulen die Kantonsschule in Aarau, um hierauf an der Polytechnischen Hochschule in Zürich Mathematik zu studieren. Am 7. August 1902 erhielt er das Fachlehrerdiplom mathematischer Richtung auf Grund einer Untersuchung *Über algebraische Flächen positiver Krümmung*, war dann während vier Jahren Assistent von Prof. Dr. A. Hirsch und doktorierte, seine Studien fortsetzend, im Jahre 1905 unter Prof. Dr. A. Hurwitz an der Universität Zürich mit einer Arbeit *Über die Picard'schen Gruppen aus dem Zahlkörper der dritten und der vierten Einheitswurzel*.

Zunächst war Otto Bohler Hilfslehrer für Mathematik an der Kantonsschule und an der Höheren Töcherschule in Zürich sowie am Lehrerseminar in Küsnacht. Im Herbst 1908 wurde er als Lehrer für Mathematik und Physik an die Kantonsschule in Chur gewählt. Da ihm das Lehramt nicht zusagte, trat er schon nach anderthalb Jahren bei der Firma Gmür & Co., Fabrik für den Bau elektrotechnischer Apparate, in Schänis in Stellung, wo er zuerst in der kaufmännischen Abteilung und bald darauf als Elektroingenieur im technischen Betrieb tätig war.

Im Jahre 1921 fand Dr. Bohler ein neues Wirkungsfeld in Genf, zunächst als Elektroingenieur in der Firma Cuénod & Co. und von 1926 an in verschiedenen Genfer Handelsfirmen. 1935 übernahm seine Frau Emma geborene Bohler, gestorben 4. März 1957, eine Familienpension in Céligny, was ihm die Muße verschaffte, sich fortan mathematisch-philosophischen Studien zu widmen. Allerdings arbeitete er in einem gewissen geistigen und wissenschaftlichen Vakuum ohne persönliche akademische und menschliche Bezogenheit, was sich – nach seinem eigenen Urteil – nachteilig auf seine Arbeiten auswirkte. Er versuchte deshalb durch eine ausgedehnte wissenschaftliche Korrespondenz prominente Physiker, Mathematiker und Philosophen des In- und Auslandes für seine nicht leicht erfaßbaren Gedankengänge zu interessieren, so Professor Wilhelm Heisenberg in Leipzig, Professor Richard Herbertz in Bern, Dr. Eduard von Mayer in Minusio, Prof. Dr. A. Hirsch in Zürich und andere. Den Gedankenaustausch mit seinem Studienfreund, dem bedeutenden aargauischen Physiker Prof. Dr. Jakob Kunz in Urbana (Illinois), nahm er zu spät auf, um von dieser Verbindung wissenschaftlich profitieren zu können. (Professor Kunz starb am 18. Juli 1938; eine Kurzbiographie findet sich in diesem Band). Die Erfolglosigkeit eines andauernden Kontaktes mit kritischen Köpfen der Wissenschaft kann als eigentliche Tragik im Leben Otto Bohlers bezeichnet werden, der sich allerdings dadurch nicht abhalten ließ, den Faden seiner Erkenntnisse und Einsichten konsequent weiterzuspinnen. Ausgehend von den Theorien von Hertz und Maxwell, zum Teil im Gegensatz zu Einstein, glaubte er eine für die Umgestaltung und Erweiterung des wissenschaftlichen Weltbildes und Denkens wichtige Entdeckung gemacht zu haben, nämlich die logische Möglichkeit einer «Rationalen Synthese», die sich aus der Vierheit von Zahl–Raum–Zeit und Stoff ergibt, und die letzten Unbekannten der physikalisch-mechanischen Axioma-

tik und der mathematisch-philosophischen Erkenntnistheorie eliminiert. Die eigentliche Konsequenz dieses Denksystems wäre der Beweis einer Einheit von Geist und Materie. Seine Überlegungen stützte Dr. Bohler hauptsächlich mit Formeln aus seinem engeren Forschungsgebiet der höheren Mathematik, nämlich der Arithmetik, die er außerdem durch eine annähernde Lösung des sogenannten Trachtenberg-Problems über das Wesen der Zahl zu bereichern hoffte. Die philosophischen Studien brachten Otto Bohler zwangsläufig auch mit Problemen der Religion, Soziologie und Nationalökonomie in Berührung, denen er verschiedene Abhandlungen widmete.

Die Früchte seiner intensiven zwanzigjährigen Gedankenarbeit hat er in einer stattlichen Reihe maschinengeschriebener Einzelstudien niedergelegt, die er zu sieben umfangreichen Werken verdichtet hat: 1. *Die Synthese von Raum und Zeit*. 2. *Die Rhythmus-Synthese; Harmonie und Rhythmus als Weltphänomene*. 3. *Die kosmischen und die analytischen Werte der Funktion: Harmonie und Rhythmus*. 4. *Intuitivismus, die Ideologie der wissenschaftlichen Theorie*. 5. *Nostradamus, oder was heißt: Erkennen*. 6. *Le rêve de Faust sur l'Univers vivant*. 7. *La Théorie des Pulsations Modulées; une Synthèse Rationnelle de l'Univers*. Um die Veröffentlichung seiner Schriften hat sich Otto Bohler nie ernstlich bemüht, da er selbstkritisch genug war, das Fragmentarische seiner Theorien einzusehen. Dem Wunsch, sein Lebenswerk in einem öffentlichen Institut für die mathematisch-philosophische Forschung zur Verfügung zu halten, ist die Kantonsbibliothek Aarau nachgekommen, die das wohlgeordnete, etwa 150 Manuskripte umfassende Œuvre Dr. Otto Bohlers in ihren Handschriftenbestand aufgenommen hat. Einige Titel mögen als weitere Hinweise auf seine weitgesteckten Forschungsziele dienen: *Die Urfunktion, das rationale Phänomen der Raum-Zeit-Synthese; Die rationale Erfassung des mathematischen Prinzips der Wahrscheinlich-*

keit; Zum allgemeinen Relativitätsprinzip von Einstein: die Erkenntnis der Zeitinvarianten; Eine Kritik der speziellen Relativitätstheorie: die Singularisationserscheinung an den Lorentz-Transformationen; Mystik des Rationalismus; Rationales Erkennen als Einheit von Philosophie, Wissenschaft, Glauben und Dogma; Von transzendtem zu rationalem Begreifen; Durchbruch in das absolute Sein der Welt und ihrer Dinge; Die Geltendmachung von Zaratest-Lewupsky an der empirisch-realen Wirklichkeit; Das Zeichen für das Ding; Das Gesetz der Form nach dem Logikcalcul. – Einheit und Allheit, die zwei Pole der Mannigfaltigkeit der Zahlobjekte des Proportionalitäts- oder Kerngesetzes; Die Synthese des Inhaltes der Einheit der arithmetischen «1» im Bereich der absoluten ganzen Zahlen; Der Zahlbegriff und die arithmetische Funktion als kosmische Rhythmus-Funktion; Ein mechanisch-optisches Equivalent über den Bereich der absoluten ganzen Zahlen; Das Problem der Zusammengesetztheit der Zahl. – Rationalismus der wirtschaftlichen und sozialen Ordnung; Die technische Äquivalenz der Wirtschaftsfunktion; Das Kriterium der rationalen Lösung des Gesellschafts-Problems usw.

QUELLEN: Autobiographische Notizen von Dr. O. BOHLER. – Persönliche Mitteilungen aus dem Familienkreis. – Manuskripte.

Nold Halder 84

Bohnenblust, Albrecht, von Aarburg, * 21. Januar 1770 in Aarburg, † 7. November 1841 daselbst. Während der ersten Jahrzehnte des aus der Mediationsverfassung hervorgegangenen Kantons Aargau spielte dieser Mann als erfahrener Politiker und Verwaltungsfachmann eine bedeutende Rolle. Man begegnet seinem Namen im Zusammenhang mit allen wichtigen zeitgenössischen Begebenheiten sowohl im Kanton als namentlich auch in seiner Heimatgemeinde. Noch im letzten Jahrzehnt des Berner Regimentes war Bohnenblust in Aarburg als öffentlicher Notar tätig, um nach dem großen Umsturz zum Mitglied und Präsidenten der

ersten Munizipalbehörde und des später folgenden Gemeinderates gewählt zu werden, dessen Vorsitz er bis 1810 innehatte. Während der Helvetik versah er auch das Amt eines Bezirkseintnehmers. Nach seinem Rücktritt als Stadttammann amtete er noch viele Jahre als Stadtschreiber und Notar, 1816 bis 1830 als Bezirksrichter in Zofingen, bekleidete 1830/1831 das Amt eines Appellationsrichters und war 1808 bis 1814 und 1815 bis 1841 Mitglied des Großen Rates. Seine öffentliche Wirksamkeit beschloß der entschieden radikale Politiker als Mitglied des aargauischen Regierungsrates, welcher Behörde er, als Präsident der Rechnungskommission, dann auch der Armenkommission von 1831 bis zu seinem Ableben angehörte.

NEKROLOG: *Der Schweizer-Bote* vom 13. November 1841.

Jakob Bolliger 85

Boll, Jakob, von Berg-Dietikon (nördlich des Mutschellers gelegen), * 29. Mai 1828 in Würenlos (Bezirk Baden), † 29. September 1880 im westlichen Texas, auf der Suche nach vorweltlichen Tierresten; Apotheker und Naturforscher. Aus bäuerlicher Herkunft, Schulbildung an der Bezirksschule Bremgarten und an der Aargauischen Kantonsschule. Später pharmazeutische Studien in Jena. 1853 Staatsexamen und Patent als Apotheker. Ließ sich in Bremgarten nieder, erwarb die dortige Apotheke.

Boll besaß ein vielseitiges Interesse für alles Naturwissenschaftliche, besonders für die Botanik und Entomologie. War der geborene Sammler, auch unermüdlich im Suchen und von großer Ausdauer. Ein wunderbar scharfes Auge und ein umfangreiches, vielseitiges Wissen, das er sich spielend aneignete, zeichneten ihn aus.

Er benutzte jede freie Stunde zu Exkursionen in der Umgebung von Bremgarten, besonders ins Bünzer Moos. Eine Frucht derselben ist das im Jahre 1869 und durch J. J. Christen, Aarau, edierte *Verzeichnis der Phanerogamen- und Kryptogamen-Flora von Bremgarten und den an-*

grenzenden Gebieten. Verschiedene Hochgebirgsreisen studienhalber. Mit dem damaligen Senior der schweizerischen Schmetterlingsforscher, Professor H. Frey in Zürich, erforschte er das Gebiet des Albulapasses (1875), half tatkräftig und erfolgreich mit, das Studienwerk des letzteren über *Die Tineen und Pterophoren (Schaben und Federmotten) der Schweiz* unter Dach zu bringen.

Er unterrichtete während einiger Zeit neben dem Apothekerberuf an der Bezirksschule in Bremgarten, beteiligte sich auch an den Arbeiten über die Gletscherbildungen im Aargau, welche durch Professor Mühlberg in Aarau angeregt worden waren. Boll lieferte weiterhin Beiträge zu allen in damaliger Zeit erschienenen Arbeiten über schweizerische Falter.

Im Sommer 1869 verkaufte er die Apotheke (die Kleinstadt war ihm zu eng geworden) und zog nach Texas (USA), wohin seine Eltern und nächsten Verwandten schon vor langer Zeit ausgewandert waren. Nach 18monatiger Sammlertätigkeit lernte er Agassiz kennen. Derselbe hatte eine Professur an der Universität Boston-Cambridge inne und genoß höchstes Ansehen. Boll verkaufte ihm die gesamte Ausbeute an Insekten. Den übrigen Teil erwarben die Museen von Hamburg, Berlin, Wien und München. Agassiz erkannte rasch die ungewöhnliche Tüchtigkeit des Mannes. Er stellte ihm die sichere Anstellung als Kustos an der riesigen Naturaliensammlung des Harvard College in Aussicht.

Nach kurzem Aufenthalt in der Schweiz kehrte Boll im Hochsommer 1871 zu Agassiz zurück, mußte aber bald wegen schwerer Erkrankung seiner Frau neuerdings in den Aargau kommen. Vorher noch während zwei Monaten eine erfolgreiche Sammler- und Forschertätigkeit, vor allem auf dem Gebiete der Kleinschmetterlinge. Gemeinsam mit Professor Frey später in der *Stettiner Entomologischen Zeitschrift* (1876) die treffliche Arbeit veröffentlicht: *Einige Tineen (Motten) aus Texas*.

Nach dem Tode der Gattin wechselte Boll definitiv nach Amerika hinüber (1875). In der neuen Heimat betrieb er intensiv die naturkundliche Durchforschung. Was er an Sammelgut zusammenbrachte, verkaufte er an die Museen von Boston-Cambridge und Philadelphia sowie nach England und Deutschland. Verschiedenes kam auch geschenkweise an unser Aargauisches Naturhistorisches Museum.

Wegen des plötzlichen Todes von Agassiz und eines nachfolgenden Personalabbaus ging für Boll die in Aussicht gestellte Beamtung als Kustos der großen Universitätssammlung verloren.

Durch Dr. Cope in Philadelphia wurde er aber später veranlaßt, im Westen der Union nach prähistorischen Tierresten zu suchen. Die erste Expedition verlief erfolgreich. Auf der zweiten erkrankte Boll tödlich. Er erlag einem schweren Unterleibsleiden, fern den Seinen und 50 Meilen von der nächsten Ansiedlung, am Red River im Wilbarger County. Boll besaß berechnete Hoffnungen, die angesehene Stellung eines Staatsentomologen von Texas zu erhalten. Der tragische Tod vernichtete alles. "He died in harness at the post of duty" (Er starb in voller Ausrüstung in Erfüllung seiner Pflicht) sagte der Nachruf in einer amerikanischen Zeitung.

Boll war ein durchaus ehrlicher und liebenswürdiger Mensch, von nobler Gesinnung und großer Uneigennützigkeit. Auch andere hohe Qualitäten fielen Agassiz sofort auf: Eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe, rasche Entschluß- und Anpassungsfähigkeit, ein ungewöhnlicher Spürsinn als Sammler und Forscher, der nie erlahmende Fleiß und eine große Beharrlichkeit im Verfolgen der gesteckten Ziele.

VERÖFFENTLICHUNGEN: Außer den im Text genannten, verschiedene Artikel in amerikanischen Zeitungen über BOLLS engere Forschungsgebiete.

LITERATUR: Professor H. FREY, *Jacob Boll, ein schweizer'scher Naturforscher*, in *Mitteilungen*

der Schweizerischen Entomologischen Gesellschaft VI (1880) Heft 2, S. 47–51. – Dr. H. CUSTER, *Nekrolog von Jakob Boll*, in *Mitteilungen der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft 1882*, III. Heft, S. 192–3. – SAMUEL WOOD GEISER, *Naturalist of the Frontier. I. Jacob Boll*, Southern Methodist University 1929 (Aargauische Kantonsbibliothek).

Mathias Hefti-Gysi 86

Bollag, Arnold, Dr. iur., * 12. September 1877 in Lengnau, † 7. März 1953 in Baden, Fürsprecher und Notar. Er wächst als Sohn des Dorfarztes Dr. med. Bollag in seiner Heimatgemeinde Lengnau auf, besucht hernach die Bezirksschule Baden und die Kantonsschule in Aarau, an deren Gymnasialabteilung er 1897 die Maturität besteht. Es folgen juristische Studien in Genf, Zürich und Leipzig; an der letztgenannten Universität holt er sich den Doktorhut. Nach praktischer Ausbildung besteht er 1900 die aargauische Fürsprecher- und Notariatsprüfung und eröffnet ein eigenes Bureau in Zurzach. Mit dem spätern Stadtmann Jäger (Baden) betätigt er sich damals eifrig als Mitglied der sogenannten Rheinkreispartei. Nach Verlegung der immer mehr aufblühenden Praxis nach dem größern Baden im Jahre 1907 wird Dr. Bollag von der freisinnig-demokratischen Partei 1909 in den Großen Rat delegiert, den er 1920/21 präsidiert und dem er bis 1937 angehört, und ferner 1910 in den Stadtrat von Baden, dessen Mitglied er bis 1945 geblieben ist. Er nahm 1918 maßgebenden Anteil an der Gründung der «Städtischen Werke Baden», deren Geschicke er als weitsichtiger, verdienter Verwaltungspräsident von da ab bis 1949 bestimmt hat.

Dr. Bollag verfügte über eine außerordentliche Arbeitskraft, gepaart mit hoher Begabung. Während Jahrzehnten hat er eines der bedeutendsten Advokatur- und Notariatsbüros seines Heimatkantons betrieben, das sich des Vertrauens einer allen Bevölkerungsschichten entstammenden Privatklientel und insbesondere auch der Kantons- und Gemeindebehörden erfreute. Seiner engern Heimat hat er im

Großen Rat und im Stadtrat von Baden hervorragende Dienste geleistet. Er galt als einer der bedeutendsten Anwälte, Juristen und Kenner der öffentlichen Verwaltung seines Heimatkantons, genoß aber auch über dessen Grenzen hinaus hohes Ansehen. In Beruf und Politik arbeitete er stets mit vollem Einsatz zum Wohle der ihm anvertrauten Interessen; seinen Voten, die den geschulten Debatter so sehr wie den verantwortungsbewußten Bürger verrieten, wurde auf der politischen Bühne wie auch im Gerichtssaal, selbst vom Gegner, Achtung gezollt und volles Gewicht beigemessen. Die Kraft zur Bewältigung dieses übermäßigen Arbeitspensums schöpfte Dr. Bollag aus einer überaus glücklichen Ehe mit der ihm angetrauten Lebensgefährtin, Anna Rieder aus Winterthur, die ihm nach 25 Jahren gemeinsamen Weges 1935 vorzeitig entrisen wurde, aber auch aus einer unvergänglichen Liebe zur Kreatur. Seiner aargauischen Heimat war er mit der ganzen Glut seiner leidenschaftlichen Seele zugehan. Zu Lebzeiten und durch letztwillige Verfügung haben er und seine Frau im stillen viel Gutes gewirkt. Als überzeugter Verfechter der menschlichen Freiheitsrechte und der Menschenwürde hat Dr. Bollag sehr unter den verbrecherischen Verirrungen der Diktaturstaaten gelitten. Sie haben in dem stolzen, edlen Manne den bisherigen Glauben an die göttliche Bestimmung des Menschen ins Wanken gebracht und den Willen zum Weiterkämpfen geschwächt, der durch den Tod der Ehegefährtin ohnehin bereits eines wichtigen Ansporns beraubt worden war.

NEKROLOG: *Badener Tagblatt* vom 9. März 1953.

Eduard Jöhr 87

Bolley, Pompejus Alexander, * 7. Mai 1812 in Heidelberg, † 6. August 1870 in Zürich. Dr. phil., Professor an der Kantonsschule Aarau und am Polytechnikum in Zürich. Sein Vater war Buchhändler und Wirt in Heidelberg. Pompejus zeichnete sich aus durch regen Geist, lebhaftes Temperament und Opferwilligkeit bei Ju-

gendstreichen, büßte für andere, weil er Strafe ertragen konnte. Nach erfreulichem Besuch des Gymnasiums Heidelberg trat er 1831 an die Universität über, studierte Mineralogie und Bergbau. Der schöne und edle Mensch hat das Studentenleben in allen Phasen gekostet und betätigte sich eifrig in den deutschen Burschenschaften und in deren Ideenkampf um die Demokratie. 1835 wurde er in Haft gesetzt wegen politischen Störungen, und seine eigentliches Chemiestudium begann erst 1836. Er bestand noch im gleichen Jahre die Doktorprüfung, wurde Assistent am chemischen Laboratorium in Heidelberg und 1838 als Professor für Chemie an die Aargauische Kantonsschule gewählt. Im gleichen Jahre vermählte er sich mit seiner Jugendgeliebten Sophie Walz zu einem glücklichen Bunde, dem sieben Kinder entsproßen, die er mit größter Sorgfalt erzog. Bolley war ein ganz hervorragender Lehrer. Sein reiches Wissen, seine weltmännische Gewandtheit im Umgang mit jedermann sicherten ihm vollen Erfolg. Er war in der besseren Gesellschaft von Aarau leitender Kopf, kein Stubengelehrter, sondern für alles Schöne und Gute begeistert. Seine Sprachgewandtheit in Rede und Schrift, sein konziliantes Wesen bei gutem Charakter brachten ihn weiter vorwärts.

So begeistert Bolley für seinen Unterricht war, so beschränkte er seine Tätigkeit nicht nur auf die Schule. Neben seinem Lehramt nahm er an der Wissenschaft regen Anteil, schenkte auch der Mineralogie, dem Bergbau und den Mineralquellenanalysen seine Aufmerksamkeit. 1840 gründete er das *Schweizerische Gewerbeblatt*, das Mitteilungen auf dem Gebiete der Physik und Chemie und Zusammenstellungen aus Zeitschriften fremder Sprachen brachte. Er war Sekretär des Aargauischen Handels- und Gewerbevereines, behandelte eine Reihe chemischer Probleme und verfaßte in der letzten Zeit seines Aarauer Aufenthaltes ein *Handbuch der technischen Untersuchungen*, das mehrere Auflagen erlebte und in fremde

Sprachen übersetzt wurde. In der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft war er ein eifriges Mitglied.

1855 wurde Bolley vom Bundesrat als Professor für technische Chemie an das Polytechnikum gewählt und siedelte nach Zürich über. Auch hier entfaltete er eine rege Tätigkeit, wurde Rektor des Polytechnikums. Viele Schriften und Bücher stammen aus seiner Feder. Die Liste seiner Publikationen zeigt gegen 200 Schriften. Im Jahre 1870 sank auf einmal seine Gesundheit ab. Er hatte noch am Vormittag des 6. August Vorlesungen gehalten; am Nachmittag setzte eine Herzlähmung seinem Leben ein Ende.

NACHRUF: *Zur Erinnerung an Dr. P. A. Bolley, im Programm der Aargauischen Kantonschule 1871* von Professor F. MÜHLBERG (mit Verzeichnis der Publikationen von BOLLEY).

Adolf Hartmann 88

Bolliger, Adolf, * 12. April 1854 in Holziken, † 31. Mai 1931 in Uerikon am Zürichsee. Adolf Bolliger, der als Kämpfer für ein liberales Christentum in der Reihe der freisinnigen Theologen steht, wuchs in der kleinen Suhrentaler Gemeinde Holziken, wo er als das älteste von neun Kindern geboren wurde, in einer geistig regen Bauernfamilie auf, in der die Eltern ihre Kinder in alter Zucht und Ehrbarkeit erzogen. Schon dem kleinen Adolf hatte es die Schule angetan. Der weite Schulweg zwischen Wiesen und Äckern nach Hirschthal hinüber konnte das Büblein im vorschulpflichtigen Alter nicht abhalten, über ein Jahr hin Tag um Tag dort die Kleinkinderschule zu besuchen. Dann kam er in die Primarschule in Holziken und weiter in die Bezirksschule in Schöffland, wo er sich nebenbei auch in die lateinische Sprache einarbeitete. Kurz nach seinem zwölften Altersjahr hatte der Bub, ohne irgendwie gedrängt worden zu sein, schon seine Berufswahl getroffen: er wollte Pfarrer werden. Seine Eltern freuten sich über den Entscheid und suchten ihm, wenn auch mit großen Opfern, das Studium zu ermöglichen.

So zog Adolf zur weitem Schulung nach Basel in die Rheinstadt mit ihrer jahrhundertalten Geistigkeit. Seine leibliche Verpflegung fand er im theologischen Pensionat unter der vorzüglichen Leitung von Emanuel Preiswerk. Von hier aus besuchte er die sechste Klasse des humanistischen Gymnasiums am Münsterplatz und hernach das dortige Pädagogium, das die drei letzten Klassen des Gymnasiums umfaßte, und wo der Sitte gemäß Universitätslehrer der philosophischen und theologischen Fakultät den Unterricht erteilten. Von diesem geistigen Vorrecht des Pädagogiums profitierte Bolliger in hohem Maße. Wegweisend für den Gymnasiasten war da vor allem der Religionsunterricht von Professor Hermann Schulz. Seine freie, gelöste Persönlichkeit verriet dem Schüler bald die innere Kraft des wahren Christen.

Im Mai 1872 immatrikulierte sich Bolliger als Theologiestudent an der Basler Universität. Hier war es der Philosoph Karl Steffensen, der seine Zuhörer an die Grenzen des Wissens und an die Quellen der Weisheit führte und sie zum Suchen und Forschen mitriß. Im dritten Semester studierte Bolliger in Tübingen; in seinem fünften und sechsten war er wieder in Basel, wo nun auch Jacob Burckhardt und Friedrich Nietzsche zu seinen vorzüglichsten Lehrern zählten. In diesem geistigen Umbruch konnte Bolliger die herkömmlichen Lehren der Landeskirche nicht mehr aufrechterhalten. Immerhin schloß er die begonnenen Studien mit dem ersten Theologenexamen ab, reichte überdies seiner Fakultät noch eine Preisaufgabe ein über den Prediger Salomonis. Dann wandte sich Bolliger dem Lehramt zu. Er bestand die philosophische Konkordatsprüfung, anschließend das aargauische Bezirkslehrerexamen und erhielt im Mai 1875 die Stelle eines Hauptlehrers an der Bezirksschule in Schöffland. Plötzlich wies ihm das Leben wieder neue Bahnen. Kurz zuvor war ihm der Vater an einer Lungenentzündung gestorben und nun standen Mut-

ter und Geschwister allein auf dem Bauernhof. Rasch entschlossen nahm Adolf Bolliger den landwirtschaftlichen Betrieb in seine Hände, säte und erntete und sah zum Rechten in Stube und Stall. Doch schon nach einem Jahr drückte ihn die Doppelstellung. Sie wurde ihm zuviel, und er war glücklich, als sein jüngster Bruder das väterliche Heim übernehmen konnte. Nach sieben Vierteljahren gab er auch die Lehrstelle in Schöffland auf, entschlossen, seine unterbrochenen Studien fortzusetzen. Zum Abschied hielt er noch stellvertretend in der Kirche zu Schöffland seine erste Sonntagspredigt. Die biblische Botschaft ließ ihn nicht los, aber es dauerte noch elf Jahre, bis er sich berufen fühlte, ein Pfarramt zu übernehmen.

In dieser Zwischenzeit nimmt er in Leipzig die philosophischen Studien wieder auf und doktoriert mit der Dissertation *Das Problem der Kausalität*. Damit greift er die Beziehungen von Sein und Werden, von Ursache und Wirkung auf, Fragen die ihn zeitlebens beschäftigen werden. Darauf habilitiert er sich in Basel als Privatdozent der Philosophie und wird daneben Lehrer für deutsche Sprache und Literatur an der obern Realschule, wo er die Schüler für die Klassiker der deutschen Sprache in seltenem Maße zu begeistern weiß. Auf dem Katheder setzt er sich vor allem auseinander mit dem Königsberger Philosophen und seinem Werk *Kritik der reinen Vernunft*, in der Kant eine natürliche Gotteserkenntnis verneint und zu beweisen sucht, daß Gott jenseits aller Erfahrung und Erkenntnis liege. Diese Gedankenwelt lehnt Bolliger ab und schreibt 1882 den «Anti-Kant», der mit dem Leitsatz beginnt «Wir müssen Kant vergessen lernen.» Indessen drängt ihn die Gewißheit, daß über allen philosophischen Fragen die religiöse die wichtigste ist, im Dasein. Ihr muß er leben und zur Theologie zurückkehren. Nach bestandener theologischer Konkordatsprüfung wird er von 1888 bis 1891 Pfarrer in Oberentfelden und von 1891 bis 1905 in

Basel ordentlicher Professor der Theologie für Dogmatik, Ethik und Neues Testament. Sein Standpunkt ist klar. Es müssen fallen: Vorurteile, verkrampte Dogmen und kirchlicher Glaube, die sich mit dem modernen Denken nicht mehr vereinigen lassen. Er zeigt, wie jeglichem Glaube sofort Gefahr droht, Aberglaube zu werden, wenn er nicht auf Erkenntnis, d. h. auf Erfahrung ruht; und Gott ist kein verhüllter Gott, sondern Gegenstand der Erfahrung. – Das sind für Bolliger die arbeitsfrohesten Jahre. Seine ganze Überzeugungskraft führt er ins Treffen. Wen das Wort nicht erreicht, dem gibt er seine Bücher in die Hand: *Beiträge zur Dogmatik und Ethik, Der Weg zu Gott für unser Geschlecht* (ein Stück Erfahrungstheologie), *Die Willensfreiheit* und *Drei ewige Lichter: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit* oder die Rektoratsrede (1904) *Wie besiegen wir die Trägheit*, die geistige und die leibliche. – Bolligers Botschaft bleibt nicht unwidersprochen; es regen sich Gegner in allen möglichen religiösen Lagern; sie findet aber auch freudiges Echo, und die theologische Fakultät der Berner Hochschule antwortet ihm mit dem Ehrendoktor.

Abermals wendet sich 1905 seine berufliche Stellung. Bolliger folgt als Pfarrer einem Ruf der Neumünstergemeinde nach Zürich und kehrt so vom Katheder auf die Kanzel zurück, hin zur geistig-seelischen Not der Christengemeinde. Ihr dient er noch 16 Jahre in Wort und Schrift, redend und kämpfend für ein freies Christentum. Eine Reihe seiner Predigten sind im Druck erschienen. Ihre Titel schon künden ihr Ziel: *Ein paar Körner Salz. Sieg und Freude. Näher zum wahren Gott. Denket um. Altes und neues Heidentum in unserer Kirche. Der Höhenweg der Christen.*

Bolligers reges Temperament konnte in Vortrag und Predigt zum heiligen Feuer werden, das seine Worte mit leidenschaftlicher Rhetorik zu begleiten wußte. Diese Leidenschaft war es aber auch, die ihm Schmerzen schuf, ihn sogar blenden konnte, wenn er politische Parteinarbeit ergriff, wenn er während des Ersten Welt-

krieges sich uneingeschränkt für Deutschland einsetzte, für jenes Land, das dem Studenten, Lehrer und Philosophen einst geistige Hochburg gewesen war, und das er deshalb nicht untergehen lassen wollte.

Nach dem Rücktritt von seinem Pfarramt, am 28. August 1921, verlebte Bolliger seine letzten neun Jahre in Uerikon am Zürichsee. Als letztes Vermächtnis bleibt aus dieser Zeit das Buch *Jesus von Nazareth und sein Heil*. Wenn Adolf Bolliger nach seinen eigenen Worten «auch als fast Einsamer durch die Wüste wandern mußte», so lebte er doch der steten Zuversicht, daß das Gebetswort Jesu seiner Abschiedspredigt am Neumünster *Dein Reich komme* sich allmählich erfüllen werde, zu dessen Kommen auch er ein Weniges hat beitragen dürfen.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Das Problem der Causalität*. Ein philosophischer Versuch, Leipzig 1878. – *Anti-Kant oder Elemente der Logik, der Physik und der Ethik*, Basel 1882. – *Die Botschaft vom Gottesreich*, Basel 1888. – *Das Schriftprinzip der protestantischen Kirche einst, heute, in der Zukunft*, Vortrag, Aarau 1890. – *Die theoretischen Voraussetzungen des Gebets und deren Vernünftigkeit*, Antrittsvorlesung, Basel 1891. – *Der Weg zu Gott für unser Geschlecht*. Ein Stück Erfahrungstheologie, Frauenfeld 1899¹, 1900². – *Markus, der Bearbeiter des Matthäus-Evangeliums*, Programm zur Rektoratsfeier der Universität, Basel 1902. – *Die Willensfreiheit*. Berlin 1903. – *Drei ewige Lichter: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit*, Berlin 1903. – *Wie besiegen wir die Trägheit?* Rektoratsrede, Basel 1904. – *Die rechte Religion*, Vortrag, Basel 1904. – *Hephata*, Predigten, Zürich 1906. – *Ein paar Körner Salz*, Zürich 1907. – *Gottfried Keller als Prediger echten Christentums*, in *Am häuslichen Herd*, Zürich 1907. – *Sieg und Freude*, Predigten, Zürich 1908. – *Näher zum wahren Gott*, Predigten, Zürich 1910. – *Denket um*, Predigten, Zürich 1911. – *Altes und neues Heidentum in unsrer Kirche*, Predigten, Zürich 1912. – *Der Höhenweg des Christen*, Zürich 1914. – *Deutschlands letzte und größte Not*, Basel 1918¹, 1918², München 1919. – *Jesus von Nazareth und sein Heil*, Zürich 1926.

LITERATUR: BERNHARD BOLLIGER, *Adolf Bolliger 1854–1931*, gesammelte Nekrologe, Basel 1932.

Hans Wälti 89

Bolliger, Rodolphe, * 18. November 1878 in Uerkheim, † 26. Mai 1952 in Zürich. Bürger von Uerkheim, Maler. Noch vor R. Bolligers schulpflichtigem Alter zügelte seine Eltern nach Arbon. Dort besucht der Junge die Primar- und Sekundarschule. In der anschließenden fünfjährigen Ausbildungszeit in St. Gallen wird Bolliger Stickereizeichner. Nach einem Jahr Praxis im ostschweizerischen Industriezentrum findet er Arbeit in einer Pariser Firma. Zweiundzwanzigjährig kommt Bolliger im Jahr 1900, zur Zeit der Weltausstellung, nach Paris. 1903 entschließt er sich, die Stelle aufzugeben und Maler zu werden. Seine Ersparnisse sind bald aufgebraucht; aber er kümmert sich nicht darum. Mit schwarzem Kaffee und Pommes frites als Hauptnahrung arbeitet er wie besessen, bis er zusammenbricht und mit einer schweren Magenlähmung ins Spital eingeliefert wird. Ein eidgenössisches Kunststipendium und Beiträge von Gönnern und Verwandten geben ihm dann während zwei Jahren die Möglichkeit, sich an der Académie Julian und an der Ecole des Beaux-Arts auszubilden (1904). Der junge Maler stellt im Salon des Indépendants, damals der künstlerisch bedeutendste Pariser Salon, aus und wird 1908 in die Gesellschaft Schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten aufgenommen. Seine Werke finden bei Kollegen wie auch bei führenden Kunstschriftstellern, wie Camille Mauclair und Gustave Coquiote, große Beachtung, und Kunstfreunde und -händler interessieren sich für seine Entwicklung. Es folgen arbeitsreiche, fruchtbare Jahre. Im Kreise von Modigliani, Utrillo, Suzanne Valadon und Raoul Dufy schafft er sich einen ausgezeichneten Namen. Er wird der Freund der Schriftsteller Pierre Mac Orlan, Roland Dorgelès, des Automobilingenieurs Levasseur und des Fliegerpioniers Latham. Er stellt vor dem Ersten Weltkrieg mit der Sturm-Gruppe in Berlin aus und ist im Februar 1914 an der Eröffnungsausstellung der Galerie Paul Guillaume, die den stolzen Titel trägt «Gemälde, Skulpturen und

Graphik der besten Künstler der Gegenwart» mit mehreren Werken vertreten. Seine Bilder hängen in Privatsammlungen neben Toulouse-Lautrec und Degas. Eines davon wird zu dieser Zeit im «Hotel des Ventes» (Drouot) um 4000 Goldfranken ersteigert.

Mit dem Ersten Weltkrieg beginnt für Bolliger eine langsame Abkehr von den immer größere Erfolge versprechenden Vorkriegsjahren. Der Maler mißtraut dem lauten, organisierten Kunstbetrieb der Kriegs- und Nachkriegsjahre; er mißbilligt ihn zutiefst und kann sich nicht entschließen, mit einem Kunsthändler einen Vertrag einzugehen, denn seine künstlerische Unabhängigkeit geht ihm über alles. Reisen führen Bolliger nach Südfrankreich und ins Bergell. Sie bedeuten aber nur Unterbrüche seines bis zum Zweiten Weltkrieg dauernden Pariser Aufenthaltes. Mit dem letzten Zug flieht er im Jahre 1940, bevor die Deutschen Paris besetzen, nach Zürich. Nach dem Weltkrieg reist der alternde Künstler noch dreimal nach seinem geliebten Paris. Schwerkrank kehrt er 1951 zum letztenmal in die Schweiz zurück, wo er in einem Zürcher Spital in seinem vierundsiebzigsten Altersjahr von seinen Leiden erlöst wird.

Eine stattliche Zahl von Selbstbildnissen gibt uns die Möglichkeit, Rückschlüsse auf Bolligers Persönlichkeit zu ziehen. Ein Kopf aus dem Jahre 1939 zeigt den alternden, von der Krankheit schwer gezeichneten Maler. Der präzise Beobachter und Zeichner kannte seine Züge mit 60 Jahren zweifellos auswendig. Doch kein Strich, keine Farbe weist auf eine gewohnheitsmäßig hingelegte Formulierung. Es ist kein stolzes Bekenntnis: «so bin ich». Forschend, fast grüblerisch, aber doch mit ungebrochener Eindringlichkeit, beschäftigt sich der Maler in diesem, in seinem Ausdruck erschütternden kleinen Bildnis mit sich selbst. Ohne jede Eitelkeit malt er seinen dünnen Hals und den, wie ein alter Apfel zusammengeschrumpften Kopf. Der Künstler ist mit

sich allein, einsam gestaltet er, ohne an einen möglichen Betrachter zu denken. Die gleiche Wahrheitsliebe adelt schon das meisterhafte Selbstbildnis von 1909. Es ist ein Werk, das in die vordersten Ränge zeitgenössischer Bildnisse eingereiht zu werden verdient. Beherrscht, aber mit einem fast besessenen, leidenschaftlichen Blick, malerisch großangelegt, so begegnet uns hier der von der Hungerzeit schon Gezeichnete, aber in voller Intensität Schaffende.

Auf den erlebnishungrigen jungen Bolliger hat das Paris der Jahrhundertwende, das damalige Herz des künstlerischen Gestaltens, das noch Cézanne, Degas, Toulouse-Lautrec und Renoir erlebt hat, begeisternd und berauschend gewirkt. Wie offen und mit welchem Formwillen, aber auch mit welchem Feingefühl der Maler sich mit seiner neuen Umgebung, mit den künstlerischen, menschlichen und optischen Einflüssen der Großstadt auseinandersetzt, bezeugen seine frühen Landschaften. Wie die großen Franzosen, die es als eine Ehre betrachten, die Tradition ihrer Malkultur fortzusetzen, schämt sich Bolliger nicht, die Einflüsse von Cézanne, Van Gogh oder Toulouse zu zeigen, und er hat es auch nicht nötig, sie zu verstecken, denn durch alle Vorbilder hindurch wirkt eindeutig und kraftvoll das Selbstgeprägte. Was er auch gestaltend anpacken mag, es zeigt immer und vor allem das vorbehaltlose, ehrliche Eingehen auf ein Thema. Der Maler zwingt die dargestellten Dinge nicht in eine ihnen fremde Form, er horcht vielmehr in sie hinein. Das unmittelbare Erlebnis, als Ausgangspunkt des Formens, ist in jedem Werk deutlich und gibt ihm seine Einmaligkeit. Bolliger versteht es meisterhaft, mit Akzenten und Pausen, mit betonten oder verhaltenen Farbflächen, bald die Flächen bestimmt umreißend, bald die Farbgrößen malerisch verwischend, bald mit breitem und pastosem, und dann wieder mit hauchdünnem Farbauftrag, die Bildfläche zu orchestrieren. Wie respektvoll Bolliger dem Thema, sei es eine Land-

schaft, ein Mensch oder ein Tier, gegenübersteht, zeigt das Portrait seiner Freundin, der Tänzerin Tronhanova. Ein zauberhafter blütenarter Hauch geht von diesem Bildnis aus. Kraft, Behutsamkeit und Innigkeit sind unentwirrbar verwoben. Sie wirken so stark, daß der Betrachter sich des Gefühls nicht erwehren kann, eine Indiskretion zu begehen.

Ein Stoffkreis, der weitaus wichtigste, der Bolliger in seiner frühen Kindheit, als er in den Stallungen des elterlichen Gasthofs «Krone» in Arbon die ersten Zeichnungen machte, gepackt und bis zu seinem Tod brennend beschäftigt hat, wurde bis jetzt nicht erwähnt. Wo Bolliger hinkam malte und zeichnete er Pferde. Vor den Boxen der Rennpferde von Maison Lafitte, in den Stallungen und auf den Weiden der «Compagnie des Pompes funèbres» hat er dieses edle Tier studiert. Die schweren Karrengäule an der Arbeit, die nervösen Vollbluttiere auf dem Startplatz und im Rennen, das Zirkuspferd, die Reiter im Bois de Boulogne, das alte, ausgemergelte, auf der Straße zusammengebrochene Kutscherpferd, die Operation eines kranken Tieres – umfassender wohl, als dies vor ihm je ein Maler getan hat, beschäftigte sich Bolliger mit dem Wesen und Schicksal des Pferdes. Mit dem Abschluß dieses Lebenswerks ist für die gesamte bildende Kunst ein Abschied verbunden. Wo wird inskünftig ein Maler, der das Thema des Pferdes gestaltet, noch so aus dem vollen schöpfen können, wie dies Bolliger möglich war? Immer mehr verschwindet das Pferd, durch den Motor verdrängt, aus unserem Blickfeld.

Noch haben wir den Zeichner Rodolphe Bolliger kaum erwähnt. In des Künstlers Nachlaß fanden sich Hunderte von Blättern, vorwiegend wiederum Pferdedarstellungen, die dafür zeugen, mit welcher zugleich fast wissenschaftlichen und poetischen Hingabe Bolliger die Natur studiert und wie sorgfältig er seine Bilder vorbereitet hat. Frei von jeder Manier, mit dem Stift, der Kohle, der Feder oder dem Pinsel, gestaltet er, was er sieht. Er

ringt scheinbar nur um die Wiedergabe des Themas, und dabei gelingen ihm künstlerisch überraschende, packende und einmalig formulierte Zeichnungen.

Überblickt man das Gesamtœuvre Rodolphe Bolligers, vergleicht man seine vor dem Ersten Weltkrieg entstandenen Gemälde mit späteren Werken, so dürfen wir feststellen, daß der Maler bis zu seinem Tode unermüdlich daran gearbeitet hat, sich zu vervollkommen. Dafür zeugen neben den vollendeten auch deutlich die nachgelassenen Arbeiten, mit Indikationen, in welchem Sinne sie weiter entwickelt werden sollten. Mit dem zunehmenden Alter nimmt der Spannungsreichtum in Bolligers Gemälden ab; es tritt an seine Stelle ein Ausdruck der Beschaulichkeit. Es ist charakteristisch für die Spätzeit, daß gegenüber Van Gogh, Cézanne und Toulouse-Lautrec die Einflüsse des lyrischer gestaltenden Renoir stärker hervortreten. Die Hungerjahre der Pariser Zeit müssen nicht mehr gutzumachende Folgen in der Gesundheit des Künstlers zurückgelassen haben. Seine späteren Bilder werden wohl technisch und stilistisch vollkommener, aber den unerhörten Elan, die Kraft der bis 1914 entstandenen Gemälde, vermag Bolliger in der Folge nicht weiter zu steigern. Der *Blick vom Montmartre* (Ende der vierziger Jahre) mit seiner gedämpften schwermütigen Stimmung, bedeutete für den Künstler: Abschied von Paris, Abschied von einem unbeirrbar, arbeitsreichen und fruchtbaren Leben und von der Stadt, die ihm zur zweiten Heimat wurde.

WERKE, in öffentlichem Besitz: Aargauer Kunsthaut, Kunsthaut Zürich.

LITERATUR UND BESPRECHUNGEN: *Der Schweizer Kavallerist* 1953, von WALTER GUGGENBÜHL. – *Aargauer Tagblatt* vom 24. April 1953, von GUIDO FISCHER. – *Schweizer Spiegel* 1933 und *Schweizer Kunst* (*Wie ich Maler wurde*, Selbstdarstellung).

AUSSTELLUNGEN: Gedächtnisausstellung im Gewerbemuseum Aarau 1953. – Zwei Gemälde und Graphikausstellungen im Salon «Wolfsberg» in Zürich 1956.

Guido Fischer 90

Borsinger, Kaspar Joseph Aloys, von Baden, getauft 20. Mai 1801, † 19. März 1859, Stadtmann, Bezirksamtmann und Regierungsrat, Sproß eines von Bremgarten zugezogenen und seit dem 16. Jahrhundert in Baden eingebürgerten Geschlechts, aus dem Ratsherren, Schultheißen, Ärzte und Geistliche hervorgegangen waren. Welche Weiterbildung Joseph Borsinger, der Sohn des Kaspar Joseph «Zur Blume» in den Großen Bädern, nach Besuch der Badener Schulen genossen hat, ist nicht zu erkennen. Früh wandte er sich der öffentlichen Verwaltung zu, war 1823 bis 1831 Amtsschreiber des Bezirks Baden, 1832 bis 1837 Stadtmann, 1833 bis 1852 Mitglied des Großen Rates, 1837 bis 1842 Bezirksamtmann, 1842 bis 1850 Regierungsrat (nacheinander Vorsteher des katholischen Kirchen-, des Erziehungs- und des Sanitätsdepartements), nachher bis zu seinem Tode wieder Bezirksamtmann, von 1833 bis zur Wahl in die aargauische Exekutive auch Mitglied und Präsident der Badener Bezirksschulpflege.

Als 1838 die Bauern im Siggenthal und in Würenlingen gegen die damals durch ihr Gebiet geplante Bahnlinie sich erhoben und in wilder Aufregung über die ihrem Grund und Boden drohende Schädigung die Pfähle und Signalstangen des ausgesteckten Bahntrasses ausrissen, hatte Borsinger als Bezirksamtmann die Untersuchung zu führen. In einem einläßlichen Berichte nahm er die Bauern weitgehend in Schutz und machte für deren Tun das anmaßende, rücksichtslose Vorgehen der Bahningenieure und Geometer verantwortlich. Auch die Regierung sei an der Affäre nicht ganz ohne Schuld, weil sie eine rechtzeitige Aufklärung der Bauern versäumt habe. 1841 vertrat er als Präsident der von der Stadt Baden für die Bahnangelegenheiten eingesetzten Kommission mit Nachdruck den Standpunkt, daß die Bahnlinie nicht rechtsufrig über Ennetbaden, wie die Zürcher sie projektierten, sondern linksufrig, hart an der Stadt vorbei geführt werden müsse. Auch als Regierungsrat setzte er sich mit Nach-

druck für den Bau der Bahn von Baden nach Zürich ein.

Noch 1843 war er Präsident der Kulturgesellschaft des Bezirks Baden und regte schon damals die Verlegung des aargauischen Lehrerseminars ins aufgehobene Zisterzienserkloster Wettingen an. Im selben Sinne wirkte er in der von der Regierung eingesetzten Kommission zur Prüfung der Räumlichkeiten in Muri, Wettingen, Schloß Lenzburg und Olsberg in bezug auf ihre Eignung für das Lehrerseminar. Wenn Wettingen schließlich den andern vorgezogen wurde, hatte daran Borsinger fraglos wesentlichen Anteil. Als Mitglied des Regierungsrates führte er den Vorsitz im katholischen Kirchenrat, war Vizepräsident des kantonalen Schulrates und Stellvertreter des Vorstehers des Polizeidepartementes. Bald nach Eintritt in die Regierung sprach ihm diese den öffentlichen Dank aus für seine gute Geschäftsführung als Bezirksamtmann, insbesondere für seine Haltung während der unruhigen Januartage 1841. In dem durch Freiämtersturm und Säkularisation der Klöster aufgewühlten Kanton kam Borsinger die Aufgabe zu, in den kirchlichen Angelegenheiten einen *modus vivendi* mit der Bistumsleitung in Solothurn zu suchen. So hatte er 1843 dem Bischof Salzmann einen Besuch abzustatten, ihm für sein bisher bezeugtes Wohlwollen zu danken und dahin zu wirken, daß «eine gegenseitig übereinstimmende Handlungsweise sich immer fester gestalte».

Im Ratskollegium genoß er volles Vertrauen. Um so überraschender kam 1850 sein Entschluß, aus der Exekutive zurückzutreten. Den Anlaß dazu bot wohl die langwierige, 1849 begonnene und bis 1852 dauernde Verfassungsrevision, die eine tiefgehende Unzufriedenheit des Volkes mit den bestehenden Verhältnissen offenbarte und Kritik auch an der Regierung auslöste. In seinem schriftlichen Entlassungsgesuch begründete Borsinger den Schritt indessen mit seinen Familienverhältnissen, die eine Rückkehr nach Baden nötig machten. Eben war in

Baden die Stelle des Bezirksamtmanns zu besetzen. Auf seinen Wunsch wurde sie ihm übertragen. In der Anzeige erklärte der Regierungsrat, mit der Wahl wolle man dem einstimmigen Verlangen der Bevölkerung von Baden Rechnung tragen. Sein Hinschied gab Anlaß, ihn als treuen, mit dem Volk verbundenen Beamten zu würdigen. Wie *Der Schweizer-Bote* berichtete, starb Borsinger an seinem Namens- tage, den er alljährlich im Kreise seiner Familie zu feiern pflegte. Er habe mit seiner Amtsführung in weitesten Kreisen Anerkennung gefunden. Den freisinnigen Grundsätzen sei er von Jugend auf und in allen Wechselfällen der Zeit bis ans Lebensende zugetan geblieben.

QUELLEN UND SCHRIFTUM: Protokolle des Gemeinderates Baden und des aargauischen Regierungsrates. – *Der Schweizer-Bote* vom 21. März 1859. – W. MERZ, *Wappenbuch der Stadt Baden*. – R. LEUTHOLD, *Aus der Entstehungsgeschichte der ersten schweizerischen Eisenbahn von Zürich nach Baden*, in *Argovia* 59.

Otto Mittler 91

Boßhard, Daniel, (Boßhardt, Bossard, Bossert) von Othmarsingen, * 3. Mai 1806, † 15. Januar 1854, Landschaftsmaler, Sohn des Samuel Bossard, Modellstecher und Indiennesdrucker in Othmarsingen. Über Jugendjahre, Ausbildung und künstlerische Tätigkeit des zu Unrecht in Vergessenheit geratenen Aargauer Veduten- und Kleinmeisters Daniel Boßhard ist fast nichts überliefert; von beachtlichem Können zeugen aber sieben erhalten gebliebene Aquarelle (in Privatbesitz), Ansichten von Othmarsingen und Lenzburg. Bekannt sind ferner zwei Stiche (Aquatinta) nach Veduten Boßhards (Lenzburg, Brestenberg). Auf ein umfangreiches Lebenswerk weist ein Schreiben des Othmarsinger Gemeinderates an das Bezirksamt Lenzburg, 20. Dezember 1854, hin, laut welchem «Herr Hauptmann Bossert von hier, gewesener Kunstmahler», einen Gesellen hatte, namens Adolf Schwarz, Kunstmaler aus Brandenburg, «der für die Wittwe Bossert

noch Bilder fertig mahlen sollte; nicht abgeliefert habe dieser 44 Stück Landschaften, 24 Panoramen, 6 Originale (Zeichnungsmuster)». Obwohl dieser Mitarbeiter auf Weisung des Bundesrates ausfindig gemacht und zur Rückgabe der Bilder veranlaßt wurde, sind sie heute verschollen. 1842 wurde Boßhard zum Hauptmann befördert. Nach der Aufhebung der Klöster war er Unterverwalter der Klostergüter von Muri in Klingenberg (Thurgau) und arbeitete 1845 im Auftrag der Regierung die Zinsrodel und Divisionale aus. Von April bis November 1849 amtete er als Gemeinderat und Gemeindeammann in Othmarsingen. 1850 Vermählung mit Barbara Widmer von Oberrohrdorf (1826 bis 1861).

QUELLEN UND LITERATUR: Familienüberlieferung und Nachforschungen im Aargauischen Staatsarchiv, mitgeteilt von Herrn ANTON BUCHER-BAMMERT, Weggis (dessen Gattin ist Urenkelin des Daniel Boßhard). – Gemeindekanzlei Othmarsingen. – Stadtarchiv Lenzburg. – FRITZ BOHNENBLUST, *Daniel Boßhard, ein Othmarsinger Landschaftsmaler*, in *Lenzburger Neujaarsblätter* 1954, mit Reproduktionen, auch eines Bildnisses von Freundeshand (Bleistift), im Besitz von Nachkommen.

Fritz Bohnenblust 92

Boveri, Walter, * 21. Februar 1865 in Bamberg, † 28. Oktober 1924 in Baden, Mitgründer der nach Charles Brown und ihm benannten Firma in Baden. Sohn eines Arztes in Bamberg, Bruder des als Zellenforscher berühmten Zoologen Theodor Boveri, Universitätsprofessor in Würzburg. Er kam nach technischen Studien in Nürnberg zwanzigjährig als Volontär in die Maschinenfabrik Oerlikon, wo er später die Leitung der Montageabteilung übernahm. 1888 führte er die Montage und Inbetriebsetzung der ersten Kraftübertragung von Kriegstetten nach Solothurn durch. 1891 mit Charles Brown (s. d.) Gründung der Firma Brown, Boveri & Cie. in Baden, wo die Brüder Carl und Louis Theodor Pfister (s. d.) mit der Erstellung eines Kraftwerkes in der Limmat für die Wahl des Firmensitzes den

Ausschlag gaben. Der ungewöhnliche Erfolg der Brownschen Konstruktionen führte Boveri bald von der Montage weg zur Lösung der administrativen und finanztechnischen Probleme, die mit der Ausweitung des Unternehmens zur Großfirma und der Errichtung von Filialen im Ausland zusammenhingen, wozu Boveri mit seiner Kenntnis der europäischen Markt- und Arbeitsverhältnisse der gegebenen Mann war.

Auf Walter Boveris Initiative und Leitung erstand der große Konzern mit den Filialen Mannheim-Käferthal, Electro-Mécanique in Paris und Le Bourget, Tecnomasio Italiano in Mailand, Aktieselskabet Norsk Elektrisk & Brown Boveri, Oslo, Österreichische und Ungarische Brown Boveri AG und Polnische Elektrizitätswerke Brown Boveri AG in Warschau. Nach Boveri sollten die Auslandfirmen selbständige Gesellschaften im Wirtschaftsleben ihres Landes sein, dafür das Stammhaus in Baden als Kopf des Konzerns die Konstruktionen für den eigenen wie für den Bedarf der Filialen liefern. 1895 gründete Boveri im Verein mit Banken die «Motor AG für angewandte Elektrizität» mit Sitz in Baden. Durch sie erstanden eine Reihe großer Kraftwerke in der Schweiz und im Ausland. Die Verschmelzung der «Motor AG» mit der «Columbus AG», in der besonders südamerikanische Interessen vertreten waren, ist 1923 die letzte große Finanzoperation Boveris.

Von 1911 bis 1924 ist Boveri Präsident der AG Brown, Boveri & Cie., der «Motor AG», des Kraftwerkes Olten-Aarburg, Mitglied der eidgenössischen Kommission für elektrische Anlagen, des Schweizerischen Wasserwirtschaftsverbandes und des Verwaltungsrates der Schweizerischen Bundesbahnen. 1916 Ehrendoktor der ETH Zürich und Ehrenbürger der Stadt Baden.

Walter Boveri hat sich vielseitig und initiativ in den Dienst der Öffentlichkeit gestellt, war Präsident der Budget- und Rechnungskommission, der Städtischen Werke und der Museumskommission, der

er generös zur Erwerbung wichtiger Sammlungsstücke, besonders der römischen Bronzen, verhalf.

Siehe *Lebensbilder*, S. 363–9, von KARL SACHS.

Otto Mittler 93

Brack, Heinrich, * 9. April 1859 in Effingen, † 26. Januar 1927 in Aarau, Oberst. Der kräftige Bauernknabe wuchs in seiner Heimatgemeinde Effingen auf. Mit sechs Jahren besuchte er die Schule. Die Sparsamkeit des Vaters erlaubte den Besuch der Bezirksschule nicht. Dafür nahmen sich die beiden Pfarrherren in Bözen, Keller, nachmaliger Seminardirektor, und der Nachfolger Belart seiner an und erteilten ihm Französisch- und Lateinunterricht. Im Frühjahr 1874 verschaffte ihm der nunmehrige Seminardirektor Keller eine Lehrstelle auf der Stadtkanzlei Aarau. Nach einem Jahr fand er Anstellung auf einem Notariatsbureau und arbeitete in der Folge in verschiedenen ähnlichen Geschäften. Nach einjähriger Tätigkeit auf der Gerichtskanzlei Kulm trat der junge Offizier als Kanzlist in die aargauische Militärdirektion ein. Schon nach anderthalb Jahren stieg er zum Revisor empor, und 1894 wählte ihn der Regierungsrat als Chef des kantonalen Polizeikorps, das er neu organisierte. Dieses Amt vertauschte er im Jahre 1901 mit dem Posten des kantonalen Zeughausdirektors und des Verwalters des eidgenössischen Zeughauses. Seine militärische Laufbahn weist folgende Daten auf: 1881 Leutnant, 1885 Oberleutnant im II/59, 1889 Hauptmann im Stab 59, 1892 Major im Stab 60, 1893 Kommandant des Bataillons 59, 1898 Erster Adjutant des zweiten Armeekorps, 1902 Oberstleutnant, 1917 Oberst im Territorialdienst. Seine Dienstleistung im ersten Aktivdienst beträgt volle drei Jahre. Neben seinem Hauptberuf hatte er als Chef des Armeedepots Schwyz verantwortungsvolle und aufreibende Arbeit zu leisten.

Mit der Übernahme der Zeughausdirektion begann sein eigentliches Lebenswerk.

Selber Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, körperlich und geistig senkrecht, eine ausgeprägte Willensnatur, ausgestattet mit hervorragenden Geisteskräften, schuf er eine mustergültige Organisation, einen zweckmäßigen Ausbau der Verwaltung und eine dringend notwendige, zeitgemäße Reform des Inspektionswesens. Seine Anordnungen haben sich im Aktivdienst 1914 bis 1918 bestens bewährt. Es ist sein Hauptverdienst, daß die häufigen Mobilmachungen stets einen glatten Verlauf nahmen. Die Generalstabsabteilung zog ihn auch nach dem Krieg zur Mithilfe heran bei der Neuregelung der Mobilmachung und des Nachschubs.

Die Öffentlichkeit nahm seine Kräfte zu verschiedenen Malen in Anspruch. Er war Mitbegründer der Beamtenpensionskasse, Inspektor im kantonalen Feuerwesen, Mitglied der städtischen und kantonalen Steuerkommission, 1911 auch des Organisationskomitees der aargauischen landwirtschaftlichen Ausstellung, des Vorstands der kantonalen Schützengesellschaft und des Schweizerischen Schützenvereins. 1908 amtierte er als Präsident des Organisationskomitees des aargauischen kantonalen Schützenfestes, und 1924 anvertraute man ihm die Oberleitung des eidgenössischen Schützenfestes in Aarau. Dieses Fest steht mit seiner mustergültigen Durchführung noch in bester Erinnerung aller Teilnehmer, und damit hat Oberst Brack seinem Lebenswerk die Krone aufgesetzt. Es wurden ihm auch die verdienten Ehrungen zuteil: 1909 die Ehrenmitgliedschaft der kantonalen Schützengesellschaft und 1925 diejenige des Eidgenössischen Schützenvereins. Er war ein ganzer Mann. Er gehörte zum besten «Stammholz aus dem Waldedickicht der Nation».

QUELLEN: Dienstbuch, Wahlurkunden. – *Erinnerungsschrift 1927* mit Beiträgen von Pfarrer L. MEIER, Regierungsrat E. KELLER, E. HEINIGER, Ständerat Dr. G. KELLER. – Zeitungsnotiz von E. HEINIGER.

Gottlieb Vogel 94

Braun, Emil, * 18. September 1870 in Lenzburg, † 14. Mai 1954 im Diakonissenheim Schloß Wildenstein. Violoncellist. Er durchlief die Schulen von Lenzburg und studierte nach der Aarauer Gymnasialzeit am Leipziger Konservatorium. «Als einem der vorzüglichsten und würdigsten Schüler zu bleibendem Andenken und fortwährenden Ermunterung» überreichte man ihm zu Ostern 1892 die Prämie aus der Helbig'schen Stiftung. 1893 zog Braun nach Basel als Lehrer für Violoncell und Mitglied des Sinfonieorchesters. Seit 1907 unterrichtete er am Konservatorium und seit 1924 auch an der Aargauischen Kantonsschule. Öffentlich und in Privatkreisen musizierte Braun viel mit Hans Huber. Als Solocellist und Ensemble-Spieler konzertierte er in fast allen größeren Städten der Schweiz. Auch das Ausland schätzte seine Kunst: Konzerte in München, Freiburg im Breisgau, Leipzig, Berlin, Kassel und anderswo.

Während des Ersten Weltkrieges spielte der Musiker oft in den deutschen Lazaretten oder in Konzerten, deren Ertrag den Krankenhäusern zugute kam. Für sein Wirken im Dienste der Caritas erhielt er die Preußische Rotkreuz-Medaille als dankbare Anerkennung. In den musikalischen Kreisen Basels war Braun bald eine bekannte Persönlichkeit. Jahrzehntlang wirkte er in den Veranstaltungen von Vereinen solistisch mit.

Verhältnismäßig spät griff Braun zur Feder, um musikalische Schriften in Angriff zu nehmen. – Am Zustandekommen der neuen Orgel in der Lenzburger Strafanstalt hat Emil Braun große Verdienste. Reiche Gaben flossen in den Orgelbaufonds durch ein von ihm veranstaltetes Konzert.

Braun gehörte auch zu den Gründern der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft, des Schweizerischen Tonkünstlervereins und des Basler Vereins Schweizerischer Tonkünstler.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Geschichte des Orchesters des Musikvereins Lenzburg*, 1932. –

Geschichte des Männerchors Lenzburg, 1937. – *Geschichte des Aargauischen Orchestervereins* 1934. – *Geschichte des Lenzburger Rathauses* 1942. – In den *Lenzburger Neujahrsblättern* unter anderem: *Geschichte der Orgel in der Lenzburger Stadtkirche*, 1930; *Berühmte Lenzburger Sängerinnen*, 1931–1934; *Lenzburg und die schweizerische Nationalbahn*, 1945.

NACHRUF: *Lenzburger Neujahrsblätter* 1955.

Eduard Attenhofer 95

Breitenbach, Franz Joseph, * 27. April 1853 in Muri, † 30. August 1934 in Luzern. Begründer der Organistenschule Luzern und Komponist. Als Sohn des Musikdirektors und spätem Seminarlehrers Joseph Heinrich Breitenbach entschied er sich früh für die musikalische Laufbahn, absolvierte das Gymnasium Einsiedeln, besuchte 1871 bis 1873 das Konservatorium Stuttgart, war kurze Zeit zweiter Domorganist zu Freiburg im Breisgau, 1874 bis 1876 Chordirektor und Organist in Wil (St. Gallen), die folgenden zwei Jahre in gleicher Eigenschaft zu Muri. 1878 wurde er als Organist und Leiter des katholischen Kirchengesangvereins nach Baden berufen, wo er 1880 bis 1882 auch den Männerchor dirigierte. In der Bäderstadt entfaltete er eine außerordentlich fruchtbare Tätigkeit nicht bloß in der Aufführung von Chorwerken, sondern vor allem durch eigene Orgelkonzerte während der Badesaison, die von den Kurgästen besucht und geschätzt wurden. So bot er einzig vom Mai bis Oktober 1881 einen Zyklus von 22 Orgelkonzerten, zum Teil unter Zuzug namhafter Solisten. Nach dem Urteil Carl Voglers, des späteren Direktors am Zürcher Konservatorium, wäre es möglich gewesen, Breitenbach dauernd der Stadt Baden zu erhalten, wenn man seinem Vorschlag gemäß an der Bezirksschule den unentgeltlichen Instrumentalunterricht eingeführt hätte, um einheimische Kräfte für die Orchesterverstärkung in Kirche und Konzertsaal zu gewinnen. Da seine Anregungen und Wünsche auf unfruchtbaren Boden fielen, ließ er sich 1889 nach Luzern berufen, wo er bald als Stiftsorganist, als Dirigent, Leiter der

Organistenschule und nicht zuletzt als Schöpfer kirchlicher Musikwerke sich eines ausgezeichneten Rufes erfreute.

LITERATUR: C. VÖGLER, *Schweizerische Musikzeitung und Sängerblatt* 1919, S. 199. – *Chorwächter*, Nr. 59 (1934) 181. – O. MITTLER, *Badens Theater und Musikleben im 19. Jahrhundert*, in *Badener Neujahrsblätter* 1957. – E. REFARDT, *Historisch-Biographisches Musikerlexikon der Schweiz*, 1928, mit ausführlichem Verzeichnis der Kompositionen und musikalischen Veröffentlichungen. Unter diesen zu nennen: *Die große Orgel der Hofkirche in Luzern, eine baugeschichtliche Skizze*, von F. J. BREITENBACH, Luzern 1920.

Otto Mittler 96

Breitenbach, Joseph Heinrich, * 17. Mai 1809 in Offenau (Württemberg), † 4. April 1866 in Wettingen. Seminarlehrer und Komponist. Erster Unterricht bei seinem als Lehrer und Organist in Rottenburg tätigen Onkel. Von 1823 an Musikstudien in Stuttgart und Mitspiel im Hoforchester, 1837 Musiklehrer am Erziehungsinstitut Fellenbergs in Hofwil, 1839 städtischer Musiklehrer in Lenzburg als Nachfolger seines ebenfalls aus dem Württembergischen stammenden Freundes Ludwig Kurz, 1840 bis 1844 wieder in Hofwil, 1847 bis 1858 Lehrer der Musik an der Bezirksschule Muri, zugleich Organist und Chordirektor an der Pfarrkirche. 1858 Nachfolger von Daniel Elster als Musiklehrer am Seminar Wettingen. Während Elster vorwiegend den Gesang gepflegt hatte, suchte Breitenbach den Instrumentalunterricht auszubauen und bildete begabte Schüler außer in Klavier, Orgel und Violine auch in den andern Streich- und in Blasinstrumenten aus. Er schuf sich damit ein Orchester, mit dem er an größere Tonwerke sich wagte, nachdem er unter Zuzug von Mädchen aus der Umgebung einen gemischten Chor gegründet hatte.

Das Übermaß an Arbeit, die durch Privatunterricht in Baden und durch seine zahlreichen Kompositionen wesentlich gemehrt wurde, zehrte an seiner Lebenskraft. Er wollte von seiner Lehrstelle

zurücktreten, als ihm die gewünschte Entlastung durch einen Hilfslehrer 1863 nicht bewilligt wurde, blieb aber dann doch im Amte und erlag vorzeitig einer Lungenentzündung. Breitenbach verstand es, Liebe und Begeisterung in den werdenden Lehrern zu wecken und damit dem musikalischen Leben im Kanton allenthalben neue Impulse zu geben.

LITERATUR: J. KELLER, *Das aargauische Lehrerseminar*, 1897. – A. FREY, *Das aargauische Lehrerseminar*. Zur Erinnerung an seine Gründung vor 125 Jahren und seine Verlegung nach Wettingen vor hundert Jahren, 1946. – E. REFARDT, *Historisch-Biographisches Musikerlexikon der Schweiz*, 1928, mit ausführlichem Verzeichnis der Kompositionen und Liederausgaben.
Otto Mittler 97

Brentano, Johann Nepomuk Xaver, * 1. Dezember 1775 in Laufenburg, † 8. März 1839 daselbst. Als Sohn des Apothekers Karl Ignaz Brentano und der Katharina Pino von Breisach wuchs Johann Nepomuk im Kreise von dreizehn Geschwistern auf. Er studierte Theologie und wurde Vikar und Lateinschullehrer in seiner Vaterstadt. 1803 bis 1822 amtierte er als Pfarrer in Gansingen. Sein Interesse für die Förderung der Volksschule veranlaßte ihn, im Jahre 1810 die Leitung eines Kurses zur Heranbildung fricktalischer Lehrer zu übernehmen. Solche Kurse wurden in Ermangelung eines Lehrerseminars im Auftrage des aargauischen Schulrates durchgeführt. Die Einführung der Arbeitsschule im Fricktal ist hauptsächlich Pfarrer Brentanos Verdienst. Als eifriger Aufklärer geriet Brentano bei seinem Unterricht mit der kirchlichen Oberbehörde, vor allem mit Dekan Winter in Hornussen in Konflikt. In einem Schreiben Winters vom 6. August 1810 an den bischöflichen Kommissär Challamel in Rheinfelden wurde Brentano vorgeworfen, die Verehrung und Anrufung der Heiligen, das Gebet für die Verstorbenen, den Gebrauch des geweihten Wassers und des gesegneten Holzes in seinem Unterricht kritisiert zu haben. Die Tatbestände blie-

ben im einzelnen umstritten; immerhin wurde Pfarrer Brentano nach Dorneck zitiert und zu geistlichen Exerzitien angehalten. Die Angelegenheit gab Anlaß zu einer Auseinandersetzung zwischen den staatlichen und kirchlichen Behörden, die damit endigte, daß die aargauische Regierung erklärte, sie werde in Zukunft das Plazet zum gerichtlichen Verfahren gegen einen Geistlichen nur dann erteilen, wenn ihr der Fall dazu geeignet erscheine; die Anwendung geistlicher Bessermittel ohne vorherige Einwilligung gestatte sie nur, wenn sie im Kanton angewendet würden.

Auch in seinem Pfarrsprengel hatte Brentano gelegentlich Mühe, sich mit der Tatsache abzufinden, daß seine Pfarrkinder für die Aufklärung wenig aufgeschlossen waren; so zwangen ihn diese, an die Stelle der verbotenen Wallfahrt nach Todtnau eine Prozession nach Mettau zu setzen. Ruhiger verlief Brentanos seelsorgerliche Tätigkeit als Stadtpfarrer von Laufenburg (1822–1839). Brentano war ein begeisterter Anhänger Wessenbergs. Er interessierte sich für Lokalgeschichte, – er schrieb *Beiträge zur Geschichte von Gansingen* – und war Mitarbeiter der «Gesellschaft für vaterländische Kultur».

LITERATUR: J. KELLER, *Die aargauischen Volksschulverhältnisse während der Dauer des ersten Schulgesetzes (1805–1822)*, in *Programm Seminar Wettingen 1888*, besonders S. 19 und 42f. – E. JÖRIN, *Der Kanton Aargau 1803–1813/15*, IV. Teil, S. 37–40, in *Argovia* 53 (1941). – K. SCHIB, *Geschichte der Stadt Laufenburg*, S. 264ff.
Karl Schib 98

Brentano, Joseph Maria, * 8. November 1778 in Laufenburg, † 2. Januar 1851 daselbst. Sohn des Kaufmanns Dominik Brentano. Die in einem Handelshaus zu Chalons-sur-Saône 1791 angetretene Lehre brach er wegen den revolutionären Ereignissen 1793 ab und trat in das väterliche Geschäft ein. 1796 wurde er milizpflichtig und diente auch nach der Abtretung Vorderösterreichs an Frankreich (1797) aus patriotischem Eifer und treuer

Anhänglichkeit an seinen Monarchen im österreichischen Heere als Offizier und Regimentsfähnrich. Er wurde deshalb von einem französischen Kriegsgericht *in contumaciam* zum Tode verurteilt; den von den Franzosen zugefügten Vermögensverlust schätzte das Bezirksamt 1815 auf 10 000 bis 12 000 Gulden. Nach dem Frieden von Lunéville (1801) nahm er seinen Abschied aus der österreichischen Armee unter ehrenvoller Bestätigung seines «Offiziers Charakters». Auf seiner Kriegserfahrung beruhte die rasche militärische Laufbahn im neugegründeten Kanton Aargau. 1804 ernannte ihn die aargauische Regierung zum Hauptmann, zum Bezirkskommandanten und Mitglied des aargauischen Kriegsrates; im folgenden Jahr wurde er zum Oberstleutnant des zweiten aargauischen Infanterieregimentes, 1814 zum Kommandanten der in den Bezirken Zurzach, Laufenburg und Rheinfelden aufgestellten Grenzbesetzungstruppen und 1815 zum Oberkommissar des eidgenössischen Generals Baron von Bachmann ernannt. 1818 erfolgte seine Beförderung zum Oberst im Kantonalstab.

1802 hatte Brentano zusammen mit seinem Bruder Franz das väterliche Handels- und Speditionsgeschäft übernommen. 1805 verheiratete er sich mit Maria Anna Vanotti aus Konstanz.

Noch umfassender als die militärische Tätigkeit Brentanos war die politische in Gemeinde, Bezirk, Kanton und Bund. Er führte mit Geschick und Takt das schwierige Teilungsgeschäft zwischen Groß- und Kleinlaufenburg zu Ende (1827). Er war Mitbegründer und tätiges Mitglied der «Gesellschaft für vaterländische Kultur», Präsident des Bezirksschulrates von Laufenburg und von 1831 bis 1842 Bezirksamtmann. Bei seinem Rücktritt richteten sämtliche Gemeinderäte des Bezirks ein Dankschreiben an den zurückgetretenen Magistraten, dessen «Geschäftstüchtigkeit, unermüdlichen Fleiß, Treue und uneigennütziges Hingebung» sie rühmend erwähnten; Brentano habe sie «aus dem früheren Staatsverbände in die neue re-

publikanische Verbindung hinübergeleitet», jeder einzelne Bürger des Bezirks habe Grund, dem Scheidenden dankbar zu sein. Dem kantonalen Parlament gehörte Brentano seit der Gründung des Kantons an; bei seinem Rücktritt wurde ihm als dem «ältesten und verdientesten Mitglied der Behörde» der Dank ausgesprochen. 1827 amtete Brentano als aargauischer Kommissär in Münzangelegenheiten der Kantone Basel, Bern und Aargau. 1830 war er Standesvertreter an der Tagsetzung.

Ausgestattet mit jener Großzügigkeit, die er dem Habsburgerreich verdankte, hatte er in zahlreichen öffentlichen Stellungen mitgeholfen, das kleine aargauische Staatswesen aufzubauen. Seine Tätigkeit beschränkte sich ganz auf die Verwaltungsarbeit; an den politischen Ideenkämpfen hat Brentano keinen feststellbaren Anteil genommen.

LITERATUR: *Joseph Brentano, Oberst und Alt-Bezirksamtmann von Laufenburg*, Nekrolog in *Der Schweizer-Bote*, Nr. 11 vom 25. Januar 1851. – K. SCHIB, *Geschichte der Stadt Laufenburg*.

Karl Schib 99

Brentano, Karl Friedrich, von Laufenburg, * 8. Oktober 1822, † 30. Oktober 1894 daselbst. Jurist, Politiker. Sohn des Bezirksverwalters Kasimir Josef Anton Brentano. Karl Friedrich Brentano, in seiner Vaterstadt Laufenburg, dann am Aarauer Gymnasium und an den Hochschulen zu Heidelberg und Freiburg im Breisgau geschult, erhielt, nachdem er zum Doktor juris promoviert, 1846 bei seiner Rückkehr in die Heimat gleich die Bezirksverwalterstelle in Laufenburg und bekleidete sie bis 1856. 1848 erwarb er das Fürsprecherpatent. Schon 1846 war er in den Großen Rat eingetreten, dem er, mit einem Unterbruch von 1852 bis 1856, bis zur Wahl in den Regierungsrat, 28. November 1859, angehörte. Ein volles Vierteljahrhundert lang widmete er diesem 1860 angetretenen Amte seine besten Kräfte, zuerst bis 1862 als Polizeidirektor,

darauf 1863 bis 1868 als Justiz-, 1868 bis 1872 als Finanz-, 1872 bis 1876 und nochmals 1880 bis 1885 als Justiz-, 1876 bis 1880 als Staatswirtschaftsdirektor. In den Amtsjahren 1863/1864, 1867/1868, 1870/1871, 1876/1877 und 1882/1883 war er Landammann. In Brentanos Amtszeit als Justizdirektor fällt namentlich die Errichtung der Strafanstalt in Lenzburg, um deren Organisation er sich wesentliche Verdienste erwarb. Als die Zahl der Regierungsräte durch die Verfassungsrevision von 1885 reduziert wurde, schied er aus der Regierung aus und ließ sich als Gerichtspräsident nach Laufenburg wählen. «Neidlos und in patriotischer Ent-sagung zog sich der langjährige Staatsmann in seine Vaterstadt zurück» (Nachruf). Als Regierungsrat war er 1868 in den Verwaltungsrat der Nordostbahn, 1880 in denjenigen der Aargauischen Bank gewählt worden. 1868 bis 1872 amtete Brentano, katholischer Herkunft, aber zum Liberalismus sich bekennend, als Vizepräsident und 1872 bis 1876, in der Zeit des heftigsten Kulturkampfes, gar als Präsident des Katholischen Kirchenrates, neben Augustin Keller als Präsident, beziehungsweise als Vizepräsident. Nach der Rückkehr in die Vaterstadt gehörte er von 1885 an bis zum Tode nochmals dem Großen Rate an. Seit 1891 war er auch Mitglied der Anklagekammer. Brentanos Wesen wird als mild und stets zur Versöhnung geneigt geschildert. Er war mit seiner Kusine, Maria Josepha Brentano, einer Tochter von Oberst Josef Maria Brentano, verheiratet, die ihm zwei Töchter schenkte.

QUELLEN UND LITERATUR: Protokolle und Akten des Großen Rates und des Regierungsrates. – Nekrolog im *Aargauer Tagblatt* vom 1. November 1894. – J. v. BRENTANO, *Die Familie des Landammanns ... Carl Friedrich Brentano*, in *Vom Jura zum Schwarzwald*, 1936, S. 56–8.

Georg Boner 100

Breslau, Louise-Cathérine, Porträtmalerin, * 6. Dezember 1856 in München, † 12. Mai 1927 in Paris. Tochter des

Münchener Gynäkologen Bernhard Breslau (1829–1866) und der Maria Catharina von Brandenstein (1835–1893). Der Großvater, Heinrich Breslau (1784–1851), Sohn eines Handelsmannes gleichen Namens in Ansbach, war Militärarzt im Heere Napoleons, später ordentlicher Professor für Arzneimittellehre in München und Leibarzt des Königs von Bayern. Die Familie der Mutter (Vater: Heinrich Adolf Freiherr von Brandenstein) gehörte dem deutschen Uradel an und hat zahlreiche Offiziere und hohe Beamte im Dienst verschiedener deutscher Fürsten aufzuweisen.

L. C. Breslau wächst in Zürich auf, wohin der Vater 1858 an die Frauenklinik berufen wurde und wo er posthum das Bürgerrecht erhielt. Als Kind stets kränklich, an Asthma leidend. Mit zehn Jahren verliert sie den Vater. Erster Malunterricht bei Eduard Pfyffer in Zürich. 1876 nach Paris an die Académie Julian bis 1880. 1884 nochmals für kurze Zeit. Reisen in die Bretagne 1880 und 1887, 1890 nach Italien, insbesondere aber nach 1884 fast alljährlich nach den Niederlanden zum Studium der holländischen und flämischen Meister. Erste Erfolge 1880 mit dem Porträt des Engländers Davison, 1881 mit dem Bild *Les amies* (Genf, Kunstmuseum). Ihre Kunst ist umstritten, wie noch der ganze Impressionismus. Der Konkurs der Galerie Vivienne, die ihr eine Rente zugesichert hatte gegen Ablieferung sämtlicher Bilder, zwingt sie, mit Porträtmalerei ihr Brot zu verdienen. Es bleibt daneben wenig Zeit für größere Kompositionen: *Thé de cinq heures* (1883) und *Contrejour* (1889) im Kunstmuseum Bern, *Chez moi* (Porträt mit Mutter und Schwester 1886) im Musée du Jeu de Paume in Paris, *Porträt des Bildhauers Carriès* (1886) im Petit Palais in Paris, *La vie pensive* (1908) und *Sous les pommiers* (1887) in Lausanne, *Les gamines* (1890) im Museum von Carpentras. Je ein Bild befindet sich in den Museen von Aarau, Zürich, Dublin, Rouen und Stockholm, zwei besitzt Baden. Die Porträts sind fast alle in Privatbesitz in Frank-

reich zerstreut. Die einzige größere Sammlung, insbesondere von prachtvollen Spätwerken, befindet sich im Besitz von Herrn Dr. Benelli in Zürich.

Ihr ganzes weiteres Leben verbrachte die Malerin Breslau in Paris, wo sie gegen 1900 Anerkennung fand und ausstellte (1904, 1921, 1924). In der Schweiz wenig bekannt. Zwei kleinere Ausstellungen in den achtziger Jahren hatten keinen Erfolg, weitere waren nicht möglich, da Breslau als Frau dem Schweizer Künstlerverband nicht angehören und somit auch nicht ausstellen konnte. Der Weltkrieg und die zunehmende Vereinsamung verdüsterten die letzten Jahre der Künstlerin, die dennoch unermüdlich weiterschuf. Gedächtnisausstellung 1928 in Paris.

Da die Mutter der Malerin mit der jüngsten, unverheirateten Tochter nach Baden gezogen war, kam Breslau im Sommer oft dorthin, ja eine Zeitlang wohl fast alljährlich. Sie verfügte, daß sie in Baden neben ihrer Mutter bestattet werden sollte (Beerdigung am 22. Juni 1927 in Baden) und setzte ein Legat für den Unterhalt des Grabes aus.

Drei Perioden des Schaffens von L. C. Breslau: Frühzeit mit klar umrissenen Gestalten, ernste, verhaltene Gesichter junger Menschen, nicht unähnlich den frühen Bildern des nur um drei Jahre älteren Hodler. Mit den neunziger Jahren werden die Farben lebhafter, das Licht flimmert; auf Kinderbildern sogar manchmal strahlende Fröhlichkeit, meist aber ernste, ja strenge Grundhaltung. Diese verstärkt sich noch während des Weltkrieges und wird zur Resignation der letzten Jahre: *Die Malerin und ihr Modell* (1921), *Knabenporträt* (1926), *Tänzerin* (1926). Mit ihrem ganzen Schaffen gehört sie dem Impressionismus an, der jedoch infolge der ihr eigenen Strenge und Leidenschaftlichkeit und durch ihre Beschränkung auf die Gestaltung des Menschen im Porträt eine starke eigene Note erhält.

QUELLEN: ARSÈNE ALEXANDRE, *Louise C. Breslau*, Paris 1928. – MADELEINE ZILL-

HARDT: *Louise-Cathérine Breslau et ses amis*, Paris 1932. – Biographie auch bei DORIS WILD, *Schweizer Frauen der Tat 1855–1885*, Zürich 1928. – Autobiographischer Artikel in *Am häuslichen Herd*, April 1925. – Artikel in *La renaissance de l'art français*, November 1926.

Lili Zschokke-Glarner 101

Brodowski, Carl von, von Baden, * 13. Februar 1869 in Polen, † 25. Januar 1937. Bauingenieur, Vizedirektor der Motor-Columbus-Aktiengesellschaft für elektrische Unternehmungen. Auf dem Rittergut Pavlova bei Gnesen (Provinz Posen) geboren, besuchte er das Realgymnasium in Posen, nach Übersiedlung nach Zürich die dortige Kantonsschule und die ETH, wo er 1891 als Bauingenieur mit Auszeichnung diplomierte. Es folgten neun Jahre praktischer Betätigung bei Bahnbauten in Brasilien, u. a. als Bauleiter auf der Bergstrecke der Eisenbahn von Santos nach São Paulo. Dann Wasserkraftstudien am Pescara für die Société Financière Franco-Suisse. Er stand in freundschaftlichem Verkehr mit den Polen in der Schweiz. Von seinen Studienjahren datierte die Freundschaft mit Narutowicz, dem späteren Professor an der ETH und ersten Präsidenten der Republik Polen. 1902 verehelichte er sich mit Jadwiga von Trzcinska. Der Ehe entsprossen die Kinder Alexander, Carl und Halina. Vom gleichen Jahr datiert auch sein Eintritt bei der Motor-Aktiengesellschaft für angewandte Elektrizität in Baden, bei der er bis zu seinem Tod eine erfolgreiche Tätigkeit in der Projektierung und im Bau von Wasserkraftwerken entfaltete. Schon 1909 Chef der Bauabteilung, 1913 zum Prokuristen ernannt, wurde er 1924 in Anerkennung seiner Verdienste zum Vizedirektor der inzwischen in Motor-Columbus-AG für elektrische Unternehmungen umgewandelten Firma befördert.

Unter seiner Mitwirkung und Leitung entstanden in der Schweiz Wasserkraftanlagen, wie das Pumpenspeicherwerk Ruppoldingen, die Werke Ticinetto, Löntsch und Biaschina, das Arniwerk bei

Amsteg, das Aarewerk Gösgen, das Lungernseewerk, das Pumpspeicherwerk Tremorgio, und schließlich 1932 das Piottinowerk am Tessin und das Großkraftwerk Ryburg-Schwörstadt am Rhein; parallel dazu in Italien Anza und Cairasca, drei Werke an der Maira, Varone am Comersee. Daneben projektierte er Fabrikbauten für die Elektrochemie in Bodio und Italien und begutachtete zahlreiche Wasserkraftprojekte. Er amtierte auch als Experte im In- und Auslande. Besondere Verdienste hat sich Carl von Brodowski um die Entwicklung des Druckstollenbaues erworben, so durch die Einführung des kreisförmigen Querschnittes bereits 1907 im Tessin und 1913 in Italien; desgleichen um den Bau von Staudämmen mit Lehmkern (Löntsch und Arvo, Süditalien). Auch war er in Fachkreisen eine angesehene Persönlichkeit. So wirkte er namentlich im Schweizerischen Wasserwirtschaftsverband aktiv mit. In der Schweiz faßte er schon als Kantonsschüler Wurzel. Er erwarb sich das Bürgerrecht von Baden am 5. April 1923.

Allgemein beliebt und geachtet war er wegen seiner fachlichen Fähigkeiten, seiner Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit. Seine universelle allgemeine Bildung gestaltete den Verkehr mit ihm anregend und angenehm. Erstaunlich waren sein Gedächtnis und sein Sprachtalent. Mühe-los konnte er sich in acht Sprachen mündlich und schriftlich unterhalten. Seinen Mitarbeitern und Untergebenen war er ein zielsicherer Führer und Freund, dem die besten Eigenschaften des Geistes und des Herzens eigen waren.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Standfestigkeitsberechnungen von Erddämmen* von Ing. CHARLES BRODOWSKI und Ing. EDGAR JEUCH, im *Bericht vom 2. Talsperrenkongreß Washington (D.C.) 1936*. – *Ehrung von Ingenieur Gabriel Narutowicz*, Bericht des Komitees und Ansprachen anlässlich der Einweihungsfeier der Gedenktafel, 20. Februar 1932.

LITERATUR: *Schweizerische Bauzeitung* vom 20. Februar 1937, Nekrolog. – *Biographisches Lexikon verstorbener Schweizer I*, 461.

Henri Niesz † 102

Brogle, Hermann, * 20. März 1831 in Sisseln, † 30. Dezember 1885 daselbst, Wachszieher. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts kaufte er den Gasthof «Zum Adler», der dazu gedient hatte, Auswanderer zu sammeln, die dann zu Wagen und Pferd bis ans Meer geleitet wurden. Hier begann Hermann Brogle seinen Handwerksbetrieb aufzubauen. Es wurden Kerzen gegossen und hauptsächlich die heute kaum mehr bekannten «Wachsrodels», jene von den Frauen bei Begräbnissen und Totenmessen in der Kirche angezündeten Wachsstöcke, die aus langem zylinderförmig aufgerolltem Wachsdraht geflochten waren. Es ist überliefert, daß Hermann Brogle vor dem Bischof einen Eid ablegen mußte, daß für die Kirchenkerzen nur reines Bienenwachs verwendet werden durfte.

Hermann Brogle hatte zwei Söhne, Emil (geboren 1861) und Theodor (geboren 1862). Beide halfen im väterlichen Geschäft mit und übernahmen dasselbe nach dem Tod des Vaters. Der Betrieb vergrößerte sich rasch, und nach dem Tod der beiden Brüder (1910) wurde das Unternehmen von deren beiden Söhnen als Kollektivgesellschaft weitergeführt; die beiden neuen Inhaber, Emil und Hermann Brogle, versuchten, aus dem ursprünglich kleinen Handwerksbetrieb einen Industriebetrieb zu machen.

Das aufstrebende Unternehmen wurde von zwei harten Schlägen getroffen: Dem Tod von Emil Brogle (1945) und der vollkommenen Zerstörung des Gasthofes «Zum Adler» durch einen Brand (1948). Durch die Initiative von Hermann Brogle entstand ein neues modernes Fabrikgebäude. Der erhoffte Erfolg der neuen Fabrik blieb aus, und aus verschiedenen Gründen brach das Unternehmen finanziell zusammen; es ging in die Hände einer Aktiengesellschaft über, die den ursprünglichen Namen bis heute beibehalten hat.

Hermann Brogle nahm die Fabrikation von neuem auf und sein Unternehmen sucht mit Erfolg die althergebrachte Tradition weiterzuführen.

Bemerkenswert ist, daß im alten Fischerdorf Sisseln heute drei Wachswarenfabriken bestehen, in denen fast das ganze Dorf seine Beschäftigung findet. Sisseln ist zum aargauischen Standort dieses unscheinbaren Industriezweiges geworden.

Theodor Brogle 103

Bronner, Franz Xaver, * 23. Dezember 1758 in Höchstädt an der Donau, † 11. August 1850 in Aarau. Mönch, Dichter, Mathematikprofessor und Staatsarchivar.

Geboren als Sohn eines blutarmen Ziegelbrenners, geschult in der barocken Zauberwelt eines Jesuitenseminars, im Benediktinerkloster Heiligenkreuz in Donauwörth als Mönch eingekleidet und zum Priester geweiht, wird Bronner als 27jähriger seiner unüberwindlichen Weltlichkeit inne und rettet sich in abenteuerlicher Flucht, von Steckbriefen verfolgt, nach Zürich, wo der Idyllendichter Salomon Geßner einen verwandten Dichtergeist in ihm wittert und zur Produktion anregt. Nach dem enttäuschenden Versuch, im revolutionswirren Frankreich als Maschinenbauer oder Weltgeistlicher unterzukommen, kehrt er 1794 nach Zürich zurück und tritt in die Schriftleitung der *Neuen Zürcher Zeitung* ein. Der Umbruch von 1798 trägt den Findigen und Wendigen in weithin sichtbare Stellungen empor: In der Helvetik wird er Kanzleichef im Ministerium der Künste und Wissenschaften unter Stapfer, 1804 Professor für Mathematik und Naturwissenschaften an der Kantonsschule Aarau, 1810 auf Grund einer umsichtig vorbereiteten Berufung ordentlicher Professor für Physik an der Universität Kasan. Nach sieben russischen Jahren an die Kantonsschule zurückgekehrt, tritt der erstaunliche Ex-Benediktiner zum reformierten Glauben über, erwirbt 1820 das Bürgerrecht von Matt und heiratet als über 60jähriger ein Bauernmädchen. 1827 ernennt ihn der Regierungsrat zum Kantonsbibliothekar, 1829 zum Staatsarchivar. In der 1844 erschienenen minutiösen, kenntnisreichen und verblüffend vielseitigen Beschreibung

seiner späten Wahlheimat, *Der Kanton Aargau, historisch, geographisch, statistisch geschildert*, hat der genialische Bronner, wie ihn der Dichter Wieland nannte, sich ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Siehe *Lebensbilder*, S. 252–6.

Heinz Vogelsang 104

Brown, Charles E. L., * 19. Juni 1863 in Winterthur, † 2. Mai 1924 in Montagnola bei Lugano. Hervorragender Konstrukteur und Ingenieur, Gründer der nach ihm und Walter Boveri benannten Firma in Baden. Sohn des 1851 von der Firma Sulzer aus England nach Winterthur berufenen genialen Ingenieurs Charles Brown. Nach technischen Studien und einer kurzen Ausbildungszeit bei Bürgin in Basel tritt er mit seinem Vater 1885 in den Dienst der Maschinenfabrik Oerlikon und übernimmt hier zwei Jahre später schon die Leitung der elektrotechnischen Abteilung. Ausbau des Gleichstromsystems und konstruktive Durchbildung der Gleichstrommaschinen führen zur ersten schweizerischen Energieübertragung von Kriegstetten nach Solothurn. 1891 gelingt Charles Brown bei der Eröffnung der Frankfurter Ausstellung die Stromübertragung von Lauffen am Neckar nach dem 175 km entfernten Frankfurt. Er eröffnet damit den Weg zur Übertragung großer Energiemengen über weite Strecken und zur elektrischen Großindustrie. 1891 gründet er zusammen mit Walter Boveri (s. d.) die Kommanditgesellschaft Brown, Boveri & Cie. in Baden, von deren Werkstätten bald grundlegende Neuerungen zur Projektierung und zum Ausbau der Wasserkraftwerke wie der Elektrizitätswirtschaft in der Schweiz ausgehen. Bahnbrechend wurde Brown mit den Hochspannungsmaschinen und der Durchbildung der von Dampfturbinen angetriebenen Turbogeneratoren. Nicht minder groß ist sein Anteil an den Anfängen der elektrischen Traktion bei Straßenbahnen, Bergbahnen und schließlich bei den Schweizerischen Bundesbahnen.

Mit der Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft übernahm Brown 1900 den Vorsitz im Verwaltungsrat. 1911 trat er aus der Leitung zurück und verbrachte den Lebensabend in Montagnola. Von der Stadt Baden erhielt er das Ehrenbürgerrecht, von der Technischen Hochschule Karlsruhe den Ehrendoktor. Brown zählt zu den bedeutendsten Pionieren der Elektrotechnik.

Siehe *Lebensbilder*, S. 359–63, von KARL SACHS.

Otto Mittler 105

Brown, Sidney W., von Baden, * 7. März 1865 in Winterthur, † 1. August 1941 in Baden. Er war der zweitälteste Sohn des Ch. Brown, Ingenieur von Uxbridge in England, und der Eugenie geborene Pfau von Winterthur. Zusammen mit seinem älteren Bruder C. E. L. Brown (siehe dort) wuchs Sidney W. Brown in Winterthur auf und hatte wie dieser seine Berufsausbildung am Technikum seiner Geburtsstadt erhalten. Seine Lehrzeit absolvierte er bei der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik Winterthur, die sein Vater im Jahre 1871 gegründet und bis 1884 als deren Direktor geleitet hatte. 1884 war dieser zur «AG der Werkzeug- und Maschinenfabrik Oerlikon» (seit Ende 1886 «Maschinenfabrik Oerlikon») übertreten, um dort den Bau elektrischer Maschinen einzuführen. Zu seiner Unterstützung hatte Vater Brown seine beiden Söhne mitgenommen. Während sein älterer Sohn C. E. L. Brown in Diensten der Maschinenfabrik Oerlikon zunächst blieb, verließ Ch. Brown Vater schon im Jahre 1885 die Firma in Oerlikon. Sidney W. Brown begleitete seinen Vater zunächst nach Newcastle und dann nach Pozzuoli bei Neapel, wo dieser eine Filialfabrik der Firma Armstrong, Mitchell & Co. einzurichten übernommen hatte.

Hierauf führte Sidney W. Brown während fast anderthalb Jahren eine längere Reise nach Indien und Australien aus.

Im Sommer 1889 kehrte er zur Maschinenfabrik Oerlikon zurück, und es entwickelte sich bereits damals zwischen den beiden teils ähnlich teils aber wieder ganz verschieden begabten Brüdern ein Verhältnis glücklicher Zusammenarbeit, das bei dem jüngeren Sidney viel Takt und Einfühlungsvermögen und begreiflicherweise oft ein unverdientes Zurückstehen erforderte. C. E. L. Brown, in seinem Berufe der ausgesprochene Romantiker und ideenreiche und phantasievolle Künstler, der immer nur in großen Zügen seine Maschinen konzipierte, überließ bereits damals deren Berechnung und konstruktive Durchbildung ganz seinem Bruder Sidney. Hervorragenden, wenn auch für Uneingeweihte kaum sichtbaren Anteil, hatte Sidney W. Brown an den bekannten Schöpfungen seines Bruders aus jener Zeit.

Als C. E. L. Brown und W. Boveri (siehe dort) im Jahre 1891 die Firma Brown Boveri & Cie. ins Leben riefen, kam Sidney W. Brown mit seinem älteren Bruder als dessen getreuer und uneigennütziger Helfer nach Baden, und das glückliche Verhältnis sich ergänzender Zusammenarbeit erfuhr eine weitere Vertiefung. Bei der Organisation der ursprünglichen Kommanditgesellschaft, bei der C. E. L. Brown und W. Boveri zunächst als alleinige, unbeschränkt haftende Gesellschafter die eigentlichen Chefs waren, ergab es sich von selbst, daß Sidney W. Brown sehr bald zum obersten technischen Leiter wurde, bei dem schließlich alle Fäden der Werkstätten, der Versuchslokale und der Konstruktionsabteilungen zusammenliefen. Diese Stellung hat dann bei Anlaß der Umwandlung des Unternehmens in eine Aktiengesellschaft im Jahre 1900 und des Eintritts von Sidney W. Brown in die Delegation des Verwaltungsrates eine weitere Akzentuierung erfahren. Durch volle 35 Jahre lag bei Sidney W. Brown in diesem Gremium die letzte Entscheidung in allen technischen Dingen, und unschätzbar sind die Dienste, die er in dieser überaus verantwortungs-

vollen Stellung dem Unternehmen geleistet hat. Die verdiente Anerkennung zollte ihm 1930 die Eidgenössische Technische Hochschule durch Verleihung des Doktors der technischen Wissenschaften *honoris causa*. Im Jahre 1935 legte Sidney W. Brown als Siebzigjähriger seine Stelle innerhalb der Delegation des Verwaltungsrates nieder und schied damit formell als aktiver Mitarbeiter aus.

Darüber hinaus hatte Sidney W. Brown ein sehr bestimmtes und sehr intensives Verhältnis zur bildenden Kunst. Viele Jahre hindurch betätigte er sich als Sammler. Mit einem äußerst feinen Kunstverständnis und einem überaus kultivierten Geschmack sammelte er Werke der großen französischen Maler des 19. Jahrhunderts, und dies zu einer Zeit, als ein Corot und Courbet, ein Monet, Renoir und Cézanne ebensowenig beachtet und kaum verstanden wurden, wie der den Übergang zum Expressionismus vermittelnde geniale Holländer Vincent van Gogh. Mit so manchem Kunstwerk jener Meister hat Sidney W. Brown sein Heim an der Römerstraße in Baden geschmückt, das er sich nicht zufällig im zeitlos schönen Stil eines englischen Landhauses hatte erbauen lassen.

LITERATUR: *Hauszeitung BBC* 1941. – *Badener Tagblatt* vom 2. und 5. August 1941. – K. S(ACHS), *50 Jahre Brown Boveri 1891–1941*.

Karl Sachs 106

Bruggisser, Anton, * 15. März 1835 in Wohlen, † 21. März 1905 daselbst, Arzt und Industrieller. Sohn des Oberrichters Peter Bruggisser und der Emma, Tochter des Handelsmannes Plazid Isler. Von seinem für Freiheit und Fortschritt begeisterten Vater erbte er den weiten Blick und den freien Sinn, Schaffenstrieb, Ordnungsliebe und Gewissenhaftigkeit, von seiner Mutter aber ein golden Herz, empfänglich für alles Schöne, Edle und Erhabene. Der Jüngling sah in dem Vaterhause, in dem sich akademischer Geist und inindustrielles Unternehmertum paarten, manche hervorragende Persönlichkeit aus-

und eingehen. Aus Gesprächen über die damaligen Ereignisse in engerer und weiterer Heimat wie im Auslande holte er sich jene Anregung, welche ihn später seine besten Kräfte in den Dienst der Allgemeinheit stellen ließ. Anton Bruggisser besuchte die Schule seiner Heimatgemeinde, dann die Bezirksschule in Muri und die Kantonsschule in Aarau. Von 1854 an medizinische Studien in München, Würzburg, Prag und Wien, nach einer Studienreise über Paris, Berlin und London 1857 in Bern Promotion und Staatsexamen. Mit 23 ½ Jahren ließ Bruggisser sich als Arzt in seiner Heimatgemeinde nieder und konnte sich bald eines großen Zutrauens erfreuen. Überall setzte er seine Persönlichkeit ein, wo es galt, zu helfen, menschliches Elend zu mildern. Er war aber auch ein wissenschaftlicher Arzt, der an seiner eigenen Ausbildung stets arbeitete und in Vorträgen belehrend wirkte. Mit geschickter Hand war er in der Chirurgie und Geburtshilfe tätig und wurde oft von seinen Kollegen zu Rate gezogen. 1859 weilte Dr. Bruggisser als Militärarzt im Truppenlager in Graubünden und nahm später den Grad eines Hauptmanns ein. Er war 30 Jahre Präsident der Ärzte-Gesellschaft des Freiamts, 25 Jahre im Vorstand jener des Kantons Aargau und 20 Jahre Mitglied der Aufsichtskommission für die Anstalten in Königsfelden und Muri. Lange Zeit wirkte er auch in der aargauischen Sanitätskommission. Er gehörte ferner der Eidgenössischen Cholera-Kommission sowie der Schweizerischen Ärztekommision an.

In der Firma M. Bruggisser & Cie. war Dr. Bruggisser seit 1871 Teilhaber und in den letzten Jahren ältester Chef. Nach der Übergabe der Praxis an seinen Sohn, Dr. W. Bruggisser, konnte er sich der Industrie ganz widmen und baute die damals blühende Hutknüpferei im Kelleramt und im Kanton Unterwalden aus.

Bruggisser beteiligte sich auch an der Politik. Viele Jahre war er Präsident des freisinnigen Vereins, 1879 bis 1889 Mitglied des Großen Rates und 1881 bis 1884

auch Mitglied des Nationalrates. Intensiv beschäftigte er sich mit nationalökonomischen und sozialpolitischen Fragen. Die Gemeinnützigkeit stand ihm dabei höher als politisches Parteigezänke. In der Politik ließen ihn edle Gesinnung und weise Selbstbeherrschung auch den Gegner achten und verschafften ihm Gegenachtung. Unermüdlich die Traditionen der dreißiger Jahre verfechtend, galt Bruggisser als treuer Wächter und Bewahrer demokratischer Weltanschauung und Grundsätze.

Neben der Ausübung seiner beruflichen Pflichten war das Wirken Bruggissers vielseitig. Während mehr als zwanzig Jahren entwickelte er als Mitglied und Präsident der Schulbehörde eine erfolgreiche Tätigkeit im Ausbau des Schulwesens. In den letzten Jahren und bis zu seinem Tode wirkte er als Mitglied und Präsident des Bezirksschulrates Bremgarten, wo er viel zur Hebung der Schulen des Bezirks beitrug. Er war Präsident der Armenpflege, Vorstandsmitglied der Krankenkasse und der Naturalverpflegung, Präsident der Kulturgesellschaft Bremgarten, Gründer und Präsident des gemeinnützigen Ortsvereins. Die geschäftlichen Beziehungen führten ihn endlich auch dazu, der Ersparniskasse Bremgarten-Muri in Wohlen als Präsident des Verwaltungsrates bis zu seinem Ableben vorzustehen. Öffentliche Werke, so die Wasserversorgung, die elektrische Dorfbeleuchtung, die neue Waisenanstalt, der Bau der Friedhofhalle und des Krankenasyls, aber auch die Gründung der kantonalen Krankenanstalt, der Pfllegeanstalt in Muri und eines aargauischen Lungensanatoriums sind enge mit seinem Namen verflochten. Anton Bruggisser war ein großer Arzt und Wohltäter, daneben ein Förderer aller gesanglichen und musikalischen Bestrebungen.

LITERATUR: H. LEHMANN, *Die aargauische Strohindustrie*, Aarau 1896. – E. RÜST, *Die aargauische Strohindustrie*, Zürich 1918. – W. CORRODI, *Die schweizerische Hutgeflecht-Industrie*, Diss., Wädenswil 1924. – G. RODEL,

Die Anfänge und die Entwicklung der Strohindustrie, S.A. aus der *Freiämter Zeitung*, Wohlen 1934. – G. RODEL, *Von den Anfängen der Freiämter Strohflechtereie*, in *Unsere Heimat* (Jahresschrift der Historischen Gesellschaft Freiamt, 24. Jahrgang, 1950). – M. Bruggisser & Cie., *100jähriges Jubiläum*, 1912, Monographie der Firma.

NEKROLOGE: *Jahresbericht der Schulen von Wohlen*, Schuljahr 1905/06; *Schweizer Freie Presse* vom 25. März 1905, *Freiämter Stimmen* vom 24. März 1905.

Hans Müller 107

Bruggisser, Johann Peter, von Wohlen, * 26. Juli 1806, † 8. Januar 1870, wurde nach einer gediegenen Gymnasialbildung Schüler des Aarauer «Lehrvereins» und Studiosus der Rechte in München, Heidelberg und Freiburg im Breisgau. Er wirkte als Inhaber der väterlichen Strohflechtereifirma, doch wurde er auch weit auf das politische Feld hinausgeführt. Er war jahrelang Präsident der Schulpflege Wohlen, Mitglied und mehrmals Präsident des Aargauischen Großen Rates, Tagsatzungsgesandter, Gerichtspräsident des Bezirks Bremgarten, später Oberrichter. Als aargauischer Parlamentarier interessierte er sich besonders lebhaft für Fragen der Rechtsgesetzgebung. Nach dem Rücktritt aus dem Großen Rate gehörte er noch bis 1866 dem Nationalrate an.

Als radikaler Feuerkopf hatte er begonnen, verlegte aber im Laufe der Zeit, ohne es deshalb in seiner politischen Entwicklung zu einem eigentlichen Bruche kommen zu lassen, seine politischen Positionen etwas zurück. Besonders interessant prägte sich seine und seiner Wohlener Freunde Position in den Jahren der Verfassungskrise von 1849/1852 aus. Im Zeichen eines ausgesprochenen wirtschaftspolitischen Liberalismus war diese der heraufziehenden direkten Demokratie ebenso feind wie einer vorwiegend auf direkte Besteuerung gegründeten Staatsfinanzierung oder gar der Steuerprogression.

Siehe *Lebensbilder*, S. 226–8.

Eduard Vischer 108

Bruggisser, Kaspar Leonz, von Wohlen, * 1. Februar 1807, † 15. Februar 1848, bildete sich im «Lehrverein» zu Aarau und an deutschen Universitäten zum Juristen aus. Er diente dem Bezirk Laufenburg als Gerichtspräsident, seinem Heimatkanton als Mitglied des Großen Rates. Viermal vertrat er den Aargau an der Tagsatzung.

Bruggisser trat schon mit 23 Jahren in die Politik ein und war jahrelang einer der Radikalsten unter den Radikalen. Sein politisches Schicksal ist aber dadurch vor allem denkwürdig geblieben, daß er aus der Erfahrung, daß die überbetonte staatliche Einheit gerade zur heillosen Entzweiung des Volkes geführt habe, sich einer historisch unterbauten, gemäßigten Politik zugewandt hat. Für seine neue Haltung fand er kaum irgendwo Verständnis. In einer gedrängten Geschichte der politischen Entwicklung des Aargaus seit seiner Begründung suchte er seinem persönlichen politischen Geschick eine gewisse Allgemeingültigkeit zu geben.

Siehe *Lebensbilder*, S. 224–6.

Eduard Vischer 109

Bruggisser, Traugott M., * 26. Oktober 1869 in Wohlen, † 3. Dezember 1943 daselbst, Industrieller und Oberst. Sohn des Arztes Dr. Anton Bruggisser und der Emma geb. Isler. Vater und Mutter waren ihm Vorbilder hoher Pflichtauffassung, frohen Schaffensgeistes und des Dienstes am Volke. Traugott Bruggisser durchlief die Schulen seines Heimatortes und trat im Frühjahr 1885 in das Gymnasium Aarau ein, wo bedeutende Lehrer der humanistischen und der naturwissenschaftlichen Richtung von nachhaltigem Einfluß für den werdenden Mann wurden. Nach bestandener Maturität im Frühjahr 1889 widmete er sich vorerst dem Studium der Rechte an den Universitäten Bern, Leipzig und Berlin. Dann stellte er sich dem Industrieunternehmen zur Verfügung, besuchte die Handelsschule in Neuenburg und vervollkommnete sich auf kommerziellen Wanderjahren in Lyon,

Marseille und London. Das Jahr 1893 brachte seinen Eintritt als Mitinhaber in die Firma M. Bruggisser & Cie. Zunächst widmete er sich dem technischen Betriebe. Aus dem ursprünglichen Handlungshause mußte ein Fabrikationsunternehmen geschaffen werden. Mit Hingabe und initiativer Kraft nahm er sich der neuen Aufgabe an. Aus den bescheidenen Lagerräumen wurde ein umfangreicher Betrieb mit Maschinen, Anlagen und Gebäulichkeiten.

Kurz vor seiner Heirat mit Delia Michalska 1896 kam die Beteiligung an Zweiggeschäften in Florenz und London. Aus einer Organisation von wenigen Angestellten wurden mit den Jahrzehnten eine ansehnliche Belegschaft und eine Regelung des Verkaufs über Länder und Kontinente. Große Erfolge wechselten mit schweren Enttäuschungen. In alledem blieb Traugott Bruggisser nicht im heimatischen Getriebe stehen. Mit weltweitem Blick zog er selber hinaus und übernahm jahrelang die Bearbeitung des Verkaufs in Paris, Belgien und Ostfrankreich und war ebenso in Zweighäusern in London und Florenz und auch jenseits des Ozeans in Amerika tätig. Von den schweren Krisenzeiten der dreißiger Jahre schrieb er: «Es brauchte eine große Zuversicht, um in diesem Trommelfeuer von Verlusten und Wirrwarr die Hoffnung auf eine Besserung nicht zu verlieren.» Im Jahre 1907 kam es zur Gründung einer Aktiengesellschaft, der Traugott Bruggisser zuerst als Delegierter des Verwaltungsrates und nach dem Rücktritt seines Bruders Alfred als Seniorchef mit großer Erfahrung, Umsicht und Klarheit vorstand. Über das eigene Unternehmen hinaus vertrat er auch die Interessen der Strohindustrie im Verband aargauischer Hutgeflechtfabrikanten, dessen Mitbegründer er war.

Die starke Persönlichkeit Bruggissers blieb der Öffentlichkeit nicht verborgen. Er gelangte auf militärischem und politischem Gebiete in führende Stellungen. Der erste Grundsatz General Willes für

Soldaten und Soldatenführer: Erziehung zur Männlichkeit und zu männlichem Wesen, war in ihm verkörpert. Bei der Artillerie avancierte er zum Hauptmann und wurde in den Generalstab berufen. Er kommandierte die Feldbatterie 52, führte später das Art. Rgt. 12 und war bei den Kaisermanövern Stabschef der 6. Division Schießle. Ein enges Verhältnis verband ihn mit dem von ihm hochgeschätzten General Wille. Als Kdt. der Art. Brig. 6 unter dem nachmaligen Oberstkorpsskdt. Bridler schloß er seine militärische Laufbahn. Wie als Soldat, so hat sich Oberst Traugott Bruggisser auch als Politiker eingesetzt. Es war Tradition im Hause Bruggisser, am politischen Leben des Freiämter Anteil zu nehmen – Großvater Peter Bruggisser war beim Freiämtersturm dabei und sein Sohn Anton marschierte als Schulknabe beim Freischarenzug mit. Von seinen Vorfahren hat Oberst Traugott Bruggisser die Leidenschaft für den Staat geerbt, aber auch die geschlossene freisinnige Weltanschauung. So stand er im politischen Kampfe in den vordersten Reihen. Als Gründer und langjähriger Präsident der *Freiämter Zeitung* schuf er den freisinnigen Freiämtern ein Sprachrohr. 1923 übernahm er die kantonale Parteileitung und wurde in der Folge auch in den Großen Rat abgeordnet, den er 1932 präsidierte. Hohe Auffassung der Politik, konziliante und feste Führung kennzeichneten seine politische Betätigung. Als Industrieller war er sich über die Bedeutung der Wirtschaftspolitik im klaren, aber er bedauerte die Auflösung des Volkes in sich bekämpfende Interessengruppen.

Große Verdienste erwarb sich Oberst Traugott Bruggisser um die Gemeinde Wohlen. Von 1898 bis 1900 und erneut von 1906 bis 1926 war er im Gemeinderat und stand seiner Heimatgemeinde 16 Jahre als Gemeindeammann vor. Sein Wirken fiel in eine Zeit der technischen Entwicklung. Elektrizitätsversorgung, Übernahme und der Ausbau des Gaswerkes, Anpassung des Straßennetzes an die Erforder-

nisse des Automobilverkehrs brachten ein gewaltiges Maß an Arbeit, ebenso die Eingliederung von Anglikon in die Gemeinde Wohlen und nicht zuletzt die Bünzkorrektur und die damit zusammenhängende Entwässerung und Güterregulierung. Sein besonderes Interesse galt auch der Schule. Während zehn Jahren war er Mitglied der Schulpflege, von 1922 an des Bezirksschulrates, zwanzig Jahre lang dessen Präsident. Auch als Präsident des gemeinnützigen Ortsvereins war ihm die kulturelle Förderung seiner Heimatgemeinde innerstes Bedürfnis. Nennen wir noch seine wertvolle Arbeit als Verwaltungsrat der Pflegeanstalt Muri, der Wohlen-Meisterschwanden-Bahn, der Aargauischen Kreditanstalt und nachher der Schweizerischen Bankgesellschaft sowie als Mitglied der Aargauischen Handelskammer.

Trotz dieser Unsumme von Arbeit verstand es Oberst Bruggisser aufs beste, von seiner Gattin unterstützt, den Sinn für die Familie lebendig zu gestalten und das Erbgut der Väter als Tradition und Geist weiterzugeben. Er gehörte dem Rotary-Club Aarau an, bei dem ihm die Ideale der Menschlichkeit begegneten. 1933/34 war er Präsident des Clubs und 1939/40 Governor des 54. Distrikts. Oberst Traugott Bruggisser war ein begeisterter Anhänger des Völkerbundes, und es war ihm im Jahre 1920 die größte Sorge, daß die Schweiz demselben beitrete. Trotz den schweren Enttäuschungen, die folgten, hat er seinen Glauben an eine bessere Zukunft, an einen gerechten Ausgang der Weltwirren und seinen lebensbejahenden Optimismus nie verloren.

Oberst Traugott Bruggisser war eine starke, zeit- und geistaufgeschlossene Persönlichkeit von großem Gerechtigkeits-sinn, ein Weltbürger bester Prägung.

LITERATUR: *Traugott M. Bruggisser, Wohlen* (Nachrufe). – Ferner die im Artikel über ANTON BRUGGISSER zitierte Literatur zur Geschichte der Strohindustrie.

Hans Müller 110

Brunner, Johann Caspar, von Lenzburg, * 13. August 1813 in Erlenbach ZH, † 19. Mai 1886 in Niederlenz. Fabrikant. Die Familie war in Erlenbach heimatberechtigt und wurde durch Generationen hindurch «des Ammanns» genannt; der Vater, Hans Kaspar Brunner-Bebié, Mechaniker, starb am 15. Februar 1834. – J. C. Brunner verbrachte den größern Teil seiner Jugend in Turgi, wo er schon als Kind «in die Fabrik» arbeiten gehen mußte. Er selbst schreibt, daß er seine Kinderjahre in den ärmlichsten und unglücklichsten Verhältnissen zugebracht habe, und in einem Brief an die aargauische Regierung betont er, daß er das Fabriklerleben und die Kinderarbeit aus eigener Erfahrung kenne. Als Handelsmann kam Brunner nach Lenzburg, wo ihm am 7. August 1837 die Niederlassungsbewilligung und 1849 das Bürgerrecht erteilt wurde. 1839 eröffnete Brunner in der sogenannten untern Fabrik in Niederlenz mit zwei Arbeitern eine Baumwollstoffweberei. Dieser Betrieb entwickelte sich gut; bald wurden in ihm hundert Arbeiter und in der Zweigfabrik Waldshut weitere hundert beschäftigt. Nach seinem Tode gingen die Fabriken an die Söhne Gottfried und Adolf über; die Krisenzeit der neunziger Jahre führte dann zum Zusammenbruch des Geschäftes. Brunner war ein sehr sozial denkender Arbeitgeber, und suchte durch Taten das Los der Arbeiter zu verbessern. In seinen Betrieben beschäftigte er weder Kinder noch verheiratete Frauen. Als 1852 im Aargau ein Fabrikpolizeigesetz in Diskussion stand, ersuchte Regierungsrat Augustin Keller auch Brunner um Ansichtsaussäuerung. Brunner befürwortete als einer der wenigen Fabrikanten ein solches, und regte eine Reduktion der täglichen Arbeitszeit auf 12 Stunden und das Verbot, Schulkinder in den Fabriken zu beschäftigen, an. Seinem Einfluß ist es weitgehend zu verdanken, daß dieses Gesetz hinsichtlich der Kinderarbeit eine für die damalige Zeit (es datiert vom 16. Mai 1862) fortschrittliche Regelung traf: Min-

destalter 13 Jahre, Vorbehalte bei Verrichtungen, die eine schädliche Einwirkung auf die körperliche Entwicklung und die Gesundheit von jugendlichen Arbeitern erwarten lassen, Begrenzung der täglichen Arbeitszeit für Jugendliche bis zum 16. Altersjahr auf 12 Stunden mit Einschluß des Schul- und Konfirmandenunterrichts, Nachtarbeitsverbot für Jugendliche usw. Im reifern Mannesalter appellierte Brunner durch verschiedene Veröffentlichungen an das Gewissen der Arbeitgeber, womit er über die Landesgrenze hinaus Aufsehen erregte. Besonders lag ihm der Kinderschutz am Herzen. Er verurteilte aber auch die Beschäftigung von verheirateten Frauen, und begründete dies mit den folgenden Worten: «Alle Tierlein auf Gottes Erde werden von der Mutter gepflegt und erzogen. Nur das Kind des Fabrikarbeiters soll hier eine Ausnahme machen.» Interessant ist auch sein Eintreten für das Koalitionsrecht der Arbeiter. Besonders eindrücklich sind Brunners Artikel über die Arbeiterfrage in der von Industriellen herausgegebenen Zeitschrift *Konkordia*. Das Ansehen Brunners war groß, und als das erste schweizerische Fabrikgesetz beraten wurde, sah sich Bundesrat Scherer veranlaßt, ihn neben den Großindustriellen P. Jenny aus Schwanden, später Ständerat, und Gugelmann von Langenthal als Arbeitgebervertreter in die Expertenkommission zu berufen. Wenn das Gesetz, das zustande kam, Brunner auch nicht restlos befriedigte – einerseits ging es ihm durch die Begrenzung der täglichen Arbeitszeit auf 11 Stunden, samstags 10 Stunden, zu weit, andererseits vermißte er das Arbeitsverbot für verheiratete Frauen –, so setzte er sich trotzdem aus Überzeugung für dasselbe ein, und wenn der Aargau in der Volksabstimmung des Jahres 1877 22837 Ja gegen 11313 Nein aufbrachte, so darf dies Brunner zum Teil als sein Verdienst buchen.

VERÖFFENTLICHUNGEN: Zeitschrift *Konkordia* 1871–1874. – *Die Licht- und Schattenseiten der Industrie*, Aarau 1869. – *Der kleine*

Wegweiser durchs Leben für Fabrikarbeiter, Aarau 1872. – *Ansichten über den bundesrätlichen Gesetzesentwurf betreffend die Arbeit in den Fabriken*, Aarau 1876. – *Schutzzoll und Freihandel*, Aarau 1880.

LITERATUR: FERD. BUOMBERGER: *Soziale Gedanken eines schweizerischen Arbeitgebers vor 40 Jahren*, Zürich 1913. – KARL SCHENKEL, *Niederlenz*, 1944. – FRIDOLIN SCHULER, *Erinnerungen eines Siebenzigjährigen*, Frauenfeld 1903.

Hermann Muggler 111

Brunner, Karl, * 19. Mai 1831 in seiner Toggenburger Heimatgemeinde Hemberg SG, † 26. Januar 1881 in Aarau. Aus kinderreicher Familie eines Kaufmanns stammend, besuchte Brunner die Kantonsschule in Aarau und studierte nach der Matura (1850), neben Literatur und Geschichte, protestantische Theologie in Zürich und Tübingen. Als Theologe schloß er sich der Tübinger Schule an. Nach kurzer Vikariatszeit in Kappel wurde er 1856 Pfarrer in Henau, 1858 in Bühler (Appenzell AR), mit reger Wirksamkeit im Armen- und Schulwesen, dann 1864 als Lehrer für Religion, Geschichte und alte Sprachen an die Kantonsschule Trogen und 1866 als Lehrer für Geschichte an das Gymnasium in Biel berufen, welcher Schule er seit 1867 als Rektor vorstand. Hier erwachte seine alte Neigung zur Geschichte mit neuer Stärke. 1871 veröffentlichte er in der *Argovia* seine umfangreichste historische Arbeit über Hans von Hallwil, den Held von Grandson und Murten, mit übersichtlicher Darstellung seiner Vorfahren, 1873 im *Berner Taschenbuch* einen kleineren Aufsatz über Graf Rudolf von Fenis, den Minnesänger am Bielersee, im gleichen Jahr noch eine deutsche Übersetzung von Rilliets Werk *Les origines de la Confédération Suisse, histoire et légende*; in einem Nachwort legte er seine in einigen Punkten von Rilliet abweichende Ansicht über die Tellsage dar. Aus dem Wunsche heraus, vom Schuldienste, der ihn nicht recht befriedigte, wegzukommen und sich ungeteilter als bisher historischen Arbeiten hingeben zu können, bot

Brunner der Regierung des Aargaus, für den er «von jeher eine entschiedene Vorliebe hegte», seine Dienste für die hier seit Jahren, schon durch Erziehungsdirektor Emil Welti, angestrebte Bereinigung der historischen Bestände des Staatsarchivs an. 1873 wurde ihm diese Arbeit übertragen. Mit Eifer nahm sich Brunner – Staatsarchivar Friedrich Schweizer († 1885), der seit 1842 als Nachfolger Franz Xaver Bronners amtete, mußte sich auf die Besorgung des neueren Archivs (von 1803 an) beschränken – der Ordnung der bisher vernachlässigten älteren Archivalien des Staates an und erstellte innert acht Jahren mit unermüdlichem Fleiße einläßliche Regesten von rund 4000 Urkunden der Abteilungen Amt Biberstein, Kloster Königsfelden, Stift Zofingen, Kommende Leuggern und Kloster Wettingen des Staatsarchivs, die auch heute noch, trotz wissenschaftlicher Mängel, für den Archivbenützer ein Hilfsmittel darstellen, das bis jetzt nur zum kleineren Teile durch moderne Urkundenveröffentlichung ersetzt ist. Der mit Hingabe, Treue und Gewissenhaftigkeit ausgeübten Archivtätigkeit wurde Brunner vorzeitig durch ein Lungenleiden entrisen. Als Gelegenheitsfrüchte hatte seine Arbeit noch die beiden kleinen Schriften über *Königsfeldens Schicksale aus seinem Urkundenschatze* (1875) und *Das alte Zofingen und sein Chorherrenstift* (1877) gezeitigt.

NEKROLOGE: HEINRICH BOOS, *Karl Brunner, Archivar in Aarau*, Basel 1881. – *Anzeiger für Schweizerische Geschichte*, Neue Folge, Band III (1878/81), S. 457 (mit Verzeichnis der Schriften). Georg Boner 112

Brunnhofer, Gottlieb Hermann, von Aarau, Kantonsbibliothekar, * 16. März 1841, † 28. Oktober 1916. Hermann Brunnhofer ist in der «Vorderen Halde» seiner Vaterstadt als Sohn des Messerschmieds Gottlieb Brunnhofer-Obrist geboren. Nach dem Besuch der Bezirksschule begann er eine kaufmännische Lehre in der Seidenbandweberei Hunziker im «Hammer».

Als ihn sein Prinzipal beim heimlichen Studium der lateinischen Sprache überraschte, schickte er seinen «Lehrling» mit einem Stipendium in die Kantonsschule, um ihm, im Einverständnis mit den Eltern, die theologische Laufbahn zu ermöglichen. Allein, der anregende Unterricht des freigeistigen Germanisten Ernst Ludwig Rochholz lenkte die Interessen Brunnhofers in eine andere Richtung. Nach glänzend bestandener Maturität studierte er von 1861 bis 1863 klassische Philologie in Zürich und Bonn, und von 1863 bis 1865 Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft in Berlin. Auf Empfehlung von Professor Albrecht Weber wurde er 1866 als Nachfolger des nach Indien berufenen Dr. F. Kielhorn wissenschaftlicher Mitarbeiter am *Sanscrit-English Dictionary* unter Leitung von Professor Monier-Williams in Oxford. Im Sommer 1867 bearbeitete er den Wortindex zu Professor Max Müllers Quartausgabe der *Rigveda-Samhita*, Band V und VI, und hierauf die Präpositionen zur zweiten Auflage des *Anglosaxon-English Dictionary* von Professor Bosworth in Oxford.

Familienumstände riefen Hermann Brunnhofer Ende 1868 in die Heimat zurück, wo er anfangs 1869 eine Stelle für Deutsch und Französisch an der 1866 gegründeten Bezirksschule in Frick übernahm und schon im November für die gleichen Fächer mit Amtsantritt auf Frühjahr 1870 an das Aargauische Lehrerseminar gewählt wurde. Von Wettingen aus doktorierte er an der Universität Zürich mit einer Monographie zur ältesten Empfindungsgeschichte der indogermanischen Völker über das gräko-italische Wort Lac (Lactis) = Milch (Aarau 1871). Im Jahre 1873 wurde er als Nachfolger von Professor Heinrich Kurz (siehe dort) zum Kantonsbibliothekar ernannt, womit die in der Presse lautgewordenen Angriffe gegen seinen freigeistigen Unterricht am Seminar verstummten. Unter seiner Leitung erwarb die Kantonsbibliothek die privaten Büchereien von Professor Rud. Rauchenstein, Nationalrat Carl Feer-

Herzog, Augustin Keller, Pfarrer K. Schröter und die Schloßbibliothek der Familie von May in Rued. In den Jahren 1873 bis 1887 verfaßte Hermann Brunnhofer einen dreibändigen Fachkatalog der Kantonsbibliothek, der in Fachkreisen des In- und Auslandes als Musterwerk anerkannt wurde. Daneben entfaltete er eine große Betriebsamkeit in der Aarauer Storchengesellschaft, in der städtischen und kantonalen Politik (Saalbau 1883; Kremierungswesen 1883; Schafmattbahn 1885; Verfassungsrevision 1885; Alkoholvergesetz 1885). Er war Gründer und erster Präsident der Mittelschweizerischen Geographisch-Kommerziellen Gesellschaft (1886) und als solcher Initiant des ethnographischen Museums in Aarau und Redaktor der *Fernschau* (1886–1888). Im Jahre 1881 besuchte er den internationalen Orientalistenkongreß in Berlin, der ihn zur Publikation einer Arbeit *Über den Geist der indischen Lyrik* mit Originalübersetzungen aus dem Sanskrit anregte (Leipzig 1882). In diese glückliche Aarauer Zeit fallen auch die Studien über Giordano Bruno (*Giordano Brunos Weltanschauung und Verhängnis*, Leipzig 1882, und *Festschrift zur Enthüllung des Giordano-Bruno-Denkmal in Rom* mit der Beilage *Die Ehrfurcht vor dem Altertum als die schuldige Achtung vor der lebenden Gegenwart, eine Idee Giordano Brunos in ihrem Widerhall bei Bacon und Pascal*, Leipzig 1889). Ferner veröffentlichte er ein Buch über Giordano Brunos Lehre vom Kleinsten als der Quelle der prästabilierten Harmonie von Leibnitz (Leipzig 1890) und einen Aufsatz über Giordano Brunos Einfluß auf Goethe (*Goethe-Jahrbuch 1886*). Diese Arbeiten verschafften ihm den Ruf des bedeutendsten Giordano-Bruno-Forschers seiner Zeit, so daß ihm später die Festrede zu dessen 300. Todestag im Beethoven-Saal der Berliner Philharmonie übertragen wurde (18. Februar 1900).

Über der vielseitigen Beschäftigung Brunnhofers geriet allerdings die administrative Verwaltung der Kantonsbiblio-

thek in Unordnung, was die Regierung veranlaßte, ihn im Jahre 1888 seines Amtes zu entheben. Seine Freunde behaupteten, daß er sich auch durch seine Offenheit und Unstetigkeit unbeliebt und durch eine gewisse leidenschaftliche Ablehnung staatsautoritärer und bürokratischer Schranken als Beamter unmöglich gemacht habe. Sein Studienfreund Dr. E. Erismann, Arzt und Staatsrat in Moskau, verschaffte ihm 1889 die freigewordene Stelle als Lehrer für Deutsch, Französisch und Geographie am Gymnasium in Goldingen (Kurland). Seine Frau, Albertine geborene Eggimann, die er 1876 geheiratet hatte, und seine fünf Kinder mußte er in Aarau zurücklassen. 1891 folgte er dem Rufe des Fürsten Esperowitsch Uchtomskij nach Petersburg, um dessen Werk über die Orientreise des russischen Thronfolgers Nikolaus ins Deutsche zu übertragen (2 Bände, Brockhaus 1894/1899). Erst nach zehnjähriger Abwesenheit kehrte Hermann Brunnhofer nach Berlin zurück, nachdem er inzwischen zahlreiche Schriften und Essays zur historisch-geographischen Entwicklung des russischen Reichsgedankens, der russischen Archäologie in Zentralasien und der russischen Ethnologie veröffentlicht hatte (siehe Quellen unter E. Kuhn).

Im Jahre 1901 ließ sich Brunnhofer in Bern nieder, wo er auf der Eidgenössischen Zentralbibliothek tätig war. Gleichzeitig erhielt er, nun bereits 60jährig, die Venia legendi für Urgeschichte, russische Sprache und orientalische Religionen. Bei seinem Alter drängte er auf Beförderung und erhielt 1907 einen Lehrauftrag für historische Geographie im Bereich des Alexanderzuges. Das Extraordinariat lehnte die Philosophische Fakultät allerdings ab mit der Begründung, daß Brunnhofer wohl große Kenntnisse über die Länder, Völker und Sprachen des Orients besitze, daß aber seine Hauptwerke nicht in allen Teilen der wissenschaftlichen Prüfung standhielten. Die gutbesuchten Vorlesungen, vor allem durch die damals zahlreich in Bern studierenden Russen und

Russinnen, veranlaßten die Ernennung Brunnhofers zum Titularprofessor (1908).

Im Spätherbst 1905 war er nochmals in Rußland, und zwar im Auftrage einer schweizerischen Großhandelsfirma, um die wirtschaftlichen Verhältnisse im Wolgabiet von Kasan bis Astrachan zu untersuchen. 1914 verließ Brunnhofer seine Stellung in Bern, lebte kurze Zeit in Basel bei seinem dort verheirateten Sohne Alfred und zog im Januar 1915 nach München, wo er vorübergehend an der Bibliothek der Technischen Hochschule beschäftigt war, meistens aber seinen wissenschaftlichen Studien lebte, für die er sich wegen des Weltkrieges die benötigte Spezialliteratur in der Schweiz nicht verschaffen konnte. Sein letztes Werk über die *Lieder des Agastya* blieb unvollendet; er starb an einem Hirnschlag, fern der stets geliebten aargauischen Heimat, und wurde im Friedhof zu Schwabing beerdigt. An seinem Grab sprachen der Zürcher Professor Dr. Hegi und der siamesische Konsul Lotz. Das umfangreiche Manuskript seiner letzten Studien blieb in den Händen seines Studienfreundes, des Indologen Professor Dr. Ernst Kuhn; es ist seither verschollen.

Von der Vielseitigkeit Hermann Brunnhofers zeugen auch einige literarische Werke, so das dreiaktige Lustspiel *Der Wetterprophet*, das er unter dem Pseudonym Alfred Werder veröffentlichte (Aarau 1884), ferner der *Kulturroman aus Heinrich Zschokkes Nachwelt*, *Arnold Reitzenstein* (Bern 1912) und die *Weltkriegs-Sonette* (München 1916). Im Jahre 1912 verfaßte er unter dem Pseudonym Pacificus Winfried einen *Katechismus des Friedensgedankens* im Auftrage des Direktors des Internationalen Friedensbüros in Bern, alt Regierungsrat Dr. Albert Gobat. Das handliche Büchlein, das in alle Sprachen der Welt hätte übersetzt werden sollen, um die Völker einander näherzubringen und einen Weltfrieden herbeizuführen, erschien kurz vor Ausbruch des Weltkrieges 1914. Dieser Fehlschlag war eine Enttäuschung mehr in dem trotz

sichtlicher Erfolge an Enttäuschungen aller Art reich befruchteten Leben Hermann Brunnhofers, hatte man ihm doch für seine Lösung einer kosmopolitischen Idee den Friedens-Nobelpreis in Aussicht gestellt.

WERKE: Es werden hier nur diejenigen Schriften HERMANN BRUNNHOFERS angeführt, die in der Schweiz erschienen sind und soweit sie nicht in der Lebensskizze erwähnt werden (siehe unter ERNST KUHN in den Quellenangaben). *Die Indienfahrt Anquetil Duperron*, Basel 1883. – *Über den Ursitz der Indogermanen*, Basel 1884. – *Rußlands Aufschwung oder Niedergang?* Bern 1906. – *Östliches Werden. Kulturaustausch und Handelsverkehr zwischen Orient und Okzident von der Urzeit bis zur Gegenwart*, Bern 1907. – *Das Buch der Hundert Pfade. Die älteste Quelle der Ritualwissenschaft*, Bern 1910. – *Arische Urzeit. Forschungen auf dem Gebiete des ältesten Vorder- und Zentralasiens nebst Osteuropa*, Bern 1910. – *Die schweizerische Heldensage im Zusammenhang mit der deutschen Götter- und Heldensage*, Bern 1910. – *Angelus Silesius in seinem Cherubinischen Wandersmann. Eine Auswahl*, Bern 1910. – *Der Wünschelrutenwahn* im Sonntagsblatt des *Bund*, Bern 1911, Nr. 28.

QUELLEN: BRÜMMER, *Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 18. Jahrhunderts*, 6. Auflage, 1913. – *Deutsches Biographisches Jahrbuch*, Bd. I, 1914–1916. – *Börsenblatt des Deutschen Buchhandels* vom 11. November 1916. – *Vossische Zeitung* vom 8. November 1916. – *Literarisches Echo* 19 (1916) 388. – *Aargauer Tagblatt* vom 1. November 1916. – J. JÄGER, *Schweizer Freie Presse*, November 1916. – ERNST KUHN, in der *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* 71 (1917) und S.A., Leipzig 1917, mit einem vollständigen Verzeichnis der Schriften und der diesbezüglichen Rezensionen. – RICHARD FELLER, *Die Universität Bern 1834–1934*, Bern 1934. – EDWIN BRUNNHOFER, *Lebenslauf meines Vaters*, aus der Familienchronik, Bern 1952.

Nold Halder 113

Brutschi, Emil, von Rheinfelden, * 1. Februar 1853 in Rheinfelden, † 15. Juni 1905 in Riehen. Gewerbelehrer und Bildhauer. Brutschi besuchte die Schulen in Rheinfelden. Bildhauerlehre in Solothurn, Modellier- und Zeichenkurse in Aarau und Basel, Akademie der schönen Künste

in München mit Unterstützungen aus städtischen und kantonalen Fonds. In Rheinfelden verheiratet mit Elisabeth Lang. Lehrer an der Handwerkerschule für Modellieren und technisches Zeichnen. Der Gemeinderat betraute ihn mit verschiedenen graphischen und bildhauerischen Arbeiten, so 1901 mit der Renovation des Spitalbrunnens von Velti Geßler aus dem 16. Jahrhundert, wozu der Badener Kern einen neuen Brunnenstock lieferte. Zur Bundesfeier von 1891 hatte Brutschi eine Helvetia modelliert. Bekannt wurde er durch Kopien einiger Kunstwerke für das Schweizerische Landesmuseum, z. B. des Leuchters in der großen Rathausstube zu Rheinfelden und des Landeck-Grabmals in der Martinskirche. Was eine Jury mit seinem Modell zu einer Dufour-Büste gemacht hat, ist nicht bekannt, hingegen hat die Eidgenossenschaft aus ihrem Kunstbesitz die Büste eines Bettelknaben von großer Schönheit im Fricktalischen Museum deponiert.

LITERATUR: *Volksstimme aus dem Fricktal*. – *Schweizerisches Künstler-Lexikon I*, 216.

Anton Senti 114

Brutschy, Adolf, * 15. Oktober 1885 in Preußisch-Eylau, † 15. September 1955 in Schöftland. Bezirkslehrer und Hydrobiologe, Bürger von Rheinfelden, verlebte die ersten fünf Lebensjahre als Auslandschweizer in Ostpreußen (südlich von Königsberg). Die Eltern kehrten 1890 in die Heimat zurück. Hier besuchte der Knabe die Gemeinde- und Bezirksschule, später in Aarau die Kantonsschule (Oberrealschule). Besonders Tuschmid, Mühlberg und Ganter übten auf seine geistige Entwicklung einen bestimmenden Einfluß aus. Auch die Mitgliedschaft zur *Industria* hinterließ nachhaltende Erinnerungen. Nach der Maturität Studium an der ETH (Abteilung für Fachlehrer in Naturwissenschaften), unter besonderer Berücksichtigung der Biologie, speziell der Hydrobiologie, worin Brutschy schließlich mit *Hydrobiologischen Studien am Zugersee* auch doktorierte.

Nach Erwerb des Diploms Eintritt in den aargauischen Schuldienst. Zuerst Stellvertreter an der Bezirksschule in Menziken, dann von 1908 bis 1917 Lehrer für mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer an der Bezirksschule Seon, von 1917 an bis 1950 an der Bezirksschule in Schöffland, welche ihn auf dem Berufswege wählte (Biologie, Physik, Chemie, Geographie, Freihand- und technisches Zeichnen, einige Zeit auch Unterricht in Muttersprache). Nebenberuflich an der kaufmännischen Berufsschule Schöffland (Wirtschaftsgeographie, Staats- und Wirtschaftskunde, während einiger Jahre auch in Buchhaltung).

Brutschys Unterricht war klar und interessant. Es stand ihm ein umfassendes Wissen und Können zur Verfügung, auch beherrschte er den schriftlichen Ausdruck mit großer Gewandtheit, fotografierte und zeichnete sehr gut. Mikroprojektion und Lehrausgänge belebten den Biologieunterricht.

Dem Naturschutz führte er in zahlreichen Vorträgen sowohl innerhalb ziviler Gesellschaften als auch während der Mobilisationszeit bei militärischen Einheiten Freunde zu.

Während der Seoner Jahre und später betätigte sich Brutschy intensiv mit wissenschaftlichen Problemen und Untersuchungen, vorab mit solchen aus dem Gebiete der Hydrobiologie. Während einiger Zeit war er Mitarbeiter am *Mikrokosmos*, veröffentlichte eine Reihe nicht unbedeutender Arbeiten über die Verschmutzung der Bünz, teilweise zusammen mit den Kollegen Dr. A. Güntert (Lenzburg) und Dr. W. Schmaßmann (Liestal), über jene des Hallwiler- und Rotsees, über die Algenflora des Ritomsees im Val Piora, arbeitete auch größere Gutachten aus.

Brutschy war Mitglied der kantonalen Lehrmittelkommission, zeitweise Rektor der Bezirksschule Schöffland, während drei Jahrzehnten Aktuar der dortigen Elektrizitäts- und Wasserversorgungskommission, Präsident der Schützengesellschaft, Schießoffizier im Bataillons-

kreis 55, präsiidierte neben anderen die Vereinigung für Heimatkunde des Suhrentales. Der staatsbürgerlichen Erziehung galt sein besonderes Augenmerk. Dem Kadettenkorps Schöffland widmete er zum 100jährigen Bestehen eine Festschrift.

Nach seinem Rücktritt vom Lehramt im Jahre 1951 verwendete er den größten Teil seiner Mußzeit für die Redaktion des Nachrichtenblattes des mittleren Suhren-, Rueder- und Uerkentales, das unter dem Namen *Euses Blättli*, weit herum bekannt und beliebt wurde.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Monographische Studien am Zugersee*, im *Archiv für Hydrobiologie und Planktonkunde*, Stuttgart 1911. – *Die Vegetation und das Zooplankton des Hallwilersees*, in *Internationale Revue für Hydrographie und Hydrobiologie*, Leipzig 1921. – *Gutachten über den Rückgang des Fischbestandes im Hallwilersee* (zusammen mit Dr. A. GÜNTERT, Lenzburg), im *Archiv für Hydrobiologie XIV*, 1923. – *Untersuchungen über den Einfluß der Industrie- und Haushaltabwasser und der Korrektion auf die Bünz als Fischgewässer* (zusammen mit Dr. A. GÜNTERT, Lenzburg, und Dr. W. SCHMAßMANN, Liestal), S. A. aus der *Schweizerischen Fischerzeitung* 37 (1929) Nr. 10–12, 38 (1930) Nr. 1–3. – *Die Algenflora des Val Piora*, in *Zeitschrift für Hydrobiologie V* (1929) Heft 1 und 2. – *Die Weingrotten von Ponte Brolla*, S. A. aus dem *Hausfreund* 1940. Verschiedene kleinere Studienarbeiten im *Mikrokosmos*, *Zeitschrift für angewandte Mikroskopie*, *Mikrobiologie*, *Mikrochemie* und *mikroskopische Technik*, Stuttgart: *Eine passiv-planktonische Diatomee auf Cyclops strenuus* (1918), *Mißbildungen an Diatomeen und Burgunderblut* (1923/24), *Beobachtungen an lebenden und frisch konservierten Diatomeen* (1925/26), *Algenfunde in frühquartären Seekreiden* (1926/27), *Tetracladium Marchalianum de Wildemann, ein nur wenig beobachteter Wasserpilz* (1927/28).

LITERATUR: *Schweizerisches Zeitgenossenlexikon*, erste Ausgabe, herausgegeben von H. AELLEN, Bern 1921. – Verschiedene Nachrufe im *Aargauer Tagblatt* vom 19. September 1955, *Zofinger Tagblatt* vom 16. September 1955 und *Nachrichtenblatt Euses Blättli* vom 24. September 1955.

Mathias Hefti-Gysi 115

Bucher, Josef, * 30. Dezember 1786, vermutlich in Hohenrain LU, † 10. April 1852 in Sins, Kunstmaler. Er war der Sohn des Dorfarztes Johannes Bucher, besuchte die Primar- und Lateinschule Sins und zeichnete von früh an, was ihm in die Quere kam. Französische Offiziere, die 1799 im Doktorhaus in Sins einquartiert waren, boten sich an, den talentierten Knaben in Paris auf eigene Kosten ausbilden zu lassen; doch die Eltern traten auf diesen Plan nicht ein.

Josef fiel zuerst einem Pfuscher in Bremgarten in die Hände, dem er nach einiger Zeit entlief, um dann bei Kunstmaler Kaspar Moos in Zug in die Lehre zu gehen, wo er sich die nötigen maltechnischen Kenntnisse aneignete. Um 1810 suchte er die Kunstakademie in Freiburg im Breisgau auf, die aber schon bald nach seiner Ankunft geschlossen wurde. Als 1813 sein Vater starb, war es mit seiner künstlerischen Ausbildung vorbei.

In Sins übernahm und erledigte J. Bucher kunsthandwerkliche Arbeiten jeglicher Art, vergoldete Grabkreuze, malte Prozessions- und Schützenfahnen, pinselte Theaterkulissen, entwarf Wirtshaus-schilder und schuf gelegentlich ein Porträt.

Seine bedeutendsten Arbeiten waren religiöse Gemälde, die er, in Anlehnung an Raffael, Tizian, Rubens, für verschiedene Kirchen der nähern und weitem Umgebung schuf, z. B. für Hitzkirch (Grablegung), für Müswangen, Hasle im Entlebuch, Rohrdorf, Heiligkreuz bei Cham.

Von Buchers Werken, die heute noch in Sins und Umgebung erhalten sind, seien erwähnt: 1. Die *Mater dolorosa* vom linken Seitenaltar in der Kirche Sins, 1828 bei Anlaß der Kirchenrenovation geschaffen und 1880 ersetzt durch ein Bild der Schmerzensmutter vom Deschwanden-Schüler C. Georg Kaiser. Buchers Bild ist im Pfarrhaus verwahrt. – 2. Das Madonnenbild über dem rechten Seitenaltar im Chor der Kirche Sins, signiert: J. Bucher 1834. Da der Altar erst 1870 geschaffen wurde, muß das Bild zuerst einen andern Standort gehabt haben. – 3. Ein Porträt von

Augustin Keller, ohne Signatur, im Hause des Herrn Theodor Villiger, Buchdruckerei, Sins. – 4. Ein Ölbergbild und eine Grablegung im Kloster Heiligkreuz bei Cham. – 5. Das Motivbild in der Seitenkapelle der Institutskirche Heiligkreuz bei Cham: *Einsturz einer Scheune in Lindenscham am 16. Juni 1823*. Signatur: J. Bucher pinxit, Sins 1824. Professor L. Birchler bezeichnet die Darstellung als «höchst reizvoll und malerisch beachtlich». – 6. Porträt des Herrn Josef Wicki, Arzt in Merenschwand, † am 16. Dezember 1841. Vermerk auf der Rückseite: Zum Andenken seiner trauernden Gattin aus der Phantasie skizziert von seinem ehemaligen Freund und Jagdkamerad, Maler Bucher in Sins. Im Besitz der Familie Wicki in Merenschwand. – 7. Eine Kreuzigung; Signatur: «Bucher copiert nach Würsch», im Bezirksschulhaus in Sins.

Der Berufskollege, Josef Balmer, Kunstmaler von Abtwil in Luzern (1828–1918), schätzte die Fähigkeiten J. Buchers nicht sehr hoch ein und schrieb: «Er strebte über das Handwerksmäßige nicht hinaus. Von der Regeneration der Kunst – seit Beginn des 19. Jahrhunderts – hatte er keinen Begriff.» Ein anderer Kenner bestätigt, daß ihm in spätem Jahren die allgemeine Entwicklung auf dem Gebiete der Kunst entgangen sei.

Nebenamtlich war J. Bucher als Zeichenlehrer an der 1838 gegründeten Bezirksschule Sins tätig, bis sie 1850 vorübergehend ihre Tore schloß. Das Resultat seines Staatsexamens lautete: «Da Herr Bucher die ihm aufgebene Zeichnung in Contour nach einer Gypsfigur, den Herkules darstellend, so richtig und mit so vieler Fertigkeit ausgeführt hat, so fand es der Unterzeichnete für überflüssig, ihm noch weitere Arbeiten aufzutragen, indem derselbe sich schon durch diese ausgewiesen hat, daß er mehr als tauglich sei, der Zeichnungsklasse an der Bezirksschule in Sins vorzustehen. Aarau, 2. Juli 1838, C. Belliger, Lithograph.»

In jungen Jahren war J. Bucher eifriges Mitglied der Musikgesellschaft, ein

trefflicher Schütze und zeitlebens passionierter Jäger. Das sollte ihm zum Verhängnis werden; denn im Winter 1846 erfroren ihm auf einer Jagdpartie die Zehen eines Fußes, was ihn fortan ans Zimmer fesselte. An den politischen Stürmen der Jahre 1830 und 1840/41 nahm er auf liberaler Seite eifrig Anteil. Sagenhaft ist die Nachricht, J. Bucher habe bei der Verfolgung des Engelberger Pfarrers P. Placidus Tanner in Sins mitgemacht und sei am Karfreitag 1852 an einem Bratwurstnägelnchen erstickt. Das Sterbebuch Sins nennt als Todestag den 10. April, der Anno 1852 auf den Karsamstag fiel.

LITERATUR: *Anzeiger für das Oberfreiamt*, Sins, 6. Oktober 1888. – *Schweizerisches Künstler-Lexikon IV*, Supplement, S. 75. – L. BIRCHLER, *Kunstdenkmäler des Kanton Zug*, 1. Halbband, S. 184 und 119, Anm. 2. – F. ROHNER, *Geschichte der Bezirksschule Sins*, S. 23. – F. ROHNER, *Josef Bucher, Kunstmaler von Sins, 1788–1852*, im *Freischütz*, Muri, S. 5, Januar 1940 und 2 Fortsetzungen. – F. ROHNER, *Ist Pfarrer Tanner von Sins geflohen? im Freiamter Kalender 1945*.

Franz Rohner † 116

Büchli, Werner, * 8. April 1871 in Lenzburg, † 11. Dezember 1942 daselbst, Kunstmaler. Büchli besuchte die Schulen in Lenzburg und die Gewerbeschule (heute Obere Realschule) in Aarau. Er entschloß sich, seinen künstlerischen Neigungen folgend, sich der Malerei zu widmen, und verbrachte mehrere Studienjahre in Deutschland. Um sich gründlich mit dem Bau des menschlichen Körpers vertraut zu machen, war er dann zehn Jahre lang an der Universität Basel als Zeichner anatomischer Präparate tätig. Der damals berühmte Anatom J. Kollmann schätzte bei der Herausgabe seiner *Plastischen Anatomie für Künstler* Büchlis tüchtige Mitarbeit hoch ein.

Als Büchli wieder ins väterliche Haus nach Lenzburg zurückkehrte, richtete er sich dort ein Atelier ein und lebte in stiller Zurückgezogenheit seiner Kunst, bis zu seinem Lebensende. Durch ihn erhielten u. a. künstlerischen Schmuck: das Ge-

meindeschulhaus Lenzburg, die Kantonschule in Aarau, die Krematorien in Zürich, Brugg und Aarau, die Kirche in Othmarsingen, das Pestalozzidenkmal in Birr. Besonders seine Sgraffiti sind beachtenswert. Wohl sein bestes Werk sind die historischen Wandbilder auf der Westseite des Lenzburger Gemeindeschulhauses aus dem Jahre 1904. Er verwendete dabei seine Schabtechnik, in der er ein Meister war.

Büchlis formales Können war unbestritten; allein die akademische Befangenheit vieler Gestalten ist unverkennbar.

LITERATUR: *Lenzburger Neujaahrsblätter 1944*.

Edward Attenhofer 117

Buck, P. Petrus Damiani (Taufname: Robert), von Gebenstorf, * 3. Oktober 1871 in Ennetbaden, † 25. September 1940 in Einsiedeln. Trat 1893 dem Stifte Einsiedeln, in dem er seine Gymnasialstudien absolviert hatte, bei und wurde 1897 Priester. Nachdem P. Damian, wie er kurzweg genannt wurde, ein Jahr am Stiftsgymnasium Unterricht in den Naturwissenschaften erteilt hatte, kam er 1898 an die Universität Freiburg im Üchtland, wo er das Studium der Naturwissenschaften 1902 mit dem Doktorat abschloß. Seine Dissertation lieferte *Beiträge zur vergleichenden Anatomie des Durchlüftungssystems der Pflanzen*.

Seit 1902 war P. Damian als Lehrer am Gymnasium und Lyceum in Einsiedeln tätig, bis ihn ungefähr ein Jahr vor seinem Tode ein Schlagfluß lähmte und zur Aufgabe seiner lieb gewonnenen Tätigkeit zwang. P. Damian besaß eine vorzügliche Mitteilungsgabe. Er verstand es ausgezeichnet, die Jugend in die Geheimnisse und Wunder der Natur einzuführen. Davon zeugen auch die von ihm herausgegebenen *Leitfaden für Mineralogie, allgemeine Botanik und Zoologie*. Seine *Lehre vom menschlichen Körper*, die später bei Benziger in Einsiedeln unter dem Titel *Unser Leib* erschien, erfreute sich auch an andern Lehranstalten großer Beliebtheit. In weitem Arbeiten über die Vulkane (in

Benzigers Naturwissenschaftlicher Bibliothek), über *Stürzende, gleitende und fließende Gesteinsbewegungen der Schweiz* und über die *Naturgeschichtliche Tätigkeit im Kloster Einsiedeln von 1800 bis zur Gegenwart* (beide Arbeiten in den Schulprogrammen der Stiftsschule) lieferte er wichtige Beiträge für die naturwissenschaftlichen Forschungen.

Ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte P. Damian dem naturwissenschaftlichen Anschauungsmaterial für den Unterricht. Er hat die bereits vorhandene Sammlung der Stiftsschule in unermüdlicher Arbeit weiter gepflegt und ausgebaut. Er galt als der beste Kenner von Flora und Fauna im Hochtale von Einsiedeln. Daneben hielt er aber auch immer dieses oder jenes exotische Getier in Pflege so einen Adler über zehn Jahre lang, ebenso einen russischen Wolf und 1926 bis 1931 den weitherum bekanntgewordenen afrikanischen Löwen. Daß P. Damian die Einsiedler Pferdezucht besonders am Herzen lag, kann nicht überraschen. Er hat sich nicht nur persönlich immer wieder um den Stand des Stiftsgestütes gekümmert, sondern auch in einer Reihe von Publikationen mit der Pferdezucht und ihrem Stand in der Schweiz sich auseinandergesetzt.

P. Damian war lange Jahre Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft der Schweiz, deren Vorstand er zeitweise angehörte. Ebenso war er Präsident der schwyzerischen Sektion der Naturforschenden Gesellschaft. Besondere Anteilnahme schenkte er auch dem Verband zur Erhaltung des Landschaftsbildes am obern Zürichsee, an dessen Bestrebungen das Stift Einsiedeln als Inhaber des sogenannten Frauenwinkels und der Insel Ufenau besonders interessiert ist. P. Damian erfreute sich eines großen Bekanntheitskreises, der seine aufgeschlossene Art, aber auch seine Kenntnisse zu schätzen wußte.

LITERATUR: RUD. HENGGELER, *Profießbuch der fürstlichen Benediktinerabtei U. L. Frau zu*

Einsiedeln, 1934, S. 615 f. (mit Verzeichnis der Veröffentlichungen). – *Jahresbericht der Lehr- und Erziehungsanstalt des Benediktinerstiftes Einsiedeln 1940/41*, S. 34 f., u. Beigabe, S. 19.

Rudolf Henggeler 118

Buhofer-Gautschi, Fritz, * 21. März 1887 in Boniswil, † 4. März 1952 daselbst. Nach Volksschulbesuch Gymnasiast in Aarau, dort der Nüchternheitsbewegung angeschlossen (Aktuar der abstinenten Kantonsschulverbindung «Humanitas»), hierauf Theologiestudent in Basel, Marburg, Berlin, Heidelberg und Zürich. Als Vikar in Solothurn und bei Onkel Rudolf Buhofer in Meisterschwanden-Fahrwangen, seit Sommer 1914 als gewählter Gemeindepfarrer von Gontenschwil-Zetzwil, setzte er religiös-soziales Gedankengut seines Zürcher Professors Leonhard Ragaz in Tat um, unter anderem durch Wirken in den Armenpflegen beider Dörfer seines Kirchspiels sowie im Blauen Kreuz. Aus seiner weiteren Tätigkeit (Schulpflegepräsidium, Quästur der Predigerbibliothek und anderes) hervorzuheben sind seine Verdienste um die Heimatforschung: der 1928 gegründeten Historischen Vereinigung Wynental schrieb er als Vorstandsmitglied eine Reihe ortsgeschichtlicher Aufsätze in die Berichtshefte, und seiner benachbarten Heimatgemeinde Reinach widmete er zum vierhundertjährigen Pfarrei-jubiläum 1929 eine umfassende Gedenkschrift. Ein schweres Herzleiden veranlaßte ihn im Mai 1951 nach 37 Amtsjahren zum Rücktritt; im folgenden Jahr starb er in seinem Boniswiler Vaterhaus.

NEKROLOGE in *Bericht der Historischen Vereinigung Wynental 1954*, S. 28 f. (von HANS KELLER); *Junge Schweiz* 27, Nr. 7/8, S. 73 (von GEORGES GLOOR); *Schweizerischer Pfarrerkalender 1953*, S. 11 (von ERNST PLETSCHER).

BIBLIOGRAPHIE im oben genannten Nekrolog von H. KELLER. Georges Gloor 119

Büren, Abt Eugen von, von Stans, * 14. Juli 1773 in Stans, † 21. Mai 1851 in Grafenort bei Engelberg. Gymnasium,

Philosophie und Theologie studierte er im Kloster Engelberg, wo er 1792 eintrat und bei der Profese, am 27. Januar 1793, seinen Taufnamen Josef Michael mit dem des Talpatrons Eugenius vertauschte. 1796 empfing er die Priesterweihe. Nach kurzer Tätigkeit als Katechet und Küchenmeister in Engelberg kam er 1801 als Pfarrer nach Abtwil AG. 1807 bis 1810 wirkte er als Unterpfarrer in Engelberg und 1810 bis 1822 als Pfarrer und Ökonom in Sins. Am 5. November 1822 wurde er als Nachfolger von Karl Stadler zum 50. Abt des Benediktinerklosters Engelberg gewählt. 1838 war er als Stellvertreter des Nuntius Philippo de Angelis Leiter der Abtwahl in Muri, aus der P. Adalbert Regli hervorging.

P. Eugen war als Seelsorger beliebt, als Abt klug und bedächtig, überaus gastfreundlich, für Volk und Tal von Engelberg ein wahrer Vater. Er schuf durch intensive Förderung der 1761 durch das Kloster als Fergger eingeführten Seidenkämmelei für die Bevölkerung wichtige Verdienstmöglichkeiten, seit 1836 in Verbindung mit der Firma Alioth in Basel, ebenso durch einen ausgedehnten Käsehandel mit Castell in Schwyz. Er tat viel für die Verbesserung von Straßen und Wegen; nach der großen Überschwemmung von 1831, die Kloster und Talschaft bis Grafenort schwer heimsuchte, half er durch eigene Gaben und durch eine großangelegte Hilfsaktion in der ganzen Schweiz. Er gründete 1848 ein Waisen- und Armenhaus, schuf eine bessere Organisation des Schulwesens und führte eine eigene Mädchenschule unter Leitung von Schwestern aus Baldegg ein. Unter ihm wurden die Klostergüter in Auw und Sins unter Sequester gestellt und die Pfarreien, trotz seiner persönlichen Bemühungen bei der aargauischen Regierung, seiner Abtei entzogen.

Im Kloster selbst pflegte er vor allem Kunst und Wissenschaft, tat viel für die Stiftsschule, für die Bibliothek und für die Ausbildung der Patres. Er war ein fast leidenschaftlicher Liebhaber von gra-

phischen Blättern, von Gemälden, Siegeln, Münzen und Medaillen, für die er großzügige Sammlungen anlegte. Der Bestand an Bruder-Klausen-Medaillen gehörte zu den reichhaltigsten in der Schweiz. Er stand vor allem mit dem Numismatiker Karl Gustav von Schultheß-Rechberg in Zürich in ausgedehntem, freundschaftlichem Briefverkehr.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Auslegung des Vaters unser*, o. J. – *Andachtsübungen und Gebete*, Einsiedeln 1910.

LITERATUR: Nachruf in *Kirchenzeitung für die katholische Schweiz III* (1851) 179 f. – RUDOLF FASSBIND, *Die Schappe-Industrie in der Innerschweiz*, in *Geschichtsfreund* 1954 und 1955. – P. IGNAZ HESS, *Der Numismatiker Karl Gustav Ritter von Schultheß-Rechberg in seinen Briefen an Abt Eugen von Büren in Engelberg*, in *Schweizerische Numismatische Rundschau XXV* (1931). – P. IGNAZ HESS, *Abt Eugen von Büren von Engelberg, ein besonderer Verehrer des sel. Bruder Klaus*, in *Bruderklausen-Kalender* 1939, 24 ff.

Gallus Heer 120

Burg, Anna, siehe Beetschen-Meyer, Lucie.

Burger, Albert, von Burg, Goldschmied, * 9. April 1851, † 8. November 1912 in Luzern. Wirkte vor allem in Luzern, wo er ein eigenes Atelier betrieb. Unter seinen zahlreichen kunstgewerblichen Arbeiten verdienen besonderer Erwähnung das Abtkreuz des Klosters Engelberg (1901), der silberne Gobelet für das eidgenössische Schützenfest (1901) und die sogenannten Löwenlöffelchen, auf denen das Motiv des Löwendenkmals von Thorwaldsen in origineller Weise für die Luzerner Souvenirindustrie verwertet wurde. Auf der Luzerner Gewerbeausstellung von 1893 erhielt er das Diplom I. Klasse für Goldschmiedekunst.

QUELLEN: *Schweizerisches Künstler-Lexikon*, Band I, Frauenfeld 1902, mit Literaturangaben von Dr. F. HEINEMANN.

Nold Halder 121

Burger, Fritz (Johann Friedrich), * 16. Juli 1867 in München, † 11. April 1927 in Lindau, Maler, Sohn des Kupferstechers

Johannes Burger in München. Dort besuchte er die Schulen bis zum sechzehnten Jahr. Dann bezog er die Akademie und studierte von 1883 bis 1888 unter den Professoren Raupp, Gysis und Löfftz, und zwar vornehmlich die Kunst des Porträtierens. 1891 folgte ein längerer Studienaufenthalt in Paris, wo er sich auch der Landschafts- und Stillebenmalerei widmete. Von Paris brachte Burger auch hervorragend lithographierte Blätter zurück. Zum Münchner Künstlerfest von 1898 schuf er einen Zyklus farbiger Lithos *Frauentypen*, der großen Erfolg hatte. – Im folgenden Jahr 1899 siedelte der Maler nach Basel über, wo er sich hauptsächlich als Porträtist einen Namen machte. Hervorragend sind seine Bildnisse verschiedener Professoren, so von H. Wölfflin, Heusler, Wackernagel, Overbeck und andern. Auch eine Reihe bedeutender Damenbildnisse ist damals entstanden. – 1897 erhielt Burger auf der internationalen Kunstausstellung in Dresden die kleine Goldmedaille und 1901 in Salzburg die silberne Staatsmedaille. Im gleichen Jahr erregte seine Kollektivausstellung in Aarau Aufsehen, und so wurde denn auch für die kantonale Kunstsammlung sein Bild *Bauern beim Kirchgang* erworben. Ebenfalls 1901 stellte Burger im Musée des Beaux Arts in Genf aus, das das Bild *La jeune fille au panier d'œufs* kaufte. – Bilder von Burger besitzt auch die Schweizerische Eidgenossenschaft.

LITERATUR: *Schweizerisches Künstler-Lexikon* I, S. 240, IV, S. 82. Erwin Haller 122

Burger, Johannes, * 31. Mai 1829 in Burg bei Menziken, † 2. Mai 1912 in München, Kupferstecher. Sohn des Goldschmieds und Graveurs Melchior Burger von Burg. Den ersten Unterricht im Stechen und Radieren erhielt er bei Kupferstecher Suter in Zofingen. 1850 bezog er die Kunstakademie in München und 1851 bis 1856 besuchte er die Kupferstecherschule des Professors Cäsar Thaeter. Unter dessen Leitung begann er nach Bildern

zu stechen, schuf aber auch einige Porträts und Akte nach Natur. Die *Steinigung des Stephanus* nach Schraudolf brachte ihm die erste Medaille der Akademie ein. Hierauf folgten Wanderjahre, die ihn nach Dresden, Florenz und zu einem zweijährigen Aufenthalt nach Rom führten. Hier stach Burger zwei Bilder zu Dantes Hölle nach Konturzeichnungen von J. Koch, ferner *Christus* nach dem Fresco des Pinturicchio in Santa Croce in Gerusalemme.

1859 kehrte Burger nach München zurück, wo er nun ständigen Wohnsitz nahm. Hier stach er nach Bildern verschiedener zeitgenössischer Maler, z. B. nach W. Kaulbach und H. Heß. Bekannt wurden seine Stiche nach Genelli, *Raub der Europa*, und sechs Blätter aus dem Leben eines Künstlers. Das erstere brachte eine technische Neuerung: Es ist der erste sogenannte Farbenstich. «Durch eine neue Strichlagenkombination erreichte Burger den Eindruck der Farbigeit, wodurch er dem Vorbilde näher kam als irgendein anderer.» Gerühmt wird auch seine «Treue der Auffassung, Richtigkeit und Feinheit der Zeichnung und die meisterhafte Führung des Grabstichels.» Berühmt waren seine *Ruhe auf der Flucht* nach van Dyck, die *Dame mit dem Papagei* nach Mieris, *Violante* nach Palma Vecchio und die *Vestalin* nach Angelika Kauffmanns Bild, gestochen im Auftrag des Kunstverlags von Jos. Amüller. 1879 erhielt Burger in München das Ehrendiplom, und 1881 vollendete er die *Madonna della Sedia* nach Raffael, «eine der vorzüglichsten modernen Schöpfungen des Grabstichels», die ihm 1893 die goldene Medaille und 1884 die Ernennung zum Ehrenmitglied der königlichen Akademie der Künste einbrachte. Die berühmtesten Schöpfungen der spätern Jahre sind die Stiche nach der *Flora* des Tizian, der «gewaltige» Stich nach der *Aurora* des Guido Reni, die *Santa Barbara* nach Palma Vecchio, die *heilige Cäcilia* nach Raffael und die *Donna Velata* des gleichen Meisters.

Eine vollständige Sammlung von Burgers Stichen besitzt der Aargauische Kunstverein. – Ein lückenloses Verzeichnis derselben findet sich in der nachgenannten Schrift von W. Merz.

LITERATUR: *Schweizerisches Künstler-Lexikon I*, S. 241f, *IV*, S. 82. – W. MERZ, *Joh. Burger*, Reinach 1896. – JOH. BURGER, *Lebenserinnerungen*, herausgegeben von W. MERZ, Aarau 1912.

Erwin Haller 123

Burger-Mathys, Marie, * 23. Februar 1875 in Zofingen, † 10. Februar 1953 in Nußbaumen bei Baden. Konzertsängerin und Gesangspädagogin. Seit dem dritten Lebensjahre bis kurz vor dem Tode wohnhaft in Aarau, in erster Ehe mit Oberrichter Hans Burger, nach dessen Tod mit Architekt Max Fritz verheiratet. Künstlerische Ausbildung an den Konservatorien von Zürich (Angerer), Frankfurt und Berlin. Erstes großes Auftreten im Festspiel der aargauischen Zentenarfeier vom 4. bis 6. Juli 1903 als «Argovia» und «Aarekönigin». Später gab sie wiederholt eigene Konzerte in der Schweiz, in Deutschland, Frankreich und Italien; jahrzehntelang war Frau Fritz-Burger-Mathys eine vielgesuchte Sopransolistin für Liederkonzerte, Opern und Oratorien.

Außergewöhnliche Begabung, unermüdliches Schaffen an der eigenen vervollkommnung, persönlicher Charme und ein integrierender Charakter haben die Künstlerin zu höchster Anerkennung im In- und Auslande geführt. Ihr gepflegtes Heim an der Westallee war während langer Zeit ein musikalisches Zentrum von Aarau.

NEKROLOG: *Aargauer Tagblatt* vom 11. Februar 1953.

Bruno Müller 124

Burger-Fröhlich, Rudolf, * 11. August 1839, † 1. Dezember 1917, Gründer der Tabakfabriken in Burg. Er ist der Sohn eines Landwirts und Schmieds, tritt gleich nach Beendigung der Bezirksschule Reinach in den väterlichen Betrieb ein und gliedert ihm bald einen ausgedehnten Holzhandel an, wobei ihm eine eigentüm-

liche Befähigung, den Wert von Waldungen auf dem Stock abzuschätzen, geschäftlich zugute kommt. 1864 gründet er, erst fünfundzwanzigjährig, zusammen mit seinem Freunde Rudolf Eichenberger die Tabakfabrik, womit für die Gemeinde eine bedeutsame Entwicklung anhebt. Sie wählt ihn noch im gleichen Jahre in den Gemeinderat und zum Gemeindevorsteher, welche Stellung er während sechs Wahlperioden beibehält. 1867 wird er in den Großen Rat, 1885 in den aargauischen Verfassungsrat abgeordnet. Unter seiner Leitung erstellt die Gemeinde 1874 an Stelle der alten Ruine Rynach ein Schulhaus, das den Raumbedürfnissen bis heute genügt hat. Er ist Mitbegründer der Volksbank in Reinach und während 45 Jahren Mitglied und Vizepräsident ihres Verwaltungsrates. Seine Arbeiter muntert er durch Kreditgewährung zum Bau von Eigenheimen auf. Sein Geschäft hat sich vorübergehend einen Weinhandel, dann die Ausbeutung einer mächtigen Kiesgrube angegliedert. 1890 erstellt er aus privaten Mitteln eine Wasserversorgung für Burg und Menziken. Er ist der Typus des wagemutigen Unternehmers der Gründerzeit und hat als solcher zeitlebens über die wirtschaftliche und politische Macht eines kleinen Königs beidseits der Kantonsgrenze verfügt.

LITERATUR: Nachrufe im *Aargauer Tagblatt* vom 4. Dezember 1917 und im *Luzerner Tagblatt* vom 5. Dezember 1917.

Ernst Fischer 125

Burger-Steger, Rudolf, * 17. Oktober 1864, † 4. Juni 1950, Unternehmer. Er tritt früh schon in die Fußstapfen seines Vaters, Rudolf Burger-Fröhlich, absolviert erst eine kaufmännische Lehrzeit in Vevey, arbeitet als Volontär in der Volksbank Reinach, wandert in Italien und tätig, achtzehnjährig, Weinkäufe, weil seine Firma sich vorübergehend auch dem Weinhandel zugewendet hat. 1886 verheiratet er sich und tritt vertragsmäßig als Angestellter gegen ein Gehalt von 2000 Franken, freie Wohnung und gratis

Holz und Gemüse ins väterliche Zigarrengeschäft ein. Bei den Guiden avanciert er in dieser Zeit zum Feldweibel, gründet den Reitverein Oberwynental, mit dem er außerdienstliche Übungsritte, beispielsweise im Juli 1895 einen dreitägigen über Grimsel und Furka, unternimmt. Die Familienschatulle bewahrt eine Reihe von Briefen und einen Artikel in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 30. August 1895, die Ulrich Wille, damals Waffenchef der Kavallerie, später General, in dieser Sache geschrieben hat. Im gleichen Jahre wird er Mitglied des Gemeinderates und wirkt dann bis 1907 als Gemeindeammann. Der Schule Burg gliedert er einen Kindergarten an. Seine Großtat ist die Erstellung des Elektrizitätswerks Burg, das er erst durch die Gemeinde bauen lassen will; sie lehnt aber sein Projekt als zu phantastisch ab, und so übernimmt er den Bau auf eigene Rechnung, läßt ihn 1904 bis 1907 ausführen und versorgt, bald verbunden mit auswärtigen Stromlieferanten, schließlich nicht weniger als 18 Gemeinden der aargauischen und luzernischen Nachbarschaft mit Strom. Seit 1898 Mitglied der kantonalen Kommission für Handel und Industrie, gehört er 1913 bis 1921 auch dem Großen Rate an, wird in den Verwaltungsrat des Aargauischen Elektrizitätswerks und der Nordostschweizerischen Kraftwerke gewählt und spielt hier, wie aus einem Briefe von Regierungsrat Emil Keller hervorgeht, die Rolle eines geschätzten Fachberaters. Bei der Oberzolldirektion ist er Experte für die Tabakeinfuhr. 1917 reist er nach Brasilien, um für die Einkaufsorganisation Uta der Tabakfabrikanten die durch den Ersten Weltkrieg gelockerten Verbindungen mit den dortigen Produzenten neu zu knüpfen.

Nach dem Verlust seiner ersten Gattin, Luise Weber von Menziken, im Jahr 1918, schließt er 1927 eine zweite Ehe mit Marie Steger von Baden, tritt 1925 von den Geschäften zurück, verbleibt aber bis an sein Lebensende ein Urbild der Jugendlichkeit.

LITERATUR: Nachrufe im *Wynentalerblatt* vom 7. Juni und im *Echo vom Homberg* vom 10. Juni 1950.

Ernst Fischer 126

Burger, Samuel, von Burg, Medailleur, * 3. April 1791, † 12. Dezember 1848. Samuel Burger war der Sohn des Petschierstechers und Goldschmieds Johann Burger und Onkel des bekannten Kupferstechers Johannes Burger. Er ließ sich in Bern nieder, wo er sich als selbständiger Medailleur betätigte. Von ihm stammen verschiedene Münzstempel, so für den Sechzehnerpfennig der Stadt und Republik Bern (1818?), die aargauischen Weibelschilder für Gerichts- und Bezirksweibel (1816), die Jubiläumsmedaille für das Inselspital in Bern und die Gedenkmedaille auf die Schlacht bei Murten (1821) usw. Ob er zusammen mit seinem Bruder JOHANNES BURGER (10. September 1777 bis 4. April 1841), Goldschmied und Petschierer, mit dem sich Samuel oft geschäftlich verband, verschiedene aargauische Ämtersiegel (Militärkommission 1804, Werbekommission 1804), ferner Münzstempel (1880 ff.) herstellte, ließ sich nicht feststellen.

QUELLEN: WALTHER MERZ, im *Schweizerischen Künstler-Lexikon*, Band I, 1902. – NOLD HALDER, *Standesfarben, Siegel und Wappen des Kantons Aargau*, Bern 1948, S. 11, 12, 16, 17.

Nold Halder 127

Burgmeier, Josef, * 4. April 1844 in Grenchen SO, † 29. September 1905 in Aarau, Sohn eines aus Süddeutschland eingewanderten Schreiners, der sich als Autodidakt die Beherrschung mehrerer Musikinstrumente angeeignet hatte und in seiner engeren Heimat ein beliebter Volksmusikant war. Der junge Josef Burgmeier wurde, noch nicht fertig ausgebildet, 1867 als Gesanglehrer der Bezirksschule sowie der Aargauischen Kantonschule nach Aarau gewählt. Er übernahm auch den Organistendienst an der reformierten Stadtkirche, die Direktorenstelle der Stadtmusik und schließlich die Gesanglehrerstelle am Aargauischen Lehrerinnenseminar in Aarau (1873). Nicht diese

Ämter waren es jedoch, die Burgmeier berühmt machten, sondern seine einzigartig gewaltige und mitreißende Stimme. Der Sänger Burgmeier war für seine Zeitgenossen ein Begriff, und noch lange nach seinem Tode sprach man – und nicht allein in Aarau! – von ihm und seinen Leistungen als Oratorien- und Liedersänger, als Solist in vaterländischen Festspielen und als Gestalter von Schubertschen und Schumannschen Gesängen. Wie keiner zu seiner Zeit wußte er sich in die Seele des Volkes hineinzusingen. Burgmeiers Stimme war von großer Kraft und dennoch reich an Schmelz. Mit solchen Mitteln Mozarts *In diesen heil'gen Hallen* vorgetragen zu hören, war ein unvergeßliches Erlebnis; gleich Vorzügliches bot der Sänger in den Händelschen Oratorien. Selbst im Auslande kannte man Josef Burgmeier, und er war auch einer der ersten, dessen Stimme auf Platten aufgenommen und durch den unförmigen Schalltrichter des damaligen Edisonschen Phonographen auf Märkten und in Wirtschaftshäusern Verbreitung fand. Sein künstlerischer Aufstieg war mit ein Verdienst von Eusebius Käslin (s. d.), und in Aarau gab es während Jahrzehnten kein Konzert des Cäcilienvereins, in welchem nicht Burgmeier aufgetreten wäre. Eine seiner letzten Rollen war jene des Vaters Rhein im Festspiel zur Aargauischen Zentenarfeier 1903 von Gottlieb Fischer (Musik von Eugen Kutschera, s. d.). Als man den Sänger Burgmeier zu Grabe trug, folgte seinem Sarge die ganze Stadt, so sehr war er von allen geliebt und verehrt worden.

LITERATUR: *Schweizerische Musikzeitung* 1905, Nr. 29. – *Bericht über die städtischen Schulen in Aarau 1905/06.* – P. ERISMANN, *Klingende Vergangenheit*, Aarau 1950.

Paul Erismann 128

Burgmeier, Lisa, siehe Haemig-Burgmeier, Lisa.

Burgmeier, Max, von Aarau, * 31. Januar 1881 in Aarau, † 15. Januar 1947 in Aarau, Maler, entstammte einem Hause (Vater:

Josef Burgmeier, s. d.), in dem mit künstlerischer Begabung die Musik gepflegt wurde. Er selber war ein guter Geiger; doch stärker noch wiesen ihm Talent und Neigung den Weg zur bildenden Kunst. Von Professor Max Wolfinger am Aarauer Gymnasium zur Ausbildung seiner künstlerischen Anlagen ermutigt, trat er in die Malschule des Kantonalen Gewerbemuseums ein. Ein Gutachten Adolf Stäblis über ihm vorgelegte Arbeiten bestätigte das Talent. Nun begab er sich nach München, zunächst an die Kunstgewerbeschule, dann, um mehr zu freiem Malen und Zeichnen zu kommen, in das Atelier von Bruno Paul und nach dessen Weggang zu Schmutz-Baudis. Noch mehr entsprach seiner gefühlsmäßigen Richtung ein Studienaufenthalt an der Grasset-Schule in Paris. Hier lernte er die Impressionisten näher kennen; doch standen seiner Wesensart die Werke der Meister von Barbizon, vor allem Corots, näher. In der Folge war er noch mehrfach in Paris, einmal auch wieder in München, in der Malschule Knirr. Nachhaltige Förderung erfuhr er bei Gattiker in Rüschtikon, wo er mit Hans Sturzenegger, Fritz Widmann und andern Schweizer Malern jener Zeit arbeitete. Spätere Studienreisen führten ihn nach dem Süden, in den Tessin, nach Florenz, nach Südfrankreich, nach Rom und dessen Umgebung.

Obwohl immer bemüht, fremde Art des Kunstschaffens zu verstehen und davon zu lernen, fand Burgmeier doch schon auffallend früh seine eigene Ausdrucksform, seinen persönlichen Stil, der besonders durch Gewissenhaftigkeit im Zeichnen charakterisiert war.

Nach den Studienjahren ließ er sich dauernd in Aarau nieder. Er liebte die heimatliche Aare- und Juralandschaft; er wurde der eigentliche Entdecker ihrer Eigenart und Schönheit und verstand es, nicht nur dem Reiz ihrer Formen und Farben, sondern auch der Poesie ihrer Stimmungen, am meisten in seinen Vorfrühlingslandschaften, unmittelbaren Ausdruck zu geben. Mit manchen dieser Land-

schaften ist er denn heute auch in den schweizerischen Museen vertreten.

Von Winteraufenthalten in den Bergen brachte er eindrucksvolle Winterlandschaften, von seinen Studienfahrten nach Italien und ans Mittelmeer Bilder von südlicher Farbigeit heim.

Auch das Stilleben und das Porträt beschäftigten ihn stark. In jenem bewies er ein kultiviertes Gefühl für harmonische, vorzugsweise diskrete Farbenwirkung, in diesem die Befähigung zu strenger Bildnistreue.

In seiner Technik war Burgmeier vielseitig; er beherrschte im Staffeleibild die Öl- und Temperamalerei, war vertraut mit der Technik des großen Wandbildes *al fresco* und in andern Verfahren, liebte ganz besonders die intime Kunst des Aquarells und pflegte mit ungewöhnlichem Geschick auch den Holzschnitt.

Große Verdienste um die Kunstpflege im Aargau erwarb er sich als Mitgründer und langjähriger Präsident der Sektion Aargau der Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten sowie als Mitglied des Vorstands dieser nationalen Vereinigung; er half im Sinne eines künstlerischen Heimatschutzes bei der Erhaltung schöner Straßenbilder und andern alten Kulturguts und trug viel bei zur Förderung des Kunstsinns im allgemeinen und im besondern des Interesses für die Arbeit lebender Künstler.

LITERATUR: H. KÄSLIN, Nachruf im *Aargauer Tagblatt* vom 18. Januar 1947. – A. FREY, *Aarauer Neujahrsblätter* 1948.

Ernst Bolens 129

Burkart, Johann, von Mühlau, Pfarrer, * 18. Dezember 1856, † 23. November 1933. Hans Burkart wurde als Sohn des Gemeindeammanns in seiner Heimatgemeinde geboren, besuchte die Bezirksschule in Muri unter dem Rektorat des nachmaligen Strafanstaltsdirektors Victor Hürbin und trat hierauf ins Aargauische Lehrerseminar ein, das damals unter der Leitung von Seminardirektor Dr. Kaspar Franz Joseph Dula stand. Auf Anre-

gung von Dula und Erziehungsdirektor Augustin Keller bezog Hans Burkart die 1874 eben gegründete katholisch-theologische Fakultät in Bern, an der er 1878 das bernische Staatsexamen bestand, worauf er durch den ersten Bischof der christkatholischen Kirche der Schweiz, Eduard Herzog, zum Priester geweiht wurde. Neben den theologischen Fächern hatte sich Burkart den klassischen Sprachen gewidmet und durch den Besuch von Vorlesungen an der philosophischen Fakultät seine allgemeine Bildung erweitert und vertieft. Nach einem kurzen Vikariat in Laufen kam der junge Geistliche 1880 als Pfarrverweser nach Olten, wo er sich durch seine temperamentvollen Predigten eine große Höregemeinde zu schaffen wußte. 1885 berief ihn der Bischof an die Pfarrei Laufen, die in Schwierigkeiten geraten war, und sich nur durch den Einsatz von Pfarrer Burkart zu halten vermochte. Nach elf Jahren eifriger seelsorgerischer und kirchenpolitischer Tätigkeit zog sich Hans Burkart in die ruhigere Pfarrei Magden zurück. Hier betrieb er neben dem Pfarramt eine kleine Landwirtschaft und widmete sich dem Schulwesen als Bezirksschulrat und Inspektor. Fleißig besuchte er pädagogische Versammlungen und Lehrerkonferenzen, worüber er in Zeitungen und Zeitschriften berichtete, in denen er auch in größeren Aufsätzen zu pädagogischen und christkatholischen Fragen Stellung nahm. Gelegentlich besuchte er einzelne Vorlesungen an den Universitäten Basel, Bern und Zürich.

Im Jahre 1910 übernahm Hans Burkart die Stelle eines Lehrers und christkatholischen Pfarrers an der Strafanstalt Lenzburg, wo sein einstiger Lehrer Viktor Hürbin als Direktor in reformierendem Sinne wirkte. Inzwischen war dieser auch der Schwiegervater von Hans Burkart geworden, der sich 1891 mit Hedwig Hürbin verheiratet hatte. Das leutselige und anregende Wesen Burkarts prädestinierte ihn für sein neues Amt. Als Lehrer legte er das Hauptgewicht auf die staatsbürgerliche und sozialpädagogische Erzie-

hung der jungen Strafgefangenen, ohne darüber die Repetition des elementaren Schulwissens zu vernachlässigen. Neben seinem Amt an der Strafanstalt besorgte er die Pastoration der christkatholischen Genossenschaften von Lenzburg und Baden, wirkte als christkatholischer Geistlicher an der Heil- und Pflegeanstalt Königsfelden und an der Pflegeanstalt Muri, war Religionslehrer an der Zwangserziehungsanstalt Aarburg, Aktuar der Schulpflege von Lenzburg, Präsident der Kulturgesellschaft des Bezirks, Inspektor des Lehrerseminars Wettingen und verschiedener Bezirks- und Gemeindeschulen.

Die hohe Bildung Hans Burkarts, gepaart mit Offenheit und Humor, machte ihn zu einem angenehmen Gesellschafter und geistreichen Gesprächspartner, dessen Diskussionsvoten und Tischreden stets die Zuhörer zu packen verstanden. Außer seinen zahlreichen Aufsätzen über Erziehung und Gemeinnützigkeit hat er zwei selbständige Publikationen herausgegeben: *Pädagogisches Album mit einem Anhang aus Diesterweg*. Ein Vademecum für Lehrer und Eltern, Magden 1899, und *Augustin Keller in seinen Reden und Bekenntnissen*, Aarau 1905. Diese Schrift erschien zum 100. Geburtstag des von ihm hochverehrten und noch persönlich gekannten aargauischen Staatsmannes.

Im Jahre 1927 trat der Siebzigjährige, körperlich Zerfallene, aber geistig immer noch rüstig Gebliebene von seinen Ämtern zurück, noch bis zum Tode lebhaft Anteil nehmend am Geschehen seiner zahlreichen Wirkungsstätten. Schon einen Monat später folgte ihm seine Lebensgefährtin im Tode nach, die von 1911 bis 1918 die Frauenliga des Bezirks Lenzburg geleitet und während drei Jahren auch die kantonale Organisation präsiert hatte. Hedwig Burkart-Hürbin war die Verfasserin eines Festspiels zur aargauischen Zentenarfeier von 1903. Der einzige Sohn, Hans Burkart, Musiklehrer in Zürich, starb schon im Alter von 30 Jahren.

QUELLEN: HANS HÄNNY-DUBACH, *Pfarrer Johannes Burkart*, in *Lenzburger Neujahrs-*

blätter 1938, wo auch die Hinweise auf die Aufsätze von Pfarrer BURKART verzeichnet sind. – Nekrolog von Pfarrer RICHTERICH im christkatholischen Wochenblatt *Der Katholik*, 1933.

Nold Halder 130

Burkart, Sebastian, von Rheinfelden. * 17. Februar 1844 in Merenschwand, † 23. Januar 1923 in Rheinfelden. Schulen: Merenschwand, Gymnasium in Aarau, darauf anfänglich Studium der Jurisprudenz, dann der Theologie in Freiburg im Breisgau und Tübingen. Priesterweihe in Solothurn 1868. Nach verschiedenen lehr- und pfarramtlichen Vikariaten in Mellingen, Wohlen und Baden – in Wohlen war er auch Rektor der Bezirksschule – wählte ihn die kurz vorher zum Christkatholizismus übergetretene Gemeinde Magden zu ihrem Seelsorger. In den Jahren 1877 bis 1887 hatte Sebastian Burkart reichlich Gelegenheit, sich in kirchlich und kulturell eigenartige Verhältnisse des Fricktals einzuleben. Entscheidend wurde aber erst die Wahl als Pfarrer an die ebenfalls christkatholische Stadtkirche zu Sankt Martin in Rheinfelden 1887.

Trotzdem die vielseitigen pfarramtlichen Pflichten des Nachfolgers von Pfarrer Schröter keineswegs leicht zu erfüllen waren, fand auch Burkart bald Zeit zu einer reichen Tätigkeit im Schulwesen von Stadt und Land. Nach langen vorbereitenden Geschichtsstudien vornehmlich auf lokalem Gebiete durch Vorträge und kleinere Publikationen schritt er zur Ergänzung der teilweise zerstörten Stoffsammlungen von Carl Schröter und deren Auswertung, woraus die große Stadtgeschichte wurde, ganz im Stile und Sinn seiner Zeitgenossen geschrieben. Diesem Werke und der engen Zusammenarbeit mit G. Kalenbach-Schröter, Dr. Hermann Keller und Musikdirektor Leuenberger hat es Rheinfelden zu verdanken, daß in jenen Zeiten des wirtschaftlichen und sozialen Umbruchs die alte Tradition nicht nur erhalten blieb, sondern die Altstadtreste als solche, wie die letzten Türme und Mauern, gerettet wurden, die Stadt

sich aber auch aufraffte zum großen und mustergültigen Rathausumbau von 1909 bis 1912. Im stilgerecht restaurierten Bürgersaale konnte Burkart 1912 die Historische Gesellschaft des Kantons Aargau mit einem Vortrage über die Schicksale des Rathauses begrüßen. Lange Jahre Kustos der Historischen Sammlung.

PUBLIKATIONEN: *Geschichte der Stadt Rheinfelden*, Aarau 1909. – *Das Wirtshaus «Zu den 3 Königen in Rheinfelden»*. – *Das Rathaus von Rheinfelden*, gedruckter Vortrag von 1912.

NACHRUFE: *Der Katholik*, Nr. 4 vom 27. Januar 1923, und Nr. 6 vom 10. Februar 1923. – *Volksstimme aus dem Fricktal* vom 27. Januar 1923. – *Aargauer Tagblatt*, Nr. 25 vom 30. Januar 1923.

Anton Senti 131

Bürli, Friedrich Joseph, * 28. Mai 1813 in Baden, † 2. Juli 1889 in Hottingen/Zürich, Fürsprecher, Stadtammann, Stände- und Nationalrat. Letzter Sproß eines 1620 in Baden eingebürgerten Geschlechtes, widmete er sich nach Besuch der Stadtschulen und der Aargauischen Kantonschule vermutlich an deutschen Universitäten dem Studium der Rechtswissenschaft und wurde Fürsprecher; 1842 bis 1844 Ratsschreiber des Kantons Aargau, 1847 Stadtrat, 1853 bis 1862 Stadtammann von Baden, 1852 bis 1880 Mitglied des Großen Rates, den er dreimal präsidierte. Vom aargauischen Parlament wurde er während zwei Amtsdauern, 1858/60 und 1864/66 in die eidgenössische Ständekammer abgeordnet. Zwischenhinein, von 1860 bis 1864, und dann wieder von 1866 bis 1872 war er als Vertreter des dritten aargauischen Wahlkreises Mitglied des Nationalrates. Im Hauptberuf führte er ein Anwaltsbureau in Baden. Politisch dem aargauischen Radikalismus verhaftet, wie die Badener Dorer, Borsinger und Hanauer, bemühte er sich seit Beginn der vierziger Jahre um die Gründung der ersten schweizerischen Eisenbahn von Zürich nach Baden und war Mitglied der städtischen Eisenbahnkommission. In die Zeit seines Stadtammannamtes fällt der Bau des großen, damals als vorbildlich aner-

kannten Schulhauses von 1856/57, ausgeführt von Architekt Robert Moser. Dem Bau mußte der Abbruch der an jenem Platze befindlichen Konventgebäude des Kapuzinerklosters vorausgehen, was nicht ohne Opposition der Konservativen geschah.

Von 1872 weg war Bürli einer der eifrigsten Befürworter der Schweizerischen Nationalbahn, die unter Umgehung der Stadt Zürich und im «Kampf gegen die Eisenbahnbarone» als Konkurrenzlinie vom Bodensee bis in die Westschweiz gedacht war. Deren Finanzierung sollte auf demokratischer Grundlage, zur Hauptsache durch die anliegenden Gemeinden, geschehen. Zur Gründung der Gesellschaft für die von Winterthur nach Zofingen geplante Westsektion wurde im August 1873 unter dem Vorsitz Bürli's die konstituierende Versammlung im Schwurgerichtssaal Baden abgehalten. Diese genehmigte die Statuten der Gesellschaft und wählte den leitenden Ausschuß sowie den Verwaltungsrat. Der Ausschuß zählte neben dem Winterthurer Stadtschreiber Ziegler als Präsidenten, den Nationalrat Bürli, den Winterthurer Stadtrat Huggenberg, den Zofinger Zimmerli und den Lenzburger Märki. Der schon bei der Vollendung des Baues unvermeidliche Konkurs und die Katastrophe, die über die aargauischen Garantiestädte Baden, Lenzburg und Zofingen wie über Mellingen hereinbrach, mögen Bürli stark zugesetzt haben. Hinzu kamen schwere Schicksalsschläge in seiner Familie. Er verlor auf tragische Weise den einzigen Sohn und bald darauf seine Gattin. Den Rest seines Lebens verbrachte er bei Angehörigen in Hottingen, wo der Tod ihn von einem freudlosen Dasein und von längerer Krankheit erlöste.

QUELLEN: Stadtarchiv Baden, Protokolle des Gemeinderates. – *Badener Tagblatt* vom 2. und 4. Juli 1889. – *150 Jahre Kanton Aargau im Lichte der Zahlen*, S. 169. – R. LEUTHOLD, *Aus der Entstehungsgeschichte der ersten schweizerischen Eisenbahn von Zürich nach Baden 1836–1847*, in *Argovia*, Band 59. – B. FRICKER,

Geschichte der Stadt und Bäder zu Baden. – O. MITTLER, *Aargauische Städte in der Tragödie um die Nationalbahn*, in *Badener Neujahrsblätter* 1956.

Otto Mittler 132

Bürli, Gottwald, * 24. März 1848 in Klingnau, † 14. September 1920 in Basel, Organist und Musikdirektor in Baden. Besuch der Primarschule Klingnau und des Seminars Wettingen, hier neben Heinrich Lochbrunner von Laufenburg bis 1869 begabter Schüler des Musiklehrers F. Link. 1869 bis 1874 Primarlehrer seiner Vaterstadt, wo er die Knabenmusik gründete. 1874 bis 1879 Studium am Konservatorium Stuttgart, darauf Organist, Gesang- und Musiklehrer in Klingnau und Zurzach, 1882 bis 1889 in gleicher Eigenschaft in Aarburg, wo er auch am privaten Lehrerinnenseminar wirkte. 1889 erhielt er den Ruf als Organist und Leiter des katholischen Kirchenchors nach Baden, wo er vorher schon in Konzerten seines Vorgängers, des berühmten Franz Joseph Breitenbach, und Theodor Raubers als stimmbegabter Tenor viel Anerkennung erworben hatte. Im selben Jahr übertrug man ihm den Unterricht im Violinspiel und in Liturgie am Seminar Wettingen, 1892 auch den Instrumentalunterricht an der Bezirksschule Baden.

Bürli hat als Gesangspädagoge und Chorleiter ausgezeichnet gewirkt. Neben vorzüglich einstudierten Orchestermessen brachte er bedeutende Karwochenkonzerte in der Stadtkirche, wiederholt auch größere Oratorien im Casino mit der «Caecilia» zur Aufführung. Unter diesen Veranstaltungen bildete wohl am Palmsonntag 1914 das *Requiem* von Verdi einen Höhepunkt. Die starke berufliche Inanspruchnahme ließ dem musikalisch vielseitig begabten Direktor wenig Zeit zu eigenen Kompositionen. Dagegen hat er mit seinem Badener Kollegen Theodor Rauber, dem Organisten an der reformierten Kirche und Gesanglehrer der Bezirksschule, ein *Gesanglehrmittel für die aargauischen Schulen* herausgegeben, in dem er den theoretischen Teil verfaßte. 1919

trat er von seinen Ämtern zurück. Dem Otium des kunstbegeisterten, lebenswürdigen Menschen machte indessen eine Operation in Basel ein überraschend schnelles Ende.

NACHRUFE: *Aargauer Volksblatt*, *Badener Tagblatt*, *Schweizer Freie Presse* und *Badener Fremdenblatt* vom September 1920.

Otto Mittler 133

Busch, Franz Christian, * 23. November 1802 in Straßburg, † 25. Oktober 1875 in Zofingen. Nach dem Besuch des Gymnasiums in seiner Vaterstadt Straßburg widmete sich Busch an der dortigen Akademie einleitenden Studien über Philosophie, Philologie und Theologie. 1825 ließ er sich als Privatlehrer für französische und deutsche Sprache in Luzern nieder. Ein Jahr später bestand er das aargauische Staatsexamen «mit Vorzug», um kurz darauf als Lehrer an die Sekundarschule Zofingen gewählt zu werden. Seit 1835 wirkte er an der neugegründeten Bezirksschule in Zofingen, das ihm inzwischen zur zweiten Heimat geworden war, als Lehrer für Deutsch, Französisch, Geographie und Geschichte. Wegen eines schweren Brustleidens mußte er 1864 seinen Beruf aufgeben. In der Folge widmete er sich im vermehrtem Maße der Wissenschaft und der Dichtkunst.

Als Mensch und Lehrer war Busch ein ausgezeichnete Erzieher; viele Aufsätze und Vorträge kennzeichnen sein großes Verständnis für die Probleme der Jugend-erziehung. Busch war ein anspruchsloser, gemütsreicher Mensch und wegen seines heitern Wesens ein gern gesehener und stets willkommener Gast. Festliche Anlässe begrüßte er oft mit einem Gedicht, auch pflegte er bei solchen Gelegenheiten als Sänger und Musiker mitzuwirken. So oft es ihm möglich war, wanderte er über die Hügel und durch die Wälder seiner Heimat. Manch tiefen Gedanken, der sich ihm bei diesen Wanderungen aufdrängte, finden wir in seinen, von großer Herzensbildung zeugenden, feinsinnigen Gedichten.

VERÖFFENTLICHUNGEN: Vier pädagogische Aufsätze im 4. Jahrgang des *Schweizerischen Schulboten*, Aarau 1834, sowie im 2. und 6. Jahrgang der *Allgemeinen Schweizerischen Schulblätter*, Aarau 1836/40. *Schulwörterbuch der französischen Sprache*, Aarau 1846. *Schillers Leben und Wirken*, Vortrag am Schillerfest 10. November 1859, Lenzburg 1860. Eine Auswahl seiner Gedichte hat Professor ALBERT SCHUMANN herausgegeben, Aarau 1877; das Bändchen enthält folgende Zyklen: Tages- und Jahreszeiten, Niklaus Thut, Kadettenlieder, Verschiedenes in Ernst und Humor, Mundartliches.

LITERATUR: ALBERT SCHUMANN, *Aargauische Schriftsteller*, 1888. – Nekrolog im *Zofinger Tagblatt*, Nr. 256 vom 29. Oktober 1875. *Der Schweizer-Bote* 1875, Nr. 256.

Ernst Lehmann 134

Bütler, Anton, * 12. August 1819 in Auw, Bezirk Muri, † 18. November 1874 in Luzern, Kunstmaler. Er war der Sohn des Kunstmalers Niklaus Bütler von Auw (1786–1864), wurde in Küßnacht geboren, wohin die Familie übersiedelt war, und besuchte dort die Primarschule. Schon früh half er dem Vater im Atelier und erwarb sich eine vielseitige Technik, so daß er mit 16 Jahren die Akademie in München beziehen konnte, wo Cornelius den jungen Kunstbessenen zu Hilfe zog bei Ausführung seiner Fresken in der Sankt-Ludwigs-Kirche.

Um 1840 begann er in Luzern seine reiche Tätigkeit mit der Ausschmückung des Großratsaales (Originalskizze von 1844: Bürgerbibliothek in Luzern; Abbildung: *HBL*, Band IV, S. 765). Es folgten Altarbilder, Sujets aus der Schweizer Geschichte und geschickt gemalte Porträts.

1848 bezog A. Bütler die Akademie in Düsseldorf, wo unter Direktor Schadow sein Bild *Der sterbende Struthan Winkelried* entstand. Von 1855 an weilte unser Künstler zwei Jahre lang mit Cornelius in Rom, war dann wieder in Luzern, siedelte 1865 zu seinem Bruder Josef Niklaus nach Düsseldorf über und kam später nach Luzern zurück, wo er bis ans Lebensende unermüdlich tätig war.

A. Bütler war ein reichbegabter Künstler und überaus fruchtbar. Das *Schweize-*

rische Künstler-Lexikon enthält das fast vollzählige Verzeichnis seiner Bilder, welche Kirchen und Altäre schmücken, in Kunstsammlungen verwahrt sind oder an Ausstellungen seinerzeit zu sehen waren.

Wir geben nachstehend die Liste jener Werke A. Bütlers, die von H. Jenny in seinem Kunstführer und von X. von Moos und J. Reinle bei Anlaß der Inventarisierung der Luzerner Kunstdenkmäler festgestellt worden sind:

In der Kirche Malters: Gemälde der Seitenaltäre, *Ungläubiger Thomas* und *Jesus als Kinderfreund*. – In der Kirche Vitznau: Mittelfeld der Decke, *Verklärung Christi*, 1842, Kopie nach Raffaels Gemälde im Vatikan; vermutlich auch das ovale Deckenbild des Chores, *Drei Frauengestalten, Glaube, Hoffnung und Liebe*; Gemälde des Hochaltars, *Christus am Kreuze*, 1843; Bilder der Seitenaltäre, links *Weihnacht*, rechts *Auferstehung Christi*; Bilder der Aufbauten am Hochaltar und an den Seitenaltären. – In der Schutzengel- oder Kinderkapelle im Klosterhof in St. Gallen, Deckenbild. – In der Frühbarockkirche in Flüelen, jetzt profaniert, Deckenmalereien. – In der neugotischen Kirche von Leuggern, Stationen 1850. – Im Pfarrhaus in Meggen, ein Kruzifixus, Öl auf Leinwand, 1838.

Anno 1863 schuf A. Bütler die neue Wandbemalung des Rathausturmes in Luzern in historisch-patriotischem Stil (*Tod des Schultheißen Gundoldingen bei Sempach*). Sein letztes Werk galt der Tellskapelle in Küßnacht, die er 1874 mit Fresken zur Tellsgeschichte schmückte.

Neben diesen größern Werken sind folgende kleinere Arbeiten von A. Bütler zu nennen: Eine Lithographie, darstellend die alte Stiftertafel aus der Beinhauskapelle St. Leonhard bei der Hofkirche Luzern, wiedergegeben im *Geschichtsfreund* 27, Tafel 1. – Die Nachzeichnung von Wandgemälderesten, die 1866 am Hause des Kornmarktes 8 in Luzern entdeckt wurden: *Fechtende Kriegerpaare*, wiedergegeben im *Geschichtsfreund* 35, Jahrgang 1, Tafel 2. – Eine Bleistift-

zeichnung von der Spreuerbrücke und dem Gelände vor dem Baslertor in Luzern, um 1840/50. – Eine Darstellung des Luzerner Juliusbanners vom Jahre 1512 (*Geschichtsfreund* 30, S. 176).

In der Konkurrenz für das Rütliprojekt erhielt A. Bütler 1864 vom schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein die goldene Preismedaille, die in der antiquarischen Sammlung in Aarau verwahrt wird.

LITERATUR: *Schweizerisches Künstler-Lexikon* I, 231 ff., IV, 78. – U. THIEME, *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler* V, 199. – STAMMLER, *Die Pflege der Kunst im Aargau*, S. 194. – *HBL* 11, 419. – H. JENNY, *Kunstführer der Schweiz. – Kunstdenkmäler Luzern* I, 425, 469, 516, 517; II, 168; III, 292.

Franz Rohner † 135

Bütler, (Verena) Mutter Maria Bernarda, von Auw. * 28. Mai 1848 in Auw, † 19. Mai 1924 in Cartagena, Kolumbien. Tochter des Heinrich Bütler (der «Meißen»), Landwirt und Küfer in Auw, und der Katharina Bütler («Müllers») von Auw, viertes von acht Kindern einer kernig-christlichen Familie, wächst das geweckte Mädchen unter der Obhut der Eltern in einer Atmosphäre der Ordnung, Schaffigkeit und friedlichen Liebe harmonisch heran. Die Schulbank bleibt immerhin der fleißigen Schülerin beim Oberlehrer Johann Bütler, der sie trefflich beeinflusst, eine Qual; Spielplatz, Wies' und Feld sind ihr Genuß. Nach der Primarzeit im väterlichen Betriebe emsig zugreifend, pflegt sie eine gesunde Frömmigkeit und spürt mit 17 Jahren den deutlichen Ruf ins Kloster.

Nach manchen Hindernissen tritt sie, unter der klugen Wegleitung ihres Orts Pfarrers Sebastian Villiger, 1867 ins Kapuzinerinnenkloster Maria Hilf zu Altstätten SG. Dort vertraut mit dem franziskanischen Lebensideal, begeistert vor allem für die volle freiwillige Armut der heiligen Klara, legt sie am 4. Oktober 1871 als Maria Bernarda Profesß ab. Der jungen Schwester wird die Leitung der ausgedehnten (damals noch selbstgeführten)

Landwirtschaft ums Kloster und in der Rheinebene als Schaffnerin anvertraut, dann das Amt der Novizenmeisterin und Assistentin, bis sie, erst 32jährig, 1880 zur Oberin gewählt wird. Zielsicher organisiert sie die landwirtschaftliche Pacht, erneuert die klösterliche Disziplin, saniert die Finanzen, hebt das Schulwesen auf der Primar- und Sekundarstufe, empfängt Ratsuchende aus allen Kreisen und zieht für das Kloster einen erstaunlich großen, ja überzähligen Nachwuchs heran. Sie kann mit Recht als die Retterin des Klosters betrachtet werden.

Im Juni 1888 verwirklicht sie den längst vernommenen Missionsruf und begründet mit sechs andern Schwestern, rechtlich von Maria Hilf gelöst, im Bistum Portoviejo (Ecuador) unter schwierigsten Umständen die neue Genossenschaft der «Franziskaner-Missionsschwestern von Maria Hilf», mit erstem Sitz in Chone. Ihre hilfsbereite Anspruchslosigkeit erobert rasch die religiös tiefstehende Bevölkerung. Maria Bernarda wagt zwei Filialgründungen, dann eine dritte in Kolumbien (Tuquerres), die sich später verselbständigt, doch 1895 vertreibt die Revolution des Loy Alfaro sie und ihre geistlichen Töchter an die karibische Küste nach Cartagena. – Dort von Bischof Eugenio Biffi herzlich aufgenommen, errichtet sie im verwaisten Frauenspital «Obra Pia» Mutterhaus, Noviziat und erste Schulen, die heute Kindergarten, Primar-, Sekundar- und Handelsschule, Lehrerinnenseminar und Mädchengymnasium umfassen, neuestens in den modernen Neubau des Landgutes Providencia verlegt. Betreuung von Jugend, Kranken und Armen ist ihr Wirkungsfeld. 1904 ersteht das Noviziatshaus Gaißau im Vorarlberg, 1911 die Provinz Südbrasilien. Seit 1903 sozusagen ständig leidend, vertraut sie das Organisatorische weitgehend ihrer Assistentin M. Rosa Holenstein an. Und doch ist M. Bernarda ganz die Seele ihres Werkes. Ein begnadetes Innenleben, wachsende Leiden, die geistige Schulung der Genossenschaft sind die Signatur ihrer

missionarischen Leistung. Ihre allmonatlichen Sendschreiben an sämtliche Häuser lesen sich schlicht und herzlich, atmen aber auch Energie, Weisheit und Großzügigkeit. Naturwüchsigkeit und Sprache der Freiämterin verleugnet sie nie; ihre mystischen Schriften (Tagebücher, im Gehorsam aufgezeichnet) verraten eine bäuerliche Bildhaftigkeit. Diese große Frau ist ebenso wirklichkeitsnahe wie idealgerichtet, Frauliches und Mannhaftes in sich vereinigend. 1920 legt sie ihr Amt nieder und vollendet 1924 als die Kleinste und Gehorsamste ihr tapferes Leben nach schweren Leiden.

Für ihre Seligsprechung wurden 1949 bis 1951 die bischöflichen Prozesse in Kolumbien und in der Schweiz durchgeführt, am 16. März 1956 in Cartagena ihre Gebeine enthoben, rekognosziert und unter gewaltiger, staatlicher Anteilnahme in der Kirche des neuen Mutterhauses beigesetzt. Dabei ließen Pfarrei und Gemeinde Auw durch ihren Vertreter zwei Urkunden der heimatlichen Verbundenheit in den neuen Sarg legen.

LITERATUR: Tagebücher, 39 Hefte, 1906 bis 1924, Manuskript, Vizepostulation, Altstätten. – JOSEFA ULBRICH, *Leben der Mutter M. Bernarda*, Manuskript, Cartagena 1935. – P. BEDA MAYER, OFM Cap., *Eine Opferseele*, Selbstverlag, Josefshaus Gaißau 1952. – PEDRO ADAM BRIOSCHI, GRAN LUTO, *Necrologia de la Rev. ma Madre M. Bernarda*, Cartagena 1924. – P. ERICH EBERLE, OFM Cap., *Missionsideale*, Vizepostulation, Altstätten 1955. – P. BEDA MAYER, OFM Cap., *Gnadenfrühling*, Maria Bernarda Bütler erzählt ihre Jugend, Vizepostulation, Altstätten 1957.

Erich Eberle 136

Bütler, Niklaus, * 28. Oktober 1786 in Auw, Freiamt, † 14. November 1864 in Luzern, Maler. Die Bütler sind ein alteingesessenes Geschlecht des aargauischen Freiamtes und waren von jeher in Auw und Umgebung niedergelassen. Niklaus Bütler erhielt seine künstlerische Ausbildung bei den Malern Wüest und Huber in Zürich, siedelte um 1820 von Auw nach Küßnacht SZ über und malte in der Folge-

zeit Kirchenbilder, historische Szenen, Theaterkulissen, Porträts und auch Möbel, die im Stile jener Zeit, auf graublauem Farbgrund bunten Blumenschmuck zeigten. Seine Spezialität waren Kirchendekorationen und heilige Gräber, wie sie in den katholischen Kirchen in der Karwoche üblich waren. 1839 ließ sich Bütler in Luzern nieder, wo er für seine Familie ein besseres Auskommen erhoffte. Die ökonomische Lage zwang ihn, bis in die letzten Tage seines hohen Alters tätig zu sein, wobei er, wie Leonardo da Vinci, den Pinsel stets mit der linken Hand führte. Von seinen Werken werden erwähnt: *Raub der Proserpina*, *Ein Lumpensammler*, *Rauchender Bauer im Hirtenhemde* und *Geßlers Tod*, monumentales Leinwandgemälde für die Tellskapelle in Küßnacht 1834.

Niklaus Bütler hinterließ drei Söhne, Anton, Josef-Niklaus und Clemens, die in seine Fußstapfen traten und sich der Kunst widmeten.

LITERATUR: *Schweizerisches Künstler-Lexikon I*, 234. – ULRICH THIEME, *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler V*, 200. – *Luzerner Tagblatt*, Nr. 316 vom 16. November 1864. – *HBL II*, 419. Franz Rohner † 137

Bütler, Placid, * 20. November 1859 in Beinwil (Freiamt), † 3. August 1928 in St. Gallen. Nach dem Besuche der Bezirksschule in Muri setzte der ebenso begabte wie lerneifrige Knabe, Sohn eines Lehrers, der außerdem ein Bauerngut bewirtschaftete, seine Studien an der Kantonschule in Aarau fort, wo er 1878 die Maturitätsprüfung ablegte. In den dort verbrachten Jahren trat er in persönliche Beziehungen zu Augustin Keller, der einst Lehrer seines Vaters gewesen war. Zum Studium der Geschichte, der Germanistik sowie der deutschen und französischen Literatur bezog er zunächst die Universität Zürich; vor allem fesselte ihn Georg von Wyß, Ordinarius für Schweizergeschichte und Präsident der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft, der ihm während seiner ganzen Studienzeit ein treuer

Berater blieb. Sodann besuchte er die Vorlesungen Professor Gerold Meyers von Knonau und der ehemaligen Achtundvierziger Johannes Scherr und Gottfried Kinkel. Auf die drei Zürcher Semester folgten zwei in Basel; hier waren es namentlich Jakob Burckhardt mit seiner Vorlesung über die griechische Kultur und über die Kultur und Kunst der Renaissance, sowie Moritz Heyne mit seiner Einführung in die Germanistik, welche ihm nachhaltige Eindrücke vermittelten. Letzte Universitätsstadt war Genf; neben seinen fachlichen und sprachlichen Studien unterrichtete er an einer Privatschule. Im Oktober 1882 bestand er in Aarau die Bezirkslehrerprüfung. Auf Grund der ausgezeichneten Prüfung in Geschichte berief ihn der aargauische Erziehungsrat bald darauf als Stellvertreter des erkrankten Geschichtsprofessors an die Kantonsschule; während des Schuljahres 1883/1884 erteilte er Geschichtsunterricht am Progymnasium und Gymnasium. Im Frühjahr 1885 fand die Doktorpromotion an der Universität Zürich statt. 1884 bis 1887 war er Lehrer am neugegründeten Institut Wiget in Rorschach, dann während zweieinhalb Jahren an der Bezirksschule in Baden, 1890 bis 1898 am kantonalen Lehrerseminar in Rorschach. Vom Frühjahr 1898 bis Frühjahr 1925 unterrichtete er an der Kantonsschule St. Gallen, zunächst an allen Abteilungen in den Fächern: Deutsch, Französisch, Geschichte und Geographie, von 1907 an als Nachfolger von Johannes Dierauer ausschließlich in Geschichte am Gymnasium von der vierten Klasse an.

Der Schwerpunkt seiner Tätigkeit liegt in seiner Wirksamkeit am Gymnasium; sein Geschichtsunterricht ging vom Tatsächlichen aus, wie er denn von «jener wissenschaftlichen Schule herkam, die sich vor allem der Quellenforschung und Quellenedition gewidmet hatte». Das Geschichtsphilosophische ging ihm ab; was er seinen Schülern bot, war eine sachliche Darstellung des Geschichtsverlaufes, politisch allerdings auf eindeutig freisinni-

ger Grundlage fußend, wobei – für den Lehrerfolg von Bedeutung – die starke Persönlichkeit Bütlers stets angenehm in Erscheinung trat. Als Geschichtsforscher hat er sich namentlich einen Namen gemacht durch seine Arbeiten über die sanktgallische Lokalgeschichte; Äbte und Dynasten, Landschaften und Gemeinden zogen ihn an. Kein Forscher hat zur Aufhellung des sanktgallischen Feudaladels mehr getan als Bütler. Von 1886 bis zu seinem Tode gehörte er dem historischen Verein an, in dem er eine reiche Vortragstätigkeit entwickelte und den er als Nachfolger von Dr. Hermann Wartmann von 1919 bis 1924 präsidierte. Eine gewisse Tragik mag darin liegen, daß ihm nach eigener Äußerung in seinem Leben, sowohl in der Schule als Nachfolger Dierauers wie in der Leitung des historischen Vereins als Nachfolger Wartmanns eine Caprivi-Rolle zufiel. Treffend zeichnete ihn ein ehemaliger Kollege katholisch-konservativer Richtung in einer Traueransprache: «Als Präsident des historischen Vereins stellte sich Bütler bescheiden in den Schatten seines großen Vorgängers (Wartmann), aber seine Leistung war tüchtig und geschickt, wie alles, was er unternahm. Als Freund war er treu und zuverlässig, als Gesellschafter anregend und feinsinnig, als Gelehrter weit bekannt und hoch geachtet, alles in allem: eine vornehme Natur, ein Geist von edelstem Gepräge.»

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Friedrich VII., der letzte Graf von Toggenburg*, Diss., erschienen in Band 22 (1887) und 25 (1891) der *Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte*, St. Gallen. – Weitere Arbeiten zur sanktgallischen und ostschweizerischen Geschichte namentlich des Mittelalters erschienen ebendort, Band 34 (1914) und 36 (1920), im *St. Galler Neujahrsblatt 1894, 1916 und 1922*, in den *Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung*, Hefte 41, 44, 47, 55 und 56, im *Jahrbuch für Schweizer Geschichte*, Band 22 (1897), 29 (1904) und 43 (1918), im *Anzeiger für Schweizerische Geschichte*, Neue Folge, Band 11 (1910/1913), 12 (1914) und 17 (1919), in den *Thurgauischen Beiträgen zur vaterlän-*

dischen Geschichte, Hefte 55 und 56 (1915/1916). – Erwähnt seien sodann die Arbeiten *Die Beziehungen der Reichsstadt Rottweil zur Schweiz. Eidgenossenschaft bis 1528*, im *Jahrbuch für Schweizer Geschichte*, Band 33 (1908), und *Die Freiherren von Brandis*, daselbst, Band 36 (1911). – Gemeinsam mit TRAUGOTT SCHIESS bearbeitete BÜTLER Band 5 (1412 bis 1442) des *Urkundenbuchs der Abtei St. Gallen* (1913). Seiner engern Heimat widmete er *Aus der Vergangenheit einer Bauerngemeinde im obern Freiamt, Beinwil bei Muri*, im *Taschenbuch der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau 1923*. – Endlich war BÜTLER auch Mitarbeiter am HBL.

LITERATUR: Gedenkschrift: *Zum Andenken an Prof. Dr. Placid Bütler*. – HBL, Band II, S. 419. – Nachruf von Professor WILHELM EHRENZELLER in der Sitzung des historischen Vereins des Kantons Sankt Gallen vom 24. Oktober 1928, im wesentlichen wiedergegeben in der *St. Galler Schreibmappe 1928*, S. 49. – Nachruf von Professor WERNER NÄF, Bern, im *Mitteilungsblatt des Kantonsschulvereins St. Gallen*, Nr. 9, vom September 1929. – *Ostschweiz*, Nr. 368, 1928 (Abschiedswort von Professor Egli bei der Bestattungsfeier vom 6. August 1928). – *St. Galler Tagblatt*, Nr. 362, 363, 367 und 368, 1928. Paul Mäder 138

Byland, Charles, von Veltheim, Heraldiker, * 14. Oktober 1888, † 16. Mai 1915. Charles Byland ist in Montreux geboren, doch siedelte seine Familie, als er das schulpflichtige Alter erreicht hatte, nach Bern über, wo er die Lerberschule und anschließend das Freie Gymnasium besuchte. Trotzdem sich schon früh die Anzeichen einer tuberkulösen Erkrankung zeigten, bestand er 1907 die Maturität, aber seine Laufbahn für das höhere Lehramt philologisch-historischer Richtung war in Frage gestellt, da zahlreiche Kuraufenthalte keine völlige Heilung herbeizuführen vermochten. Bald mußte er das Hochschulstudium, das er mit Unterbrüchen begonnen hatte, aufgeben, setzte indessen, seinem Bildungsdrange folgend, die Studien auf privater Grundlage fort und eignete sich ein erstaunliches Wissen auf dem Gebiete der historischen Hilfswissenschaften an. Insbesondere fühlte er sich zur Heraldik hingezogen, der sein

mißlicher Gesundheitszustand und die damit verbundene Beschränkung aufs Krankenzimmer am besten gewachsen war. Seit 1910 war Charles Byland einer der rührigsten Mitarbeiter des *Schweizer Archivs für Heraldik*, in welchem er zahlreiche Abhandlungen von großer historischer Genauigkeit und scharfsinniger Beweisführung und Beobachtung veröffentlichte. Mit Dr. Walther Merz, der die aargauischen Ortswappen bearbeitete, war Charles Byland der eifrigste Förderer der Gemeindeheraldik, insbesondere für den Kanton Bern. Zur Abklärung der Lausanner Wappenfrage hat er das meiste beigetragen. Seine nach streng wissenschaftlichen Methoden aufgebaute schweizerische Ortswappensammlung, die 1100 Nummern umfaßt, befindet sich heute in der Bibliothek der Schweizerischen Heraldischen Gesellschaft. In den auf selbständigem Urteil beruhenden Besprechungen über heraldische Publikationen trat er dem sich in verschiedenen Beziehungen breitmachenden Dilettantismus auf dem Gebiete der Heraldik aufs schärfste entgegen und bereicherte damit die wissenschaftliche Bibliographie seines Fachgebietes. Sein größtes Verdienst um die schweizerische Heraldik ist jedoch das mit peinlicher Genauigkeit bearbeitete Orts-, Personen- und Sachregister der ersten 24 Jahrgänge des *Heraldischen Archivs* (1887–1910), das er in vierjähriger Arbeit, zum Teil auf dem Krankenlager, zusammenstellte. Daneben beschäftigte sich Charles Byland auch mit genealogischen und lokalhistorischen Studien. Verschiedene Arbeiten sind seiner Heimatgemeinde Veltheim gewidmet; eine Studie über die Herren von Ägerten für das *Genealogische Handbuch zur Schweizergeschichte* blieb leider unvollendet. Er starb, erst 27 Jahre alt, kurz nachdem er das Hochschulstudium wieder aufgenommen hatte, im Geiste durch das heroisch ertragene Leiden ungebrochen und noch in seiner Sterbestunde bedauernd, der geliebten Wissenschaft nicht länger dienen zu können.

PUBLIKATIONEN: *Inhaltsverzeichnis der fünf- und zwanzig ersten Jahrgänge des Schweizer Archiv für Heraldik, 1887–1911*, Zürich 1916. – Aufsätze und Rezensionen im *Schweizer Archiv für Heraldik*, 1910 bis 1914, unter anderem: *Einiges über schweizerische Ortsheraldik* (1915, S. 198), *Heraldische Schnitzer* (1910, S. 226), *Heraldische Reklame* (1913, S. 155) usw.

QUELLEN: Nekrolog von E. B. in der Gesellschaftschronik des *Schweizer Archivs für Heraldik* 1915, Nr. 3, S. 174 ff. Mit Bild.

Nold Halder 139

Christen, Johann Jakob, * 1. August 1773, † 12. März 1852 in Aarau, ursprünglich von Schnerzenbach, Gemeinde Ochlenberg BE, seit 1812 Bürger von Aarau, bekam dank seiner außergewöhnlichen Intelligenz sehr jung schon eine verantwortungsvolle Stelle als Geschäftsführer in Bern. Im Jahre 1803 gründete er eine Buchdruckerei mit Verlag und Buchhandlung in Aarau (die heutige Firma Wirz & Cie. seiner Nachfahren). Er gründete 1828 und druckte bis zuletzt die *Aargauer Zeitung* (1831–1847 *Neue Aargauer Zeitung*, dann bis zum Eingehen 1858 wieder *Aargauer Zeitung*), ein liberal-konservatives Oppositionsblatt gegen den Radikalismus (Schriftleiter oder Mitarbeiter: Stadtpfarrer Alois Vock, Pfarrer und Professor Abraham Emanuel Fröhlich, Professor Rud. Rauchenstein und andere), seit 1848 freisinniges Organ. Von seinen Verlagswerken waren die mit Gotthelf herausgegebenen *Alpenrosen* sowie der *Eidge-nössische Nationalkalender für das Schweizervolk* allgemein bekannt und beliebt. Außer der Belletristik gab er Schulbücher, pädagogische Schriften, wissenschaftliche Abhandlungen und insbesondere auch landwirtschaftliche Fachliteratur heraus. – Christen war ein enger, persönlicher Freund Pestalozzis, tüchtig, vielseitig und politisch sehr regsam.

Olga Wirz-Marti 140

Christen, Joseph Maria, Bildhauer, * 22. Februar 1767 in Buochs NW, † 30. März 1838 im damaligen bernischen

Altersheim Thorberg. Er entstammte einem verarmten Zweig der Nidwaldner Familie der Christen von Wolfenschießen. Sein erster Lehrer war der bedeutende Nidwaldner Maler Joh. Melchior Wyrsch, sein zweiter der Schaffhauser Bildhauer Alexander Trippel, bei dem er drei Jahre in Rom arbeitete und von dem er sich mit Begeisterung in die klassizistische Kunst-richtung einführen ließ. Dort wurde er auch mit der geistigen Elite aus ganz Europa bekannt, die sich im Atelier Trippels zu treffen pflegte. Auch der Freundeskreis um Goethe gehörte dazu. Der intimste Freund Goethes, Joh. Heinrich Meyer aus Stäfa, einer der anregendsten Kunstgelehrten jener Zeit und ein Kenner der Kunstschatze Roms, nahm sich angelegentlich des Bauernjungen aus Nidwalden an und vermittelte ihm auch theoretisch die Lehren des Klassizismus.

1791 ließ sich Christen für ein Jahr in Zürich nieder, wo er – von der Witwe Salomon Geßners protegiert – mit den dortigen aufgeklärten Kreisen bekannt wurde. Als er darauf versuchte, mit einigen protestantischen Schülern in Stans eine kleine Akademie zu gründen, erfuhr er – seiner aufgeklärten Gesinnung wegen – so viel Anfeindung, daß er nach Luzern übersiedeln mußte. Als er aber gar 1798, kurz vor dem Verzweiflungskampf der Nidwaldner – eine Protestantin, Rosine Scheuermann von Aarburg, heiratete, und zwar ohne kirchliche Dispens, nur mit der Erlaubnis des helvetischen Senats, war der Bruch mit seiner Heimat endgültig. Die Ehe wurde von Nidwalden nicht anerkannt und die zahlreichen Kinder Christens blieben armenrechtlich heimatlos, bis es Christen endlich – 1819 – durch die Vermittlung Heinrich Zschokkes gelang, in das Bürgerrecht der Stadt Aarau aufgenommen zu werden.

Hiebei spielten die vielen Aufträge, die er für den Aargau ausgeführt hatte, eine wichtige Rolle. Er wurde im Empfehlungsschreiben des Stadtrates an die Ortsbürgergemeinde unumwunden als bester Bildhauer der damaligen Schweiz ge-